3 1761 07962368 2

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/diehunnenimschwe00fisc

Die Hunnen

im schweizerischen Eifischthale

und ihre

Nachkommen bis auf die heutige Zeit.

Von

Ant. Karl Fischer.

Mit vielen in den Text gedruckten Illustrationen.

ZÜRICH.
Druck und Verlag: Art. Institut Orell Füssli.
1896.

Die

Hunnen im schweizerischen Eifischthale

und ihre

Nachkommen bis auf die heutige Zeit.

Von

Ant. Karl Fischer.

Mit vielen in den Text gedruckten Illustrationen.

ZÜRICH.
Druck und Verlag: Art. Institut Orell Füssli.
1896.

LIBRARY
NOV 7 1967
UNIVERSITY OF TORONTO

Inhalt.

Seite

Abstammung der Hunnen und ihre Zusammengehörigkeit mit den Ungarn 1
Brieflich eingeholte Berichte über die Hunnen- und Sarazenen-Niederlassungen überhaupt im Kanton Wallis 30
Verschiedene Werke über das Anniviers- oder Eifischthal 32
Allgemeines über das Wallis von einst und jetzt 35
Siders und seine Umgebung. Ruinen von Alt-Siders, Kloster Gerunden und der Guding-Turm 44
Verschiedene Wege ins Eifischthal. Beschreibung des Thales 52
Verschiedene Ansichten über die Abstammung der Eifischer 80
Umriss der Geschichte der »schwarzen Hunnen« und ihrer Abkömmlinge 96
Ansiedelung des Eifischthales durch eine Abteilung versprengter Hunnen. Einstige Unzugänglichkeit des Thales 124
Umrisse der Geschichte des Wallis 129
Legende von der Bekehrung der Eifischer zum Christentum 135
Geschichte des Eifischthales von der Bekehrung an 147
Die Mundart (Patois) der Eifischer. Dichtkunst und Lieder derselben. Spuren der hunnischen Schrift 156
Verzeichnis der Familiennamen des Eifischthales samt ihren Analogien in Ungarn und in griechischen und römischen Autoren 196
Verzeichnis der Ortsnamen des Eifischthales samt ihren Analogien in Ungarn 225
Ethnographische Beschreibung der Eifischer 248
Charakterzüge im Familien- und im öffentlichen Leben 250
Häuser und Scheunen 256
Kleidung 266
Nahrung 272
Fleiss und Sparsamkeit 273
Mannhaftigkeit bei Unglücksfällen 275
Grundbesitz und Viehstand 277
Gastfreundschaft 278
Vorliebe der Eifischer, grosse Vorräte von Lebensmitteln aufzuspeichern . 282
Wanderungen der Eifischer 283
Beschäftigung und Lebensweise 286

Seite
Pfarreien, politische Gemeinden und Verwaltung, Steuern und Gemeindearbeiten, Stiftungen, Schulen 296
Opfersteine im Eifischthale. Umrisse der Urreligion der Hunnen . . . 309
Der Weihtrunk bei den Hunnen, Ungarn und Eifischern 338
Verlobungs-, Hochzeits- und Taufgebräuche 347
Begräbnisfeierlichkeiten und Beschreibung des Gemeindehauses in Vissoie, in welchem das Totenmahl stattfindet 353
Alte Gräberfunde im Eifischthale 382
Überreichung der Erstlings-Alpenprodukte (Prémices) an den Pfarrer . . 384
Geisterwelt und Sagen 387
Ornamentik 400
Schlusswort 429

Abstammung der Hunnen und ihre Zusammengehörigkeit mit den Ungarn.

Ehe wir zum eigentlichen Thema, welches der Titel dieses Buches anzeigt, übergehen, müssen wir notwendigerweise einiges über den Ursprung der Hunnen und deren Zusammengehörigkeit mit den Magyaren d. i. Ungarn vorangehen lassen. Der Leser wird sich überzeugen, dass wir nicht schon hundertmal Dagewesenes abgeschrieben haben, sondern dass wir durch jahrelanges, gewissenhaftes Studium aus den Urquellen Gesammeltes vorlegen, welches geeignet ist, auf manche bisher noch nicht beleuchtete Stelle der Geschichte ein Licht zu werfen. [1])

Der Ursprung des hunnischen Volkes verliert sich in vorgeschichtlichem Dunkel. Die Überlieferungen sagen, dass Hunnen, Avaren und Magyaren stammesverwandt waren, und bezeichnen als ihre Wiege Skythien, d. h. das westliche Central-Asien und das Pontusgebiet, nämlich die nördlichen und nordwestlichen Gestade des Schwarzen Meeres. Wir müssen daher den Faden da aufnehmen, wo er uns vorliegt, und in seiner Richtung weiter forschen, inwieferne diese Überlieferung sich bestätigt. [2])

---

[1]) Was hier folgt, ist der kurze Auszug meines in ungarischer Sprache erschienenen Werkchens »*A hunok és magyarok fekete illetve fehér elnevezésének megfejtése*« (Erklärung der Benennungen schwarz, beziehungsweise weiss der Hunnen und Magyaren). *Budapest* 1888, 8°, welches, so Gott will, um vieles erweitert, möglichst bald auch in deutscher Sprache erscheinen wird. Hiezu ermutigt mich jene ehrende Anerkennung, welche dem Werkchen allgemein zuteil wurde, sowie die wiederholte Aufmunterung der Presse und zweier der hervorragendsten Mitglieder der ungarischen Akademie der Wissenschaften.

[2]) Wir dürfen unsere Forschungen nicht auf Hypothesen oder Behauptungen gründen, die niemand beweisen kann, sondern wir fangen mit denselben da an, wo die Sage aufhört und die Geschichte, d. i. die Berichte glaubwürdiger, hervorragender Autoren, anfängt.

Wir finden in der ungarischen Sprache als Urwörter Benennungen für Begriffe, welche im nordöstlichen Teile Europas nicht heimisch sind; die Magyaren kannten das Meer, das Kamel, den Löwen, die Weintraube, den Wein, die Birne, die Aprikose, die Melone, den Apfel, deren Benennungen sowohl die deutsche als auch die slavischen Sprachen meistens aus dem Lateinischen entlehnt haben. Die Ungarn mussten also dort herumgekommen sein, wo alles dies zu sehen war. Einige dieser Wörter sind dem Türkischen entnommen; es giebt aber auch in der persischen und armenischen Sprache viele Benennungen und Wörter, welche ähnlich lauten und denselben Begriff bezeichnen. Auch die Urreligion der Ungarn weist darauf hin, dass ihre ursprüngliche Heimat in der Nachbarschaft Armeniens, Persiens und Indiens zu suchen sei. In dieser Richtung also widerspricht, wie wir sehen, der Überlieferung nichts, denn Skythien war im Osten durch türkische Stämme, im Süden durch Persien und Armenien begrenzt.

Unsere weiteren Anhaltspunkte in der Forschung sind die Berichte der alten Historiker und Geographen; sie reichen hinauf bis zu Herodot, dem »Vater der Geschichtschreibung«; ja sie gehen noch weiter zurück, aber diese Quellen kennen wir noch nicht genau: die Keilinschriften im nachbarlichen Persien, Medien und Armenien; soviel jedoch wissen wir bereits, dass diese Inschriften auch der Chusen Erwähnung thun, welche durch die Armenier sowie auch durch die Araber als die Hunnen der Römer bezeichnet werden.

Aus dem aufmerksamen Studium der Beschreibung Skythiens durch Herodot gelangen wir zu der Überzeugung, dass in den südlichen Gouvernements des heutigen Russland schon zu seiner Zeit das gesamte hunnisch-magyarische Volk sesshaft war. Auf diesem Gebiete finden wir ausser dem skythischen Sammelnamen sehr viele Völkernamen, welche teils von der Auffassung der Griechen herrühren und den betreffenden Völkern selbst unbekannt waren (z. B. die der ackerbauenden, milchspeisenden, pferdemelkenden Skythen), teils aber die wirklichen Namen der

betreffenden Völker waren (z. B. die der Kasaren, Hunnen, Avaren, Bissenen, Jazygen, Palóczen, Daha, Saka, Gelonen, Budinen u. s. w.). Bei mehreren derselben finden wir diese Annahme bestätigt, da ihr Name jetzt noch als Völker- und Ortschaftsname in Ungarn fortlebt.

Bemerkenswert ist, dass ein oder der andere dieser vielen Völkernamen auch auf solche Völker angewendet wird, die man schon unter einem andern Namen kennt. So werden die kaukasischen Basilen von den armenischen Geschichtschreibern bald zu den Kasaren, bald zu den Hunnen gezählt; der Armenier Agathangelus nennt die kaukasischen Völker Hunnen, die Ungarn Centralasiens aber Chusen, welch letztere er wieder mit den Parthern identifiziert; Faustus Byzantinus nennt die kaukasischen Hunnen bald Hunnen, bald wieder Massageten; der Armenier Moses aus Chorene kennt sowohl die Kaukasier als auch die Centralasiaten, die er Hunnen, Chusen, Euthaliten, Saka, Daha und Massageten, in seiner Erdbeschreibung aber sogar Guda-Magari nennt; ebenso spricht er von kasarischen und basilischen Hunnen; bei Priscus Rhetor wechselt Skythe noch immer mit Hunne; in den Annalen von Fulda heisst es beim Jahre 894: »Avaren, die Hungarn (Hungari) genannt werden;« bei Anastasius heisst es: »die orientalischen Turken, die man Kasaren nennt;« Konstantin Porphyrogenitus weiss, dass die Ungarn, welche er Turken, einmal aber auch Mazaroi (*Μάζαροι*) nennt, in Lebedia den Namen Savartoiasphaloi führten; Nestor nennt die Petschenegen schwarze Ungarn u. s. w.

Dies nennen nun manche Historiker der Neuzeit ein Chaos, schütteln über diese Berichte höchst bedenklich die Köpfe und zeihen andere, die auf dieser Basis arbeiten, der Einfalt. Und doch sind die Berichte der alten Historiker kein Chaos; denn bei Strabo finden wir hierüber die jeden Zweifel beseitigende Erklärung. Strabo sagt unter anderem (im XI. Buche): »Am berühmtesten sind von den Daern (Dahaern) die Aparner;« die Aparner mussten demnach ein integrierender Teil der Dahaer sein, denn die Worte Strabos lauten ja gerade so, als wenn er

gesagt hätte: »von den Hellenen die Ionier«, oder »von den Germanen die Alemannen oder Sueben.« An einer anderen Stelle (im VII. Buche) drückt er sich noch deutlicher aus: »An den Mündungen des Ister,« sagt er, »liegt die grosse Insel Peuce; sie ist im Besitze der Basternen, die den Beinamen Peuciner haben.« Am deutlichsten jedoch spricht er (wieder im XI. Buche), wenn er sagt: »Die meisten Skythen, nämlich vom Kaspischen Meere an, heissen Dahaer, die von diesen mehr östlich wohnenden aber Massageten und Saka; die übrigen mit dem gemeinsamen Namen Skythen, *die aber wieder ihre eigenen Namen haben.*« Genau dasselbe wie Strabo berichtet uns auch der Byzantiner Procopius, indem er sagt, dass alle Völker nach den Kaspischen Thoren bis zum Mäotischen See Hunnen seien. Dann haben wir noch fernere Beweise, dass alle vom Kaspischen Meere bis an die Donaumündungen sesshaft gewesenen Völker unter sich verwandt waren, bei den zahlreichen armenischen Historikern, deren Reihe der syrische Gelehrte Mar-Ibas-Katina im II. Jahrhundert vor Chr. eröffnet, und die herabreicht bis über die Zeit hin, in der die Byzantiner dieses Geschäft von ihnen vollkommen übernommen hatten.

Auf dem ganzen hunnisch-magyarischen Gebiete, d. h. von den siebenbürgischen östlichen Karpathen angefangen bis beiläufig zum Aral-See, gab es also nur *ein* Volk, *eine* Nation, die, wie uns Jordanes berichtet, in zwei grosse Gruppen zerfiel; die eine, die westliche Gruppe, welche das Pontusgebiet beherrschte, waren die *Altziagiren*, oder die sogen. »*schwarzen*« *Hunnen*, die unter Attila und später, als Avaren, unter Baján ihre grösste Rolle spielten; die andere, die östliche oder kaspische Gruppe waren die *Saviren* oder *Hunuguren* d. i. die *Magyaren;* diese nannte man die »*weissen*« *Hunnen*. Sie gründeten unter Arpád ihr nun schon tausend Jahre bestehendes Reich.

Jede der beiden Gruppen zerfiel in je sieben Stämme und jeder Stamm in eine kleinere oder grössere Anzahl von Geschlechtern, von den lateinisch schreibenden ungarischen Chronisten »*gene-*

rationes, genus, tribus«, ungarisch »*nemzetség* (spr. nemsetschehg), *had*« genannt.

Sowohl die Stämme als auch die Geschlechter hatten ihre eigenen Namen; es war also nicht gefehlt, wenn z. B. ein Kabar sich auch Kasar oder schwarzer Hunne nannte, denn dem Tribus nach war er Kabar, der zum Stamme der Kasaren gehörte, welcher wieder einer der sieben schwarzen Hunnenstämme war.

Und nun besitzen wir die schlichte, ungekünstelte Erklärung eines ganz gewaltigen Rätsels. Ibn-Haukal spricht von schwarzen Kasaren, Nestor von weissen; andere Historiker wieder nennen schwarze und weisse Kumanen, schwarze und weisse Ugren, ebensolche Palóczen, Bissenen, die alle, schwarze sowie weisse, aus je sieben Stämmen bestanden. Dieser beinahe unbegreifliche Umstand ist nun einfach dahin zurückzuführen, dass es ein Kasaren-, ein Bissenen-, Avaren-, Kumanen-, Palóczenvolk als solches nie gegeben hat, sondern dass die im alten Skythien, dem hunnisch-magyarischen Gebiete, durch die alten Historiker aufgezählten vielen vermeintlichen Völkernamen nur die Namen der zweimal sieben hunnischen Hauptstämme und der zwei-dritthalbhundert Generationen, also nur die Namen der Bruchteile *eines* Volkes, *einer* Nation waren, die oft in grässlichen Kämpfen und in fremdem Interesse das Bruderblut unnützer- und leichtsinnigerweise vergossen. Es war geradezu lächerlich zu glauben, dass es so viele Völker, jedes aus schwarzen und weissen Gruppen und jede dieser letzteren wieder aus sieben (-sieben) Stämmen bestehend, gegeben habe. Schon der Umstand hätte auffallen müssen, dass mehrere dieser Völker als überaus mächtig und zahlreich geschildert waren und dass dennoch alle zusammen auf einem verhältnismässig winzigen Gebiete sich bewegten, auf dem bald der eine, bald der andere Name aufgetaucht war.

Das Band, welches die Zugehörigen der Generationen (Volksgeschlechter) aneinander d. h. an das bezügliche Geschlechtsoberhaupt knüpfte, war fester als das, welches die Gene-

rationen an den bezüglichen Stammesfürsten festhielt, denn gleich nach der Eroberung Ungarns zerstoben die (sieben weissen) Hauptstämme nach allen Richtungen des Landes, während jede Generation fest beisammen blieb, und das Gebiet, welches sie beherrschte, bildete ein kompaktes Ganzes, welches sich dann zum Komitat entwickelte.[1]) Das Andenken an die Tribusfürsten erhielt sich in den Obergespänen, den jetzigen Vorständen der Komitate, jenes an die Stammesfürsten aber erhielt sich in den Bannerherren. Einst trugen diese letzteren die Banner mit der Farbe des bezüglichen Stammes, jetzt (bei den Königskrönungen) die Banner des Reiches und der einstigen »partes adnexae«.[2])

Im grossen Ganzen darf man behaupten, dass der Name *Skythe* im V. Jahrhundert nach Chr. verschwindet und dem Namen *Hunne* (*Χοῦνοι*, *Οὖννοι*) Platz macht; Priscus Rhetor gebraucht noch beide, denn Attila nennt er Skythe, Edekon Hunne. Aber mit dem Namen Hunne teilt sich auch schon ein anderer in diese Völker, nämlich der Name *Turk* (*Τοῦρκοι*), mit welchem man fortan die östliche, die weisse, mit dem der Hunnen aber die westliche, die schwarze Völkergruppe zu bezeichnen anfing, obwohl mitunter diese Bezeichnung auf die Turken als östliche Hunnen und umgekehrt der Name Turk auf die Hunnen als westliche Turken angewendet wird. Aber bald nach diesem Zeitpunkte, d. h. im X. Jahrhundert, tauchte auch der Name *Magyar* (*Μάζαροι*) auf, welchen Konstantin Porphyrogenitus einmal auf die Turken im allgemeinen, aber auch als *Megyer* (*Μεγερή*) auf einen Stamm derselben allein

[1]) Der Chronist Simon von Kéza sagt, indem er vom Anrücken Arpáds schreibt, dass die ganze Nation (der Weissen) aus 108 Geschlechtern bestanden habe. Demgemäss gab es ursprünglich auch in Ungarn 108 Komitate. Die seither durch Vereinigung verschwundenen Komitate sind jene »verschollenen alten Komitate«, über welche Friedrich Pesty sein ausgezeichnetes Werk schrieb.

[2]) Es giebt auch jetzt 14 Banner, und ihre Anzahl entspricht genau der Anzahl der zweimal sieben Stämme. Die 14 Banner der letzten Krönung sind in der Matthias-kirche in Budapest aufbewahrt.

anwendet. Die späteren byzantinischen Historiker nennen die Magyaren teils *Hunnen* (Οὖννοι), teils *Ungroi* (Οὖγγροι), und Turken nennen sie nur mehr die richtigen Türken, d. h. die Vorfahren der heutigen Osmanen.

Was der Name Hunne, Turk, Magyar einst für eine Bedeutung, für einen Sinn hatte, ist heute absolut nicht mehr zu bestimmen; alle diesbezüglichen Auslegungen sind nur ein steriles Herumraten und Vermutungen, die niemand stichhaltig begründen kann.

Die zwei Gruppen der schwarzen und weissen Hunnen waren schon vor der Zeit Herodots unter dem Namen der *Melanchlänen* (Μελάγχλαινοι) d. h. Schwarzmäntler und *Albaner* (Ἀλβανοί) d. h. der Weissen bekannt. *Hecataus, Skylax*, dann *Herodot, Pomponius Mela, Strabo, Cornelius Tacitus, Ptolemäus Claudius, Ammianus Marcellinus* und andere Autoren schreiben von ihnen.[1]) Auch damals schon bewohnten sie jene Gebiete, die uns Jordanes als jene der Hunnen bezeichnet, nämlich die Melanchlänen das nördliche Gestade des »Schwarzen« Meeres, die Albaner aber das spätere Kiptschak, d. h. das heutige »Weissrussland«.

Nach dem Einzug der Magyaren in ihre jetzige Heimat finden wir die Epitheta schwarz und weiss auch in Ungarn vor. Der *hl. Bruno von Querfurt* (im XI. Jahrh.) nannte das eigentliche Ungarn »*Ungria alba*« (Weissungarn), Siebenbürgen aber »*Ungria nigra*«. Ganz übereinstimmend mit Bruno nennt auch der russische Chronist *Nestor* (im XII. Jahrh.) auf Grund

[1]) Es scheint zwar befremdend, dass, obwohl die meisten dieser Geographen und Historiker griechisch geschrieben haben, sie dennoch das Wort Ἀλβανία, Ἀλβανοί anwandten, welches nur ein lateinisches sein kann, weil es eben nur in dieser Sprache einen Sinn hat, in der griechischen aber nicht. Dieser Umstand lässt sich daraus erklären, dass zu jener Zeit die Römer die Beherrscher eines grossen Teiles der damals bekannten Welt und daher auch in Benennung von Örtlichkeiten massgebend waren.

älterer Aufzeichnungen die Magyaren Arpáds »*weisse*« Ungarn, die Bissenen (Petschenegen) aber »*schwarze*«. [1])

Griechen, Römer, Russen nannten also diese Farben. In der Gesichtsfarbe kann die Erklärung nicht gesucht werden, weil der Unterschied nicht so gross, nicht so in die Augen fallend sein konnte; dann müsste aber von einer Schwärze des Angesichts, die der Schwärze der Aethiopier[2]) gleichkam, heute noch etwas zu finden sein, was jedoch nicht der Fall ist. Noch weniger aber kann die Auslegung eines Müller, Cassel und Neumann gelten.[3]) Die Schwärze, die Weisse der Hunnen oder Magyaren musste also etwas in die Augen Stechendes sein. Und so ist es auch.

Hätte man das ungarische Volk der Beachtung gewürdigt, wäre man dem Leitfaden der alten Historiker nachgegangen und hätte man nicht boshafter- oder ungeschickterweise die Urheimat der Hunnen und Magyaren an den Grenzen Chinas gesucht, so wäre man sicherlich daraufgekommen, dass Hunnen und Ungarn ihre Epitheta »*schwarz*« und »*weiss*« thatsächlich von einem Mantel, [4]) einem Lodenmantel erhalten hatten, welcher

[1]) Schlözer, der Übersetzer und Kommentator Nestors, gesteht, dass er den Grund der Benennungen schwarz und weiss nicht kennt und begeht bei dieser Gelegenheit den unverzeihlichen Fehler, dass er das Epitheton schwarz auf die Magyaren Arpáds bezieht, wo doch Nestor klar und deutlich sagt, dass die *weissen* Ugren das slavische Land (Ungarn) eroberten.

[2]) Der hl. Bruno drückt sich so aus.

[3]) Diese schreiben den Fehler Schlözers, dass die Ungarn Arpáds die schwarzen gewesen seien, getreulich nach und sagen, dass sie diesen Beinamen deswegen erhalten hätten, weil sie die Sklaven der Kasaren gewesen seien, was aber auch nicht wahr ist, denn Kaiser Konstantin, der einzige, der des Verhältnisses zwischen beiden gedenkt, spricht klar und deutlich von *Bundesgenossenschaft* (*ὁμμαχοῦντες*). Auch finden wir in keiner Sprache bestätigt, dass das Wort »schwarz« jemals auch einen Besiegten, das Wort »weiss« jemals auch einen Sieger bedeutet habe.

[4]) Herodot sagt im IV. Buche: »*Μελάγχλαινοι δὲ εἵματα μὲν μέλανα φορέοντοι πάντες, ἐπ' ὧν καὶ τὰς ἐπωνυμίας ἔχουσι*« (Die Melanchlänen tragen schwarze Mäntel, von denen sie auch ihre Benennung haben). Dasselbe sagt der Geograph Pomponius Mela und Dio-Chrysostomus: »— — — *ἄνωθεν δὲ τῶν ὤμων ἱμάτιον μικρὸν μέλαν* (εἶχε), *λεπτόν, ὥσπερ εἰώθασιν οἱ*

heute noch diese zwei Gruppen deutlich erkennen und unterscheiden lässt. [1])

Βορυσθενῖται , χρῶνται δὲ καὶ τῇ ἄλλῃ ἐσθῆτι μελαίνῃ ὡς τὸ πολὺ ἀπο γένους τινὸς Σκυθῶν τῶν Μελαγχλαίνων, ὡς ἐμοὶ δοκοῦσι, κατὰ τοῦτο ὀνομασθέντων ὑπὸ τῶν Ἑλλήνων« (Auf seinen Schultern trug er ein kleines, schwarzes leichtes Gewand, wie es die Borysthenien gewöhnlich zu tragen pflegen. Aber auch ihre übrige Kleidung ist schwarz, weil die skythischen Melanchlänen meistens von ein und demselben Stamme sind und, wie ich glaube, von den Griechen eben deswegen so (Melanchlänen = Schwarzmäntler) genannt werden).

[1]) Noch heute könnte man die Grenzen der Gebiete der verschiedenen Volksgeschlechter genau und deutlich auf der Karte einzeichnen; aber diejenigen, die dies thun könnten (weil ihnen die reichlichsten Mittel zu Gebote stehen), halten es unter ihrer Würde, dem nachzugehen und das noch ausführlicher zu bearbeiten, was ein anderer entdeckt hat. Dass keiner von den sogenannten »Fachmännern« diese Entdeckung machte, daran trägt einzig und allein nur der Umstand Schuld, dass sie das Quellenstudium vernachlässigten, um das Volk sich aber gar nicht kümmern, sondern ihre Werke *über das Volk* zwischen den vier Wänden aushecken. Es giebt in Ungarn eine ausgedehnte Litteratur der Urgeschichte (wohlgemerkt Urgeschichte, denn andere Epochen haben tüchtige Bearbeiter, auf die auch jedes andere Volk stolz sein könnte), welche aber bei näherer Betrachtung sehr zusammenschrumpft, wenn man das Quellengemässe, das auf gewissenhafter Forschung Beruhende von dem Nachgeschriebenen, von dem schon hundertmal Wiederholten und von dem auf Grund einer langen Reihe von Trugschlüssen willkürlich Komponierten scheidet. Die Arbeit der meisten ist nur reproduktiv, weil sie nicht Lust haben, in den Quellen selbst zu forschen. Diese Art Historiker sind die bescheidenen, die unschädlichen, vorausgesetzt, dass sie beim Kompilieren das Richtige vom Unrichtigen, das Wichtige vom Unwichtigen zu unterscheiden wissen. Eine zweite Art Geschichtsforscher (?) sind diejenigen, die den Originalquellen eine willkürliche Auslegung geben oder die es sich ebenfalls bequem machen und anstatt in den Originalquellen nachzuforschen, deren Glaubwürdigkeit einfach abstreiten, bespötteln, die Skeptiker spielen, und statt dessen willkürlich komponieren und mit ihrer Gelehrsamkeit dann zu erklären anfangen, wenn sie aus Unwissenheit eigentlich aufzuhören hätten. Diese sind es, die uns mit ihren Theorien und Systemen erdrücken. Aber nicht einmal beständig sind sie; heute verfechten sie diese Ansicht, morgen die geradezu entgegengesetzte, um dann nach wenigen Wochen wieder die erste als die einzig richtige aufzustellen. Aus dem ganzen Wirken und Walten dieser Art *Historiker* und *Forscher* ersehen wir nur das einzige, dass der Doktrinarismus überaus

Es ist beinahe unmöglich, die Variationen der ungarischen Volkstracht in ein erschöpfendes System zu fassen, aber *ein* Kleidungsstück hat das gesamte Volk gemein, der Szekler im äussersten Osten sowie der Göcsejer im äussersten Westen, der Ungar im äussersten Norden sowie der im äussersten Süden des Landes. Es ist dies das mantelartige Oberkleid der Männer, zwar verschieden in Schnitt und Namen, doch gleich in der Art des Tragens (umgehängt) und gleich insoferne, dass es nur schwarz, grau oder schneeweiss ist und stets einen andersfarbigen breiten Saum hat. Der verbreitetste Name dieses Mantels in Ungarn ist »*szür*« (spr. szühr) und »*suba*« (spr. schuba), bei den Szeklern »*zeke*« (spr. seke) und »*szokmány*« (spr. szokmanj).

Ungarisches Landvolk mit weissem Szur.

Der »Szür« reicht im allgemeinen bis zum Knie oder auch unter dasselbe und ist häufig mit Blumenstickereien aus Harraswolle verziert und, wie

reich an Aufstellung von Theorien, Systemen und Behauptungen ist, von denen aber keine einzige richtig und annehmbar ist. Ausserdem wird diese Art Geschichtschreibung mehr als Einnahmsquelle betrieben, daher ohne Begeisterung, ohne Liebe, ohne Sinn, Hang und Gefühl für das Fach, daher auch mit keinem Erfolge. Das Schwinden des Selbstvertrauens der Nation und das Erblassen des nationalen Bewusstseins sind die natürlichen Folgen davon. Ein Franzose, Amadeus Thierry, beschenkte die ungarische Nation grossmütig mit einer Geschichte der Urzeit, die ihresgleichen noch nicht gefunden hat und auch schwerlich finden wird. Hilfreich standen ihm zur Seite, wie Thierry selbst sagt, Bartal, Erdy, Kiss, Nagy, Balogh und der um die Urgeschichte der Ungarn hochverdiente Forscher Karl Szabó.

auch alle seine Abarten, stets mit einem andersfarbigen Tuchstreifen eingesäumt. Dieser Szür wird vorne auf der Brust mit einem starken Lederriemen, der eine grosse eiserne oder bronzene Schnalle hat, zusammengeschnallt und nur umgehängt getragen, so dass er mehr die linke Seite des Körpers als die rechte bedeckt und den rechten Arm so ziemlich frei lässt.

Schon bei Priscus finden wir eine Erwähnung jener prachtvollen Stickereien, welche die Gewänder der Hunnen zierten; aus den Aufzeichnungen deutscher Chronisten aber wissen wir, dass von den Szüren der in der Schlacht bei Augsburg gefangenen ungarischen Führer zuerst die anhängenden goldenen Verzierungen abgetrennt wurden. Es waren dies Zierate von Goldblech, wohl auch Münzen, die an den Szür lose angehängt waren und beim Gehen oder Reiten durch ihr Aneinanderschlagen klirrten. Man trug solche Kleidungsstücke viele Jahrhunderte, ja Jahrtausende, ohne dass sie einer Mode auch nur im Schnitt unterworfen gewesen wären, denn wie wir den Szür heute sehen, so finden wir ihn auf den Denkmälern von Persepolis (jetzt im British-Museum) als Kleidungsstück der Persien benachbarten ungarischen Stämme; so sehen wir ihn auf den Schultern der berittenen Amazonen auf dem wundervollen Werke altgriechischer Bildhauerkunst, auf jenem Marmorsarkophage in der Ambraser Sammlung in Wien, welchen Graf Maximilian Fugger nach der Schlacht bei Lepanto im Jahre 1571 erworben hat.

Der Szür samt seinen andersnamigen Abarten ist das echte, wirkliche alte Prachtkleid des Magyaren, ohne welches er sein Haus nie verlässt, selbst in der drückendsten Hitze nicht; denn der Szür ist gewissermassen der Ausdruck der Etiquette; der Landmann geht in demselben — Sommer und Winter — in die Kirche, zur Trauung, aufs Rathaus, zu Versammlungen; besucht ihn jemand, so hängt er ihn um und geht so seinem Gaste bis zum Thore entgegen. Und das war auch ehedem so, denn Hippokrates sagt: »*Die Skythen haben Winter und Sommer ein und dieselbe* Nahrung und *Kleidung*.« Aus dieser Gewohnheit entstand auch die abgeschmackte Fabel des Ammianus

Marcellinus, welche er von den schwarzen Hunnen erzählt; »das Kleid,« so sagt er, »ist braun und fault vom Leibe herab; denn sie wechseln es nie, bis es nicht in Fetzen von selbst herunterfällt.«

Es schwebte mir das Volk der mir bekanntesten Komitate Ungarns (Somogy, Tolna, Zala, Baranya und Veszprém und das Szeklergebiet) vor Augen, als mir der Gedanke kam, dass die Adjektiva schwarz und weiss des hunnisch-magyarischen Volkes von der Farbe dieses Kleidungsstückes herstammen, und dass die verschiedenfarbige Einsäumung desselben wohl das Unterscheidungszeichen der verschiedenen Stämme gewesen sein könnte.

Graphische Darstellung der Verbreitung des schwarzen und weissen Szür.

Um über die Farbe und Einsäumung des Szür aus ganz Ungarn genaue und detaillierte Kenntnis zu erhalten, hatte ich im Jahre 1885 an 3—4 Orte eines jeden Komitates Frageblätter geschickt und zwar an die Seelsorger, weil diese das Volk kennen, und weil ich ihnen schreiben konnte, ohne ihren Namen wissen zu müssen. Mit den zurückgelangten zweihundert und etlichen Frageblättern schritt ich nun zur Verfassung der komitatweise verfertigten Tabelle. Das Ergebnis war ein überraschendes, die Beweise meiner Voraussetzung schlagend.

1. In Weissungarn, d. i. in dem eigentlichen Ungarn, trägt man weisse Szüre, in Schwarzungarn, d. i. in Siebenbürgen, schwarze.

2. Auf der westlichen Grenze von Weissungarn befindet sich ein langer schmaler Strich, wo man ausnahmsweise schwarze Szüre trägt; es sind dies die bei der Eroberung dort teilweise schon angesiedelt gewesenen Szekler- und Avarengruppen, welche später durch die speciell als Grenzwache daselbst kolonisierten

Bissenengeschlechter noch verstärkt worden waren. Dieses Gebiet heisst jetzt noch »*Őrség*« (Wachgebiet). Dass die Bissenen (Petschenegen) schwarze Ungarn waren, das wissen wir, wie schon gesagt, aus Nestor, welcher schreibt: »Nach diesen (den Avaren) kamen die Petschenegen; hernach gingen die schwarzen Ugren (d. h. eben diese Petschenegen) vor Kiew vorbei.« Ausser diesem Gebiete giebt es zerstreut auch noch einige andere kleinere Striche Landes in Weissungarn, wo man ebenfalls schwarzen Szür trägt; von diesen wissen wir, ebenfalls urkundlich, dass es auch Bissenenniederlassungen sind.

3. Die Szekler in Siebenbürgen sind nach Anonymus, Kéza, Thuróczi, der Szekler-Chronik und der mündlichen Überlieferung des Volkes Nachkommen von Attilas Hunnen, also der schwarzen Hunnen, und siehe, ihr Szür (Zeke, Szokmány) ist ebenfalls schwarz oder dunkelgrau, ebenso wie jener der Szekler an der westlichen Grenze. Dasselbe gilt von den Avarenabkömmlingen der Göcsej im Komitate Zala.

4. In Siebenbürgen, d. i. in Schwarzungarn, giebt es ein in ein oberes und unteres geteiltes »Weisses Komitat«,[1]) in welchem man weissen Szür trägt.

5. Die schwarze Völkergruppe sowohl als auch die weisse bestand aus je sieben Stämmen, und sieben Farben sind es, die auf dem schwarzen (mitunter auch grauen) sowohl als auch auf dem weissen Szür als Einsäumung zu finden sind. Diese siebenerlei Farben, die Stammesfarben, sind: schwarz, zinnoberrot, scharlachrot, stahlgrün, meergrün, dunkelblau und himmelblau. Dass diese Farben wirklich die Stammesfarben sind, ersehen wir ausser der Zahl 7 auch noch aus folgendem Um-

[1]) »Weisses Komitat« sagen wir, weil dies die richtige Übersetzung der ungarischen, also ursprünglichen Benennung »fehér megye« ist, nicht aber »Weissenburger Komitat«, »Comitatus Albensis«. Diese Benennung entspricht so vollkommen dem asiatischen »Albania« der Alten, welches auch nichts anderes war, als die lateinische Übersetzung des »weissen Landes«, heute »Weissrussland«. Das Schwarze Meer hingegen erhielt seinen Namen wegen der oder durch die neben demselben wohnenden schwarzen Hunnen.

stande. Die Szekler-Chronik, sowie eine Urkunde König Karls III. aus dem Jahre 1724 nennen sechs Szeklerstämme, und thatsächlich finden wir im ganzen Szeklergebiet in Siebenbürgen nur sechs Stammesfarben, denn die eine von den zwei grünen Farben fehlt. [1])

Ausser der Stammesfarbe hatte jeder Tribus seine eigenen Unterscheidungszeichen am Szür, in der Anordnung der Stammesfarben oder Stickereien. Wie charakteristisch ist doch hiefür das ungarische Sprichwort: »*Kinek nem szüre, ne viselje*« (dem der Szür nicht gehört, der trage ihn nicht).

Aus den Schriften der Araber Ahmed-ben-Fosslan, Bakuwy und Abu-l-Abbas Dimeschky ersehen wir mit Bestimmtheit, dass ihnen die Bedeutung der charakterisierenden Farben bekannt war.

6. Der Chronist Kéza giebt die Zahl der unter Arpád hereingekommenen (weissen) Geschlechter mit 108 an, und ebensoviele zählen wir auf der von mir auf Grund der erhaltenen Daten zusammengestellten und in meinem oben angeführten Werkchen erschienenen Tabelle.

7. Das Volk sämtlicher schwarzen Distrikte redet eine *in den Hauptgrundzügen* untereinander ähnlichere Sprache, als es die der sie umgebenden Weissen ist, die Distrikte mögen nun das Szeklergebiet an der äussersten östlichen oder Göcsej an der

---

[1]) Bei den schwarzen Szüren ist die lichtgrüne Saumfarbe am wenigsten vertreten. Diese war die Farbe des Stammes der Varchunen, d. h. jener Avaren, die unter Baján eine so gewaltige Rolle spielten und dann sich zersplitterten. Die Überbleibsel ihrer Farben (lichtgrüner Saum auf dunkelgrauem oder schwarzem Tuch) finden wir noch heute beim Landvolke in Bayern, Ober- und Nieder-Österreich, den einstigen integrierenden Teilen des Avarenreiches, und finden sie in der Gegend von Ragusa vecchia, im Thale Canali, wohin der Avarenkhan Baján 10.000 Kutriguren entsendet hatte, die, wie Kaiser Konstantin schreibt, dort auch verblieben sind. Überall in diesen Gegenden treffen wir die graue, grün eingesäumte Jacke, bezüglich das Kamisol, gegendenweise sogar auf ungarische Art verschnürt, samt der engen ungarischen Hose an; auch ungarische Gebräuche (die Totenwache, den Leichenschmaus und Weihtrunk), sowie eine Unzahl ungarisch klingender Ortsnamen findet man noch allenthalben in jenen Ländern.

äussersten westlichen Grenze oder einer jener schwarzen Flecken in den südlichen Komitaten sein.

Diesen Umstand müssen wir etwas weitläufiger besprechen, weil wir uns in der Folge an einigen Stellen hierauf berufen werden.

Es giebt vielleicht keine Sprache in Europa, sie möge noch so wenig ausgebreitet sein, welche so wenige Dialekte hat, wie die ungarische, und welche nebstbei einander so ähnlich und so verständlich wären, wie die ungarischen. Die voneinander am meisten verschiedenen ungarischen Dialekte stehen beiläufig in demselben Verhältnisse zu einander, wie der oberösterreichische oder bayerische Dialekt zum sächsischen. Ein solches Verhältnis, wie es z. B. zwischen der österreichischen oder sächsischen Mundart gegenüber dem Alemannischen im Kanton Wallis oder dem Friesischen obwaltet, giebt es im Ungarischen nicht.

Über die Anzahl der Dialekte der ungarischen Sprache sind manche heute noch nicht im reinen; der eine zählt drei grosse Gruppen, der andere vier, während die Nuancierungen bis zu acht veranschlagt werden. Diesem gegenüber können wir behaupten, dass es in der ungarischen Sprache nur zwei grosse Gruppen von Dialekten giebt. Die eine Gruppe begreift in sich die verschiedenen Dialekte der Szekler in Siebenbürgen, dann die Dialekte des schwarzen Gebietes der südlichen Komitate, die eines beträchtlichen Teiles der westlichen Grenze, worunter das Gebiet Göcsej und Őrség (Teile der Komitate Zala und Veszprém), dann das Eisenburger, Wieselburger und Ödenburger Komitat und die Insel Schütt zu verstehen sind, und endlich das Gebiet der Palóczen in Oberungarn. Die zweite Gruppe umfasst die Dialekte der übrigen Landesteile. Jede dieser Gruppen zerfällt wieder in verschiedene feinere Schattierungen, die aber jedenfalls die Zahl von acht übersteigen. Die erstgenannte Gruppe umfasst, mit Ausnahme der Palóczen, sämtlich solche Distrikte, wo man den schwarzen oder grauen, die letztgenannte Gruppe solche, wo man den weissen Szür trägt.

Man höre ja nicht auf die haarspalterischen Auseinandersetzungen solcher, die da behaupten, dass es zwischen göcsejer und szekler Dialekten keine Gleichheit gebe, da bei den einen das geschlossene *e*, bei den andern statt dessen das *ö* angewendet wird. Dies ist ein ganz geringfügiger Umstand, welcher in nichts zerfällt, wenn man bedenkt, dass es eben Szeklerdialekte giebt, in denen das geschlossene *e*, andere wieder, in denen statt dieses das *ö* herrscht. Es giebt ganz andere, gewaltigere Faktoren, auf denen die Gleichheit der Dialekte des schwarzen Gebietes beruht. Unter diese Faktoren rechnen wir zuerst die gedehntere Aussprache, welche in den westlichen Teilen dieselbe ist, wie bei den Szeklern, dann in den bezeichneten südlichen Komitaten und bei den Palóczen. Hieher rechnen wir ferner die Vorliebe eben dieser Distrikte für Diphthonge oder, wenn schon dies nicht der Fall ist, für die Auslassung von Mitlautern; *o͡arra*, *i͡erre*, *futuó*, *fȍfut*, *fȍszed* (statt *arra*, *erre*, *futó*, *fölfut*, *fölszed)* sagt man in der Ȍrség, und in der Göcsej im Westen, *kanoa* (statt *kanál*) sagt man in Dorozsma im Süden und *fȍszed*, *êmegy*, *beszêni*, *törȍte* (statt *elmegy*, *beszélni*, *törölte)* sagt der Szekler und der Palócze. Und diese Vorliebe für Diphthonge finden wir auch bei Finnen und Esthen, als den einstigen Nachbarn der schwarzen Hunnen, und finden sie in jenen Wörtern, welche die Walachen der Moldau, wo man heute noch schwarzes Obergewand trägt, von den durch sie assimilierten schwarzen Ungarn entlehnt haben, als: *ako͡u* statt *akó*, *la͡u* statt *ló*, *ja͡u* statt *jó*, *horda͡u* statt *hordó*, *lepede͡ö* statt *lepedö*, *sute͡ö* statt *sütȍ*, *szaba͡u* statt *szabó*, *zabla͡u* statt *zabló* u. s. w. Eine andere Eigentümlichkeit der Sprache des schwarzen Gebietes ist, dass in derselben oft die reine Wurzel gebraucht wird, die man anderwärts nur aus ihren Ableitungen kennt. Diese Eigentümlichkeit ist zwar bei den Szeklerdialekten am ausgeprägtesten (z. B. *röv*, *pill*, *csid* statt *rövid*, *pillanat*, *csidkó* oder *csikó)*, aber auch bei den Palóczen, Ȍrségern und Göcsejern findet man sie: *Bá* sagt der Szekler, ebenso der Palócze, der Ȍrséger und der Göcsejer, während man anderwärts *báty*, *bátya* sagt. Bei den Szeklern,

namentlich im Csiker Stuhl (Komitat), und um denselben herum haben viele Wörter kurze Vokale dort, wo die übrigen Ungarn gedehnte Vokale haben, z. B. *madar* statt *madár*, *szeker* statt *szekér*, *ketszer* statt *kétszer*, *keves* statt *kevés*; ebenso sagt man in der Göcsej, am entgegengesetzten Ende des Landes *neni* statt *néni*, *közep* statt *közép*, *föveny* statt *fövény*, *eger* statt *egér*. Nicht minder kennzeichnend ist die Versetzung der Mitlauter in einem Worte; so sagt der schwarze Ungar um Makó herum *kalan* statt *kanál*, der Szekler und der schwarze Ungar von Bodrogköz *makverò* statt *vakmerő*, *hedegü* und *feteke* statt des anderswo gebräuchlichen *hegedü* und *fekete*.

Wenn nun die Sprache der schwarzen Ungarn dennoch hie und da etwas von den sie umgebenden weissen Ungarn angenommen hat, so ist das eben nur die natürliche Folge tausendjährigen Zusammenlebens.

Aber wie kommt das weissbemantelte Volk der Palóczen zur Mundart der schwarzen Ungarn? Es sind dies jene vom Kaiser Konstantin Porphyrogenitus erwähnten Turken (weissen Ungarn), welche mit den Kabaren sich befreundeten und welche diese letzteren die kasarische (schwarzungarische) Sprache lehrten und welche diese Mundart (διάλεκτον) noch zu seiner Zeit (im X. Jahrhundert) benützten, dennoch aber auch die *andere* Sprache der Turken (Magyaren) sprachen.

Zwischen schwarzen Hunnen, dem Volke Attilas und Bajáns, und weissen Hunnen, d. h. den Magyaren Arpáds war demnach kein weiterer Unterschied, als in ihrer Mundart und in der Farbe ihrer Kleider; jener wurde, wie auch bei andern Völkern durch die Entfernung, dieser durch die Farbe ihrer Schafherden hervorgerufen; denn welcher europäische Kürschner wüsste nicht, dass, wenn von »Siebenbürger« Schaffellen die Rede ist, unter diesen schwarze Felle zu verstehen seien, und umgekehrt, man betrachte eine aus tausenden bestehende Schafherde in dem im engeren Sinne genommenen Ungarn, d. h. in Weissungarn, und man wird in derselben höchst selten einige schwarze oder gefleckte Tiere finden.

Die Heimat der hunnisch-magyarischen Nation war nach dem übereinstimmenden Zeugnis der alten Autoren schon in vorgeschichtlicher Zeit jenes Gebiet, welches Herodot, Strabo, Ptolemäus und andere als Skythien bezeichnen und dessen Grenzen wir durch Herodot genau kennen und weiter oben auch bezeichnet haben. An dieses Gebiet grenzend, wohnten im Nordwesten die Finnen und Esthen, im Norden die sogenannten ugrischen Völker (Permjäken, Wogulen, Ostjaken, Wotjaken, Sürjenen u. s. w.), im Osten die Türken, d. h. die nachmaligen Osmanen, im Süden die Perser und Armenier, und im Westen die Slaven. Aus dieser Nachbarschaft ist die vielgerühmte finnisch-ugrische und türkisch-tatarische, aber auch zugleich die gänzlich ausser acht gelassene armenische, persische und slavische Sprachverwandtschaft zu erklären.

Die schwarzen Hunnen waren es, die in Europa zuerst auftauchten und zwar im Jahre 374 nach Chr. unter der Führung Balamérs, wo sie im unteren Donauthale das mächtige Hunnenreich gründeten, welches im V. Jahrhundert unter Attila seinen Glanzpunkt erreichte. Nach dem Tode Attilas zerfällt es wegen der Uneinigkeit seiner Söhne. Ein Teil der Hunnen blieb in Europa, der andere kehrte in das Pontusgebiet zurück. Nun kamen im Jahre 555 die Avaren, die sogenannten Pseudo-Avaren, ebenfalls zur Gruppe der schwarzen Hunnen gehörig, welche mit den im ehemaligen Hunnenreiche vorgefundenen Hunnenschwärmen vereint das mächtige Avarenreich gründeten, das aus dem jetzigen Ungarn, Österreich und Bayern bestand und seinen Höhepunkt unter der Regierung Bajáns (in den Jahren 562—602) erreichte, im Jahre 799 aber durch Karl den Grossen vernichtet ward. Zu Ende des IX. Jahrhunderts eroberten endlich die weissen Hunnen, d. i. die Magyaren, unter Führung Arpáds ihr heutiges Reich, das Erbe Attilas, welches im X. Jahrhundert den christlichen Glauben annahm. Die noch ausserhalb des Reiches gebliebenen Schwärme der Schwarzen wurden successive einberufen und bildeten nun mit den Weissen zusammen ein kompaktes Volk, *eine* Nation, die man unter dem Namen der

Magyaren oder Ungarn kennt, die nun nach unsäglichen Drangsalen und nach vielen Widerwärtigkeiten des Schicksales in kurzer Zeit das tausendjährige Bestehen ihres Reiches feiern wird. Die Anzahl der schwarzen Ungarn ist bedeutend geringer, als die der weissen, was wohl in der Zersplitterung des Avarenreiches seine Begründung findet, weil damals ein grosser Teil von ihnen in Bayern und Österreich durch die Deutschen assimiliert ward. Einen nicht unbeträchtlichen Teil Avaren verschlang auch Dalmatien, wo sie jetzt Slaven sind. Aber ihr Typus, ihre Kleidung, ihre Sitten und Gebräuche, sowie ein grosser Teil ihrer Ortsbenennungen sind in Bayern und Österreich sowohl wie in Dalmatien noch immer erkennbar.

Aber, so könnte man sagen, die Hunnen waren ja kleine Leute von furchtbarem Äussern, während die Ungarn, ob nun zur schwarzen oder weissen Gruppe gehörig, so ziemlich eine der schönsten Racen Europas sind. Nun, was ihre Höhe anbelangt, so sind sie ja, im allgemeinen genommen, auch heute nur mittelgross; hinsichtlich ihres einstigen furchtbaren Aussehens aber, wie es Sidonius Apollinaris und Ammianus Marcellinus schildert, sollen wir glauben, wie dies manche annehmen, dass sie die Natur seither verschönert habe? Nein, gewiss nicht, sondern wir müssen annehmen, dass die angebliche Abscheulichkeit der Hunnen eben nur in der krankhaften Einbildung ihrer Feinde existiert habe, sowie es mohrenschwarze Magyaren nur in der Einbildung des hl. Bruno, des Ibn-Haukal gegeben hatte.

Dass die hunnisch-magyarische Race mit keinem einzigen lebenden Volke nahe verwandt ist, ausser mit den bei Gelegenheit der Völkerwanderung da oder dort verzettelten kleineren Volkssplittern, das bestätigen sowohl die linguistischen als auch die ethnologischen Forschungen.

Die vielgerühmte Verwandtschaft der ungarischen Sprache mit den finnisch-ugrischen oder mit den türkisch-tatarischen Sprachen beruht auf sehr laxen Behauptungen. Damit derjenige, dem diese Sprachen unbekannt sind, sich von ihrer Verwandt-

schaft einen Begriff machen könne, — denn von einer Stammesverwandtschaft kann absolut keine Rede sein — so nehmen wir als Massstab einerseits die deutsche, anderseits irgend eine slavische oder die lateinische Sprache und sagen, dass die deutsche Sprache mit dem Slavischen oder dem Lateinischen bedeutend näher verwandt ist, als die ungarische mit den sogenannten finnisch-ugrischen oder türkisch-tatarischen Sprachen, sowohl was den Bau der Sprache, als auch was die Ähnlichkeit der Wörter anbelangt. Die ungarische Sprache hat 40 selbstständige Laute, die finnische Sprache dagegen nur 28, wobei noch zu bemerken ist, dass der finnischen Sprache gerade solche Laute fehlen, welche zum grössten Teil ausschliessliches Eigentum der ungarischen Sprache sind, wie das *a*, *cs*, *dz*, *gy*, *ly*, *ny*, *s*, *ty*, *zs;* es fehlt ferner im Finnischen das *é* und *f*. Unstreitig müssten aber in verwandten Sprachen auch die kennzeichnenden Laute, als Grundlage einer Sprache, ein und dieselben sein, wie es z. B. mit den vielen harten Kehllauten in sämtlichen semitischen oder mit den vielen aufeinander folgenden Konsonanten in den slavischen Sprachen der Fall ist. Aber die Verfechter dieser angeblich innigen Verwandtschaft wissen hierüber Bescheid zu erteilen; sie behaupten nämlich, dass die Ungarn jene ihrer Laute, die im Finnischen nicht vorhanden sind, erst später in Europa angenommen hätten. Merkwürdigerweise aber sind darunter gerade solche *(a*, *gy*, *ty*, *é)*, welche in keiner europäischen Sprache zu finden sind, d. h. so ausgesprochen werden, wie im Ungarischen; die übrigen Laute *(dz*, *ly*, *ny*, *zs)* sind wohl teils in der italienischen, teils in der französischen Sprache vorhanden: wer wollte jedoch behaupten, dass die Ungarn diese Laute von jenen beiden entlegenen Nationen ausgeborgt hätten, von den ihnen angrenzenden Deutschen und Slaven aber gar nichts? Übrigens widerspricht diesen Behauptungen auch die Beständigkeit der ungarischen Sprache, denn wir finden in 8—900 Jahre alten Dokumenten, in den römischen und griechischen Autoren Orts- und Personennamen, welche nicht anders gelesen werden können, als sie heute noch lauten. Die Theorie

der ungarisch-türkischen Sprachverwandtschaft hat ebenfalls keine bessere Basis, als die der finnisch-ungarischen Theorie. Die türkische Sprache hat auch nicht alle Laute mit der ungarischen gemein. Wir finden in der türkischen Sprache drei charakteristische harte Laute, welche die ungarische Sprache wegen ihrer Weichheit nie gekannt haben konnte; diese sind die harten Kehllaute ڂ (kha), ڠ (ain) und ۼ (ghain); anderseits mangelt der türkischen Sprache das ungarische *cz*, *gy*, *ny*, *ly*, *ty*.

Da ich mich über diese Sprachenvergleichung in meinem schon früher erwähnten Werkchen bereits ausführlich geäussert habe und in dessen neuerer Bearbeitung mich noch gründlicher äussern werde, so habe ich hier nur noch zu bemerken, dass auf dieselbe Weise, wie Budenz die ungarische Sprache von den finnisch-ugrischen Sprachen und Vámbéry von den türkisch-tatarischen Sprachen ableitet, man die ungarische Sprache auch aus dem Patagonischen oder aus dem Irokesischen ableiten könnte. [1])

[1]) Und doch war es diese vergleichende Sprachforschung, welche in den letzten Jahrzehnten einen überaus schädlichen Einfluss auf die allgemeine, überhaupt aber auf die ungarische Geschichtschreibung ausgeübt hat, weil man, durch sie irregeleitet, das Studium der Geschichtsquellen vernachlässigte, ja gänzlich bei Seite setzte. Die Sprachforschung ist *im Dienste der Geschichtschreibung* unstreitig von grossem Nutzen, aber selbstständig, ohne den unerlässlichen Wegweiser der Geschichte und Ethnographie gehandhabt und in ungeschickten oder unerfahrenen Händen ist sie keinen Schuss Pulver wert. Durch die unsinnige Ableitung einzelner Wörter und Sprachgesetze, durch Aufstellung erkünstelter Theorien sind diese Linguisten nun schon in derartige Dilemma verfallen, dass sie Ungarn, Finnen, Wogulen, Ostjaken, Wotjaken, Türken, Tataren, also die verschiedensten Racen. miteinander in Verwandtschaft bringen, und mit noch viel verschrobenerer Systemmacherei hat man festgestellt, dass das einst so mächtige hunnisch-magyarische Volk vor so und sovielen Jahrhunderten überhaupt gar keine Sprache gehabt habe. Die Verfechter der finnisch-ugrischen Theorie einerseits und die Verfechter der türkisch-tatarischen Theorie anderseits stehen einander feindlich gegenüber und bekämpfen sich gegenseitig, aber weniger mit wissenschaftlichen Argumenten als mit Grobheiten, den gewöhnlichen Waffen derjenigen. die unrecht haben.

Jetzt scheint Waffenruhe zu herrschen, denn schon seit längerer Zeit schweigen die Tagesblätter über ihre unflätigen Kämpfe; vielleicht weil die Führer der Finnisten, Paul Hunfalvy und Josef Budenz gestorben sind. Zum

Wir wissen sehr wohl, dass es im Ungarischen Wörter giebt, die der Ungar von andern Völkern, mit denen er in Fühlung gestanden, entlehnt hat; diese Wörter stammen jedoch aus verhältnismässig neuerer Zeit und verraten schon in Form und Bedeutung ihren Ursprung. Jene Wurzelwörter aber, die sozusagen das Grunderfordernis einer Sprache bilden und welche Ähnlichkeiten in Laut und Begriff auch in anderen Sprachen haben, sind, was besonders zu berücksichtigen ist, in der ungarischen Sprache viel einfacher und durch ihre Derivata mit der Sprache derart verschmolzen, dass sich die Frage aufwirft, ob diese Wörter denn nicht gerade aus der ungarischen Sprache in andere Sprachen übergegangen sind? Endlich giebt es Wurzelwörter, welche aus der gemeinsamen Wiege der Völker stammen und in gleicher Bedeutung auch in der deutschen, griechischen, lateinischen, slavischen, türkischen, persischen und andern Sprachen zu finden sind. Deswegen aber kann und darf nicht behauptet werden, dass aus diesem Grunde das ungarische Volk selbst von diesem oder jenem Volke oder seine Sprache von dieser oder jener Sprache abstamme.

Im ganzen ist nur der Umstand unbedingt gewiss, dass die ungarische Sprache (wie so manche andere Sprachen, nicht nur die finnisch-ugrischen) zu den agglutinierenden Sprachen gehört und selbst dort eine derjenigen ist, wo die Wurzel des Wortes und die modificierenden Wortelemente (Formativa, Suffixa) am deutlichsten voneinander zu unterscheiden sind, sowohl was Gestalt als was Bedeutung anbelangt, was nach Heyses Zeugnis zugleich der Beweis ihres hohen Alters ist.

Was das Ergebnis der ethnologischen Forschungen anbelangt, so ist bereits mit Sicherheit festgestellt, dass es sowohl

Lobe des ungarischen Elementes sei gesagt. dass es sich von diesen Kämpfen fernhielt (man lasse sich durch die kernmagyarischen Namen ja nicht täuschen), denn beide Lager ergänzen sich beinahe ausschliesslich aus fremden. nicht ungarischen Elementen. Es sollte mich sehr wundern. wenn sich dieses Buches wegen Ihnen, freundliche Leser. nicht einer dieser Herren präsentieren sollte. An der Feder werden Sie den Vogel erkennen.

in der Schädelform als auch im Gesichtsausdruck des Magyaren und in seiner Körpergestalt solche Eigenheiten giebt, welche als specielle Raceneigenschaften angesehen werden können, und welche als solche weder in der Nähe noch in der Ferne bei irgend einem andern Volke (nichthunnischer Abkunft) auffindbar sind. »Zwar kann konstatiert werden», so heisst es in einem gediegenen Werke der Neuzeit,[1] »dass die ovale (mehr zum Rundlichen als zum Eckigen sich neigende) Form des Gesichtes, das Profil, die hohe gewölbte Stirn, die gerade und nicht stark gebogene, aber auch nicht stumpfe Nase, der regelmässige Mund, das keinen Winkel bildende Gebiss, das runde Kinn dem kaukasischen Typus entsprechen; auch ist zu konstatieren, dass das urwüchsigste Magyarentum, welches das Alföld (Niederungarn) bewohnt, im allgemeinen vermöge des dichten schwarzen Haares, Bartes und Schnurrbartes, der braunroten Gesichtsfarbe, der schmalen, schwarzen Augenbrauen, der offenblickenden Adleraugen und der regelmässigen Mundbildung sich mehr dem persischen und tscherkessischen Typus[2] als den nordeuropäischen Völkern nähert; doch muss hinwiederum in Betracht gezogen werden, wie mannigfach bei dem ungarischen Volke Haar, Gesichtsfarbe und Auge von dem ursprünglichen Typus abweichen, so dass der oberflächliche Beobachter leicht auf den irrigen Gedanken kommen kann, das magyarische Volk sei ein Gemisch aus mehreren Racen, welche durch die Feuerproben der Jahrhunderte in eine verschmolzen worden seien; diese Annahme jedoch wird durch den Szekler-Stamm widerlegt, welcher in einer Masse, in einem abgegrenzten Bezirke ein Jahrtausend hindurch keinem Fremden die Niederlassung auf seinem Boden gestattete, in seiner Sprache kaum ein fremdes Wort benützt und nicht gern eine fremde Sprache lernt und in welchem bei aller Anklammerung an seine hunnische Abkunft

[1] *Die Österreich-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Ungarn, I. B., S. 292.*

[2] In Kaukasien sind eben noch viele Reste des hunnisch-magyarischen Volkes.

blondes Haar und blaue Augen ebenso heimisch sind, wie auf der Insel Schütt und in der Somogy.«

Wie sicher nun durch diese Forschungen festgestellt ist, dass die ungarische Nation mit keiner andern stammesverwandt ist, als mit den im Kaukasus und wohl auch anderwärts in Asien zurückgelassenen oder auch in Europa zur Zeit der Völkerwanderung verzettelten und von andern Völkern assimilierten Volkssplittern, ebenso sicher ist es auf Grund der Geschichtsquellen konstatiert, dass Hunnen und Ungarn nur *ein*, jedoch in zwei Gruppen geteiltes Volk waren, von denen die Kasaren, Bissenen, Kumanen, Palóczen u. s. w. nur Stämme oder Zweige waren. Jede entgegengesetzte Behauptung ist nur willkürlich ersonnen, aus der Luft gegriffen und entbehrt jedes reellen Grundes, jeder Basis. [1])

Vollkommen begründet ist das Misstrauen gegen jene Berichte, welche die Hunnen sowohl als auch die Ungarn als ein höchst unbeständiges, wildes und rohes Volk darstellen, denn es sind dies Eigenschaften, welche im Charakter des

[1]) Durch jene Art Geschichtschreiber, welche ohne Quellenmaterial arbeiten, ist schon so mancher Widerspruch und Unsinn zu tage gefördert und in andere Bücher übertragen worden. So sagt z. B. die Nikonsche Chronik, dass die Magyaren und die (diesen verwandten) Bissenen und Palóczen ismaelitischen Ursprunges seien. Deguignes, durch zufällige, aber nicht allzugrosse Namensähnlichkeit irregeführt, identifiziert die Hunnen mit den *Hjong-nu* der chinesischen Anualisten, und hält daher erstere für Mongolen. Neumann teilt die Ansicht Deguignes, nennt aber dessenungeachtet das hunnische Reich ein tatarisches. Die Bulgaren, Magyaren und Szekler gehören nach seiner Auffassung teils zur finnischen, teils zur tatarischen Race, die Usen (Kumanen) identifiziert er mit den Üsbeken, die Jazyger nennt er Slaven, die Kumanen mongolische Horden, die Alanen Deutsche, die Bissenen und Kazaren nennt er Mongolen, die Turken (d. h. die Ungarn) der Byzantiner nimmt er für Türken (Osmanen). Joseph Kürschner sagt in seinem Taschen-Konversations-Lexikon (vom Jahre 1884) wörtlich: »Magyaren, slavisches Volk in Ungarn.« Friedrich Müller und an seiner Hand Hartlebens Volksatlas zählt die Magyaren unter die Mongolen u. dergl. mehr. Brauchen wir noch mehr über das Ergebnis dieser Forschungen zu sagen? Ich glaube nein; diese Beweise sind hinlänglich und traurig genug.

Volkes absolut nicht zu finden sind, [1]) und man muss berücksichtigen, dass alle jene Historiker und Chronisten, welche uns derartiges erzählen, unter dem Banne des Schreckens, des Vorurteils oder nach Teilnahme haschend, die Ereignisse aufgebauscht und entstellt dargelegt haben; und endlich besitzen wir aus den alten Zeiten Berichte, welche jenen Verdächtigungen entschieden widersprechen. So nennt Äschylus den hunnisch-magyarischen Stamm »Skythias gerechtes, pferdekäsespeisend Volk«, und Strabo, der diese Worte in seinem siebenten Buche citiert, sagt: »Diese Meinung von ihnen herrscht noch jetzt bei den Griechen, denn wir halten sie für die einfachsten und arglosesten Menschen und für viel sparsamer und genügsamer als wir selbst sind.« Am Hoflager Attilas erschienen Fürsten, unter denen die Geschichte solche nennt, die diesen gewaltigen Mann auch als Menschen würdigten und liebten, und dessen

[1]) Die Sitten und Gebräuche des Ungarn beweisen gerade das Gegenteil von Roheit. Sein Temperament ist ein sonderbares Gefüge von Sanguinismus und Melancholismus; er braust leicht auf, hat aber die Grossmut zu verzeihen, obwohl er die Beleidigung nicht vergisst. Immer ist er der Freund der besiegten Partei, niemals jubelt er mit dem Sieger, stets trauert er mit dem Gestürzten. Ernst und Gemessenheit ziert seine Rede; das gegebene Wort gilt für einen Eid. Bei all seinem Ernste besitzt sein Gemüt auch viel Humor. Dem Possenreisser jedoch ist er abhold, der Hanswurst geht ihm wider den Strich, seinem Antlitz passt die Grimasse nicht. Zur Ergänzung seines Charakters gehört noch die Gastfreundschaft, eine hervorragende Tugend des ungarischen Volkes, die sprichwörtlich geworden ist. Daher auch seine Toleranz gegen jede Religion, gegen jede Nationalität. Die Folge dieser Toleranz trugen aber dem Ungar nur bittere Früchte; das Beispiel hievon sehen wir an den eingewanderten Walachen, welche ihm nun schon über den Kopf zu wachsen drohen. Man darf ja nicht glauben, dass die Walachen wirklich die Abkömmlinge der Dacier und Römer sind, für die sie sich ausgeben. Beim Näherrücken der Westgoten zog Kaiser Aurelian seine Kolonisten aus Dacien zurück, und mit ihnen flüchteten auch die Eingebornen, die man in einem Teile Mösiens ansiedelte, den man von nun an »in trauriger Erinnerung« an das verlorene Dacien ebenfalls Dacien nannte. Die Westgoten besetzten das alte Dacien ohne Schwertstreich, natürlich, war doch niemand da, der es verteidigte. Zu Jordanes Zeit hatten die Walachen, die heute den pomphaften Namen Rumänen führen, die Donau noch nicht überschritten.

Seelengrösse selbst seine Feinde die gebührende Achtung nicht versagten. Jener namenlose Grieche, dessen Priscus erwähnt, und der bei der Einnahme von Viminacium in hunnische Gefangenschaft geraten und als angesehener Gefangener dem hunnischen Heerführer als Beute zugefallen war und welcher dann an der Seite seines Herrn mannhaft kämpfend diesetwegen seine Freiheit zurückerhalten hatte, äusserte Priscus gegenüber, dass er sich in dieser seiner neuen Lage (als Hunne) viel freier und glücklicher fühle, als da er noch ein angesehener Bürger des römischen Reiches war. Und Onegesius, der Griechenabkömmling und Minister Attilas, sagte dem römischen Gesandten Maximinus: »Lieber wollte ich bei Attila Diener, als ein mächtiger Herr und mit Gütern gesegnet im römischen Reiche sein.«

Der in Krieg und Wanderung aufgewachsene Hunne Attilas oder der Ungar des IX. und X. Jahrhunderts mag wohl (wie dies auch bei andern Völkern der damaligen Zeit der Fall war) etwas rauher gewesen sein, als der Ungar unserer Zeit es ist; aber jene Grausamkeit, welche die Kriege der neuen und neuesten Zeit charakterisiert, hat ihn weder in jener, noch in späterer Zeit verunschönt. Er war hochherzig selbst dann, wenn er gerechte Ursache gehabt hätte, Wiedervergeltung zu üben.[1]) Ihre Exkursionen ins südliche und westliche Europa hatten wohl auch andere Beweggründe als die des Beutemachens; es waren für sie notwendige Rekognoscierungen, um Land und Nachbarn und deren Stärke oder Schwäche kennen zu lernen. Sie machten ferner Ausfälle, wenn man sie um Hülfe rief, wenn man ihnen den versprochenen Tribut vorenthielt oder aber, wenn man sie zu gerechter Rache reizte.

Jener Vertrag, mit welchem die Stammes- und Tribushäupter die Obergewalt dem Almos, Arpáds Vater, übertragen hatten, die in der Nationalversammlung zu Pusztaszer gegebene

[1]) Wir wollen hier nur an jene Greuelthaten erinnern, die sich die entmenschten Walachen in den Jahren 1848—49 in Siebenbürgen zu schulden kommen liessen, an denen das ungarische Heer dennoch keine Repressalien übte, die gewiss gerechtfertigt gewesen wären.

freisinnige Verfassung, von der man in den übrigen Teilen Europas nicht einmal noch träumte, die Genauigkeit, mit welcher sie dort das Verhältnis zwischen Fürsten und Volk festgestellt hatten, sind die gewiss anzuerkennenden Zeugnisse ihrer gesellschaftlichen Befähigung und Reife.

Das hunnische sowie das ungarische Reich kannte von altersher, ohne Religions- oder Nationalitätenunterschied, nur gleichberechtigte, freie Bürger. Zur Knechtschaft waren nur diejenigen verdammt, die mit den Waffen in der Hand Widerstand geleistet hatten oder die mit Waffengewalt unterworfen worden waren. Aber von diesen wurden die tauglichen zu Kriegsdiensten verwendet und sogar in die ausländischen Kriegszüge mitgenommen, wo sie sich durch Treue und Tapferkeit jene politische Stellung erkämpfen konnten, die der freie Hunne oder Ungar selbst besass. Traf sich hinwiederum einer von diesen letzteren, welcher dem Ruf zu den Waffen ohne stichhaltigen Grund nicht Folge geleistet oder vor dem Feinde sich feige benommen hatte, so kostete es ihm sein Leben oder, indem man ihn zur Knechtschaft verurteilte, hörte er auf, ein Glied der Nation zu sein. Das fränkische und deutsche Lehenswesen konnte sich hier nie heimisch machen; [1]) die Freiheit betrachtete man als gemeinsamen Schatz, von dessen Teilnahme keine einzige Race des Reiches ausgeschlossen war.

Übrigens werden die Angaben jener Schriftsteller, welche dieses Volk, sie mögen nun Hunnen, Avaren oder Magyaren heissen, so gerne als überaus barbarische, wilde Horden beschreiben, durch nichts besser widerlegt, als durch jene Macht und Überlegenheit, mit welcher sie nach Besitznahme ihres Landes im südlichen und westlichen Europa auftraten und endlich ihr nun schon tausendjähriges Reich gründeten.

Ammianus Marcellinus sagt von den Hunnen: »Zu Pferde verbringen sie ihr Leben, teils rittlings, teils seitlich sitzend wie

[1]) Das Komitat war ursprünglich *gemeinsames* Eigentum der betreffenden Tribus; die Lasten waren gleich, aber auch das Partizipieren an den Benefizien. Die später eingeführte Leibeigenschaft war »Europäische Errungenschaft«.

die Frauen; zu Pferde halten sie ihre Beratungen ab, zu Pferde essen und trinken sie, ja sogar auf den Hals des Pferdes sich neigend schlafen sie.» Aber diese Worte des Marcellinus müssen wir wohl eher auf ihr Lager- und Kriegsleben beschränken, als auf das, welches sie gewöhnlich zu Hause führten. Dass Hunnen und Magyaren schon in ihrer Urheimat, in Skythien, Ackerbau betrieben, das wissen wir aus Herodot, Strabo, Ibn-Dastah und andern. Ausgenommen waren nur jene wenigen Tribus, welche die Steppe bewohnten. Doch waren sie alle vorzugsweise Hirten; dies bedingte die Zahl ihrer Herden, die aus allen Viehgattungen bestanden.

Ein Volk, das Ackerbau treibt, das Gewerbetreibende hatte und darunter solche, die es in ihrem Fache zur höchsten Vollkommenheit gebracht hatten, wie dies von den Goldschmieden die Gräberfunde beweisen, ein Volk, das eine freisinnige Verfassung, milde Sitten, seine eigene, von keiner andern Nation erborgte Ornamentik, seine eigene, zu einer Vollkommenheit gebrachte Musik und seit den urältesten Zeiten seine eigenen Schriftzeichen hatte, kann unmöglich ein so wildes Volk gewesen sein, wie es die vorurteilsvollen abendländischen oder einige der in ihren Fussstapfen wandelnden »modernen« [1]) ungarischen Schriftsteller, deren sich die Nation schämen kann, im allgemeinen schildern. Nur diese Eigenschaften, gepaart mit seiner grossen Vaterlandsliebe, befähigten den Ungar, sein Reich unter den wuchtigsten Schlägen des Schicksals tausend Jahre zu erhalten und, von den grossen Hunyadys angefangen bis zur Niederwerfung der türkischen Herrschaft, der Vorposten der östlichen Civilisation zu sein, welche es mit Erfolg beschützte.

Zu welcher Vollkommenheit hätte es ein Volk von solcher Beschaffenheit und mit solchen Geistesanlagen in seiner Ent-

[1]) Sie selbst nennen sich so und meinen, sie allein seien die gelehrtesten, vernünftigsten und unfehlbarsten Geschöpfe Gottes. Zehn Zeilen eines Herodot oder anderer, die sie bespotteln, mögen aber mehr Wert für uns haben als all ihr Wissen.

wickelung bringen können, wenn es hiezu wie andere Völker die nötige Zeit und Gelegenheit gehabt und nicht stetig, auch bis auf den heutigen Tag, zu kämpfen gehabt hätte. Ja, die Kraft anderer Völker lähmt und beschäftigt nicht der beständige Kampf um die Erhaltung ihrer Race und Sprache; jene können ihre ganze Zeit, ihre ganze Kraft der materiellen und geistigen Entwicklung zuwenden. Der Deutsche, der Engländer, Franzose, sogar der Serbe, der Walache und andere brauchen nicht für ihre Sprache, ihre Race besorgt zu sein; sie können ihrer menschlichen Aufgabe sich widmen, während der Ungar stets auf der Hut sein und nach drei Richtungen kämpfen muss. Er muss das Ungartum, die nationale Verfassung und die Autonomie seines Vaterlandes sogar gegen seine eigenen Leute schützen, und nur, was dann an Kraft und Zeit erübrigt wird, kann der Selbstkultur und der geistigen Entwickelung zugewendet werden. Und wahrlich bewundernswert ist die Kraft, welche die Nation zu entwickeln im stande ist, wo doch die Unterdrückung und Hemmung auch heute noch fortwährt, wenn auch in anderer Gestalt und unter anderem Titel. Unter solchen Umständen kostet es schon eine gewaltige Kraftanstrengung, mit den weit mehr entwickelten und wohlhabenderen Nationen auch nur Schritt halten zu können. Und dennoch hat die ungarische Kultur die Feuerprobe schon bestanden und kann sich mit jeder andern messen. Noch vor einem Vierteljahrhundert war die Hauptstadt sozusagen noch ein Städtchen, und heute ist sie eine prächtige Grossstadt. Wie sich das Land in Hinsicht des Erziehungs- und Schulwesens gehoben hat, das beweisen die fortwährend sich mehrenden Lehranstalten aller Gattungen und der in ihnen herrschende Eifer und das Resultat, welches sie erzielen.

Und an diesen Errungenschaften hat die Opferwilligkeit der Nation ihren Löwenanteil. Viele der Institute Ungarns verdanken ihren Ursprung, ihre Erhaltung direkte der Nation oder einzelnen hochherzigen Männern. O ihr, die ihr so verächtlich die Achseln über die Schöpfungen dieses Volkes zuckt,

ihr wisst nicht, wie viel Kampf, wie viel Opfer auch die kleinste derselben gekostet hat. Aber ein gerechter Sinn schätzt auch fremden Wert!

Brieflich eingeholte Berichte über die Hunnen- und Sarazenen-Niederlassungen überhaupt im Kanton Wallis.

Die erste Kunde von hunnischen Niederlassungen in den Alpen erhielt ich im Jahre 1860, als ich in Serravalle, einem Städtchen am Fusse der Alpen, unweit von Conegliano stationiert war.

Später, vor etwa zehn Jahren, kam mir zufälligerweise Hermann Alexander v. »Berlepschs Reisehandbuch für die Schweiz« in die Hand; ich blätterte in diesem vorzüglichen Reisebuche und fand nebst manchen ungarisch klingenden Ortsnamen folgende Zeilen über das Volk des Anniviers, — deutsch Eifischthales: »Man darf sagen, dass es nicht leicht ein fleissigeres, umsichtigeres Gebirgsvolk giebt, als die Anniviarden, von denen man sagt, dass sie von den Hunnen abstammen.«

Da ich nun alljährlich eine Reise, speciell nach Italien zu unternehmen gewohnt war, beschloss ich, die Route einmal zu ändern und anstatt das durch mehrjährigen Aufenthalt dortselbst so liebgewonnene Italien, nicht nur das Annivierstal, sondern alle jene Thäler des Kantons Wallis zu besuchen, in denen der »Sage« nach Hunnen- oder Sarazenen-Abkömmlinge wohnen.

Um Zeit und Geld zu sparen, wollte ich mir früher genügende Orientierung in dieser Hinsicht verschaffen und schrieb an einige Pfarreien solcher Thäler. Auch an den Verfasser des citierten Reisebuches selbst hatte ich ein Ersuchen gerichtet,

aber dies betraf einzig und allein nur den Ort Iserable. Statt seiner, der mittlerweile verstorben war, antwortete mir sein Sohn, Herr H. E. v. Berlepsch in München.

Diejenigen Herren, von denen ich Bescheid erhielt, waren der Prior J. C. Carruzzo vom Hospize auf dem Grossen St. Bernhard, der Pfarrer und Augustiner Prior Meilland von Martigny, der Pfarrer Kronig von St. Niklas im Zermatter Thale und Pfarrer Stephan Zum-Taugwald von Saas im Grund im Saaser-Thale, dann der Pfarrer Ph. Schnyder in Siders und Pfarrer Adrien Bagnoud in Vissoie im Annivierstale (jetzt Domherr und Direktor des bischöflichen Seminars in Sion), der Domherr Ruppen in Sion und Domherr Meinrad v. Werra, Sekretär des Bischofs der Augustinerabtei in St. Maurice.

Die Berichte der hochwürdigen Herren stimmten so ziemlich überein, und ich konnte den Schluss ziehen, dass das Entremont-Thal von Sarazenen, d. i. von aus Spanien hergekommenen Mauren, einige Distrikte von Conthey, dann das Annivierstal, die Visper-Thäler, das Dala-, Tourtemagne- und Illiez-Thal, sowie der Ort Nendaz von Hunnen-Abkömmlingen bewohnt seien.

Einige dieser Herren hatten mich sehr richtig auf solche, für sie ganz unverständliche Ortsnamen aufmerksam gemacht, die auch mir schon aufgefallen waren, als ich v. Berlepschs Reisebuch las und die Karte des Wallis studierte. Ich werde sie ihrerorts sämtlich aufzählen.

Sämtliche Berichte genannter Herren datieren aus der ersten Hälfte des Jahres 1884, meine Reisen aber fanden statt im August der Jahre 1884 und 1886.

Verschiedene Werke über das Anniviers- oder Eifischthal.

Vorliegendes Buch handelt, wie auch dessen Titel besagt, einzig und allein nur vom Annivierstha l. Die über dieses Thal handelnden, mir bekannten Bücher sind die folgenden:

Bädekers Reisehandbuch der Schweiz.

Berlepsch, Schweizer Reisehandbuch. 3. Auflage, 1865.

Boccard, M. (Domherr von St. Maurice und Bethlehem), »Histoire du Vallais avant et sous l'ère chrétienne jusqu'à nos jours«, Genève 1844.

Bourrit, M. T. (Kantor der Kathedrale von Genf), »Description des Alpes Pennines et Rhetiennes«, Genève 1781. (Enthält ziemlich viel Wertvolles.)

Bridel, Ph. (Pastor von Montreux), »Essai statistique sur le Canton de Vallais«, Zürich 1820. (Dieses almanachartige Büchlein enthält viel Wertvolles und ist überaus selten. Ein Exemplar befindet sich in meinem Besitz.)

Desor, Edouard, »Les Anniviards« und (als angefügte Anmerkung): »Origine des Anniviards«. (Dieser ziemlich weitläufige, aber von Fehlern und irriger Auffassung nicht ganz freie Aufsatz ist erschienen in der »Revue Suisse«, achtzehnter Jahrgang, Neufchâtel 1855.)

Desor, E., »Le Val d'Anniviers«, Neufchâtel 1855, 8°. (Dieses Werkchen ist mir bisher unbekannt; es dürfte wahrscheinlich nur der Abdruck des vorigen sein.)

Dufour, G. H., General, »Topographische Karte der Schweiz«, 1833—1863.

Echasseriaux, »Lettres sur le Valais, sur les mœurs de ses habitants«, Paris 1806. (Dieses Werk ist überaus selten und mir nur aus den Citaten Furrers und anderer bekannt.)

Engelhardt, Christ. Moriz, »Naturschilderungen, Sittenzüge und wissenschaftliche Bemerkungen aus den höchsten Schweizeralpen«, Basel 1840.

Furrer, Sigmund (Provinzial des Kapuzinerordens), »Geschichte, Statistik und Urkundensammlung über Wallis«, Sitten 1850, 3 Bände. (Ein sehr gutes Werk. Es ist ziemlich selten, weil es im Buchhandel nicht erschienen ist.)

Horváth, Michael v., »A hunok maradványai Schweizban, az anniviersi völgyben«. (Überreste der Hunnen in der Schweiz, im Anniviersthale. Diese kurze Abhandlung ist erschienen in seinen »Kleine historische Werke«, Pest 1868, III. B, S. 449—460. Ungeachtet der Vergleichung einiger weniger Orts- und Familiennamen zieht er keinen Schluss; die Sitten und Gebräuche des Volkes hat er gänzlich ausser acht gelassen.)

Hunfalvy, Paul, seine Abhandlung ist in irgend einer Zeitschrift erschienen, die ich nicht kenne, und die man mir auch nicht nennen kann; nur so viel weiss ich, dass er von der hunnischen Abkunft der Anniviarden überzeugt war.

Keller, Ferdinand, Dr., »Der Einfall der Sarazenen in die Schweiz um die Mitte des X. Jahrhunderts« (Mitteilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich, XI. B., 1. Heft). Sonderabdruck, Zürich 1856. (Er berührt in dieser Abhandlung auch das Anniviersthal.)

Malten, »Bibliothek der neuesten Weltkunde« 1834. (Dieses Werk und die in ihm (S. 28—50) enthaltene Abhandlung kenne ich nicht, wohl aber die Auszüge dieser letzteren, welche in der Zeitschrift »Tudománytár« der ungarischen Gelehrtengesellschaft, III. B., S. 229—230 vom Jahre 1834 und V. B., S. 237—240 vom Jahre 1835 erschienen sind.)

Mario *** »Un vieux pays, croquis valaisans«. Mit Illustrationen von E. Ravel, Lausanne 1889. (Dieses Buch enthält die liebliche Legende von der Bekehrung der Anniviarden (S. 165—192), welche ich aber schon früher als Manuskript vom Herrn Pfarrer in Vissoie erhalten hatte, noch bevor dieses Buch erschienen war.)

Müller, Jean, »Histoire des Suisses«, Lausanne, 1794, 11 Bde.

Peter, Joachim (ein gebürtiger Anniviarde, Lehrer und Deputierter im Grossen Rate), sammelte mehrere Sagen und Überlieferungen des Thales. (Dieses Manuskript ist in meinem Besitze.)

Rameau, B., Abbé, »Le Vallais historique, châteaux et Seigneuries« (herausgegeben vom Abbé Gremaud, Professor der Geschichte am Collège de St. Michel zu Fribourg), Sion 1885. (Ist ein ausgezeichnetes Werk für die Geschichte des Wallis und des Annivierstales.)

Schiner, Mr., »Description du Département du Simplon«, Sion 1812.

Simler, Josias, «Vallesiæ et Alpium descriptio«. Lugd. Batav. Elzevir, 1633. (Enthält nur weniges über das Eifischthal.)

Stalder, Franz Joseph, Dekan und Pfarrer von Escholzmatt im Entlebuch, »Die Landessprachen der Schweiz«, Aarau 1819.

»*Statuta et decreta* inclitae Patriae Vallesii«.

Stumpff, Joh., »Gemeiner löblicher Eydgenossenschaft Stetten, Landen und Volckeren chronickwürdiger thaten Beschreibung«.

Ulrich, Melchior (Professor), »Die Seitenthäler des Wallis und der Monterosa«, Zürich 1850.

Wolf, F. O. (Professor in Sion), »Die Thäler von Turtman und Eifisch« (Europäische Wanderbilder), Zürich, Jahr? (Ziemlich weitläufige Beschreibung der Sitten und Gebräuche der Anniviarden; die hunnische Abstammung jedoch nennt Wolf eine »Sage«.)

Die französische Bearbeitung jenes Teiles vom genannten Buche, welche speciell von den Anniviarden handelt, erschien am 20. und 21. Dezember 1887 in den Nummern 300 und 301 des »Journal de Genève« abgedruckt unter dem Titel: »Un petit peuple montagnard«.

Bei den angestellten Vergleichen zwischen den Sitten und Gebräuchen der Anniviarden und jenen der Székler, der allernächsten Verwandten derselben, leisteten mir, ausser meiner eigenen, persönlichen Erfahrung, noch die folgenden Werke vorzügliche Hülfe:

Orbán, Blasius Baron, »A Székelyföld leirasa« (Beschreibung des Szeklergebietes). Budapest 1868—1873, 6 Bände.

Kriza, Johann (Bischof der Unitarier), »Vadrózsák« (wilde Rosen), Klausenburg 1863.

Bei der Ableitung und Vergleichung der Familien- und Ortsnamen gebrauchte ich mit grossem Nutzen folgende Werke:

Lipszky, Johannes de, »Repertorium Locorum Hungariae«, Budae 1808.

Ferney, Johann von, »Magyar nyelvkincsek Arpádék korszakából« (Ungarische Sprachschätze aus dem Zeitalter der Arpaden), Pest 1854.

Czuczor, Gregor, und *Fogarasi, Johann*, »A magyar nyelv szótára« (Wörterbuch der ungarischen Sprache), Pest 1862 bis 1874. 6 Bände.

Die vorstehenden Werke, mit nur wenigen Ausnahmen, sowie die erwähnten Manuskripte befinden sich in meinem Besitze.

Allgemeines über das Wallis von einst und jetzt.

Das Val d'Anniviers, deutsch Eifischthal, in welchem sich die Hunnen-Niederlassung befindet, von der die Rede sein wird, liegt im Kanton Wallis; es ist daher erforderlich, einiges den Kanton selbst Betreffendes vorauszuschicken, weil dasselbe auch auf das Eifischthal Bezug hat.

Wallis, französisch *Valais* oder *Vallais*, italienisch *Vallesia*, ist einer der südlichsten Kantone der Schweiz. Seine Grenzen sind im Norden die Kantone Waadt und Bern, im Osten die Kantone Uri und Tessin, im Süden Italien und Frankreich, im Westen ebenfalls Frankreich.

Wallis ist der erhabenste, aber zugleich auch der wildeste Teil der Schweiz, der die höchsten Gebirgserhebungen (Monte-Rosa, Täschhorn, Weisshorn, Matterhorn, Dent Blanche, Zinal-Rothorn und die Mischabelhörner) einschliesst. Die Höhe dieser Bergriesen variiert zwischen 3042—4497 Metern.

Der Flächeninhalt des Landes beträgt 5547 Quadratkilometer, bewohnbar sind aber nur $^5/_6$ des Bodens; das übrige bedeckt ewiger Schnee und Eis. Hundertunddreissig Gletscher liegen innerhalb seiner Grenzen, welche allein einen Flächenraum von 971 Quadratkilometern bedecken, unter denen die beiden grössten Gletscher der Alpen, der fünf Stunden lange *Aletsch-Gletscher* und der drei Stunden lange *Gorner-Gletscher* den ersten Rang einnehmen. [1])

[1]) Es ist eine weitverbreitete irrige Meinung, dass die weithin sichtbaren blendend weissen Schneeberge Gletscher seien. Je höher man im Dunstkreis unserer Atmosphäre emporsteigt, desto dünner und desto kälter wird die Luft. Daher kommt es, dass im heissesten Hochsommer in den Alpen »*neuer Schnee*« (*neige nouvelle*) fallen kann, der durch seine blendend weisse Farbe sich von dem »*Alpenschnee*« oder »*Firn*« (*neige vieille*) unterscheidet. Er füllt grosse Gebirgsmulden aus, welche dann »*Firnfelder*« genannt werden. Der Firnschnee besteht nicht aus jener subtilen, leichten Krystallisationsflocke, wie der Tieflandschnee des Winters: er ist grieselig, mehr der Körnerform sich nähernd, also fester, kompakter, körperhafter, somit auch schwerer. Da die Gebirgsmulden, in denen der Firn liegt, sich gegen die tieferen Regionen hinabsenken, so folgt der gekörnte Firnschnee dem Gesetz der Schwere und drängt allmählich nach der Tiefe. Je weiter er, wenn auch unserm Wahrnehmungsvermögen kaum sichtbar, in wärmere Regionen hinabrutscht, desto häufiger und intensiver wirken auch die Wärmefaktoren auf ihn ein. Die Oberfläche schmilzt, dringt als Schneewasser in die tieferen Schneeschichten ein, sättigt dieselben wie einen Schwamm und gefriert dort wieder. Aus diesem ununterbrochenen Auflösungs- und Wiedergefrierungs-Prozesse entsteht mit der Zeit kompaktes Eis, der »*Gletscher*«, französisch «*Glacier*», im Kanton Wallis »*Fiegno*« genannt. Der Gletscher ist der Ausgleichungsfaktor, das Ableitungsmittel, gleichsam der Abfluss des in der Höhe gefallenen Schnees, der ohne seine Vermittlung in das Unendliche erwachsen und das Land weit umher völlig erkälten würde. Der Gletscher liegt also tiefer als der Firn; kein Gletscher ist möglich ohne höher liegendes Firnfeld. Der Gletscher bewegt sich nach der Tiefe zu. Das jährliche Abtauen (Zurückweichen) kommt dem jährlichen Vorrücken gleich. Die

Der Kanton Wallis dehnt sich in einer Länge von 40 Stunden von der Furka bis St. Gingolph am Genfersee aus und wird seiner Länge nach von der *Rhone* oder dem *Rhodan* (die Deutschen nennen ihn so) durchströmt, in welchen sich unzählige Bäche der Seitenthäler ergiessen.

Seinen Namen erhielt Wallis aus der natürlichen einfachen lateinischen Bezeichnung »*Vallis*« (Thal), weil das Hauptthal des Kantons zugleich das grösste Längenthal der Schweiz ist.

Das linke Rhoneufer ist die sogenannte *Schattenseite*, das rechte die *Sonnenseite*, weil, wenn die Sonne im Süden steht, die Bergkette der südlichen Seite mächtige Schatten auf das Rhonethal wirft, während die nördliche Bergkette hell beschienen wird.

verschiedenen Gletschertheoretiker sind uneinig über die Ursache und das innere Wesen dieser Bewegung. Die Bewegungs-Hauptfaktoren mögen auf dem Gesetze der Schwere beruhen, infolge dessen die höher liegenden schweren Massen die tieferen thalabwärts treiben. Die mehr oder minder starke Abschüssigkeit des Gletscherbettes bedingt auch dessen mehr oder weniger rasche, für unser Beobachtungsvermögen nicht wahrnehmbare Bewegung. Dieses Abgleiten der Gletscher wird dadurch befördert, dass ihr Zusammenhang mit dem Boden, worauf sie ruhen, durch das unter ihnen abfliessende Wasser aufgelöst wird, was hauptsächlich während des Sommers geschieht, wenn das durch die Sonnenhitze verstärkte Abschmelzen diese unterhalb der Eisgewölbe befindlichen Bäche anwachsen macht. Der Gletscher bildet keine ebene Oberfläche; er ist zerklüftet in Quer- und Längenspalten und Randklüfte. Alle sind Risse im Körper des Eisstromes, die durch zu starke Spannung der Massen entstehen; dieselbe hat meist ihren Grund in Hindernissen des Gletscherbettes. Alle Gletscherspalten entstehen nicht momentan, sondern erweitern sich allmählich binnen einigen Tagen oft nur 6—12 Zoll, bei ihrer völligen Ausbildung erreichen die Querspalten eine Breite von 15—20 Fuss, eine Länge von 10—100 Fuss und höchst verschiedenartige Tiefe. Sie sind oft bei Gletscherwanderungen das grösste und gefährlichste Hindernis, und ohne Führer kann man sich leicht in den Labyrinthen der Gletscherspalten so verirren, dass ein Herauskommen fast unmöglich wird. Ist das Thal in jener Gegend, wo der Gletscher endet, breiter als weiter oben, so pflegt in der Regel der Gletscher flachmuschelförmig auszugehen, wie z. B. der Rhonegletscher; ist dieser Umstand jedoch nicht vorhanden, so bricht der Gletscher gewöhnlich mit einer ziemlich vertikalen Eiswand ab, in welcher das »*Gletscherthor*« sich befindet, die Quellenmündung des Gletscherbaches.

Ebenso bedeutend als das Hauptthal sind, zusammengenommen, die nördlichen und südlichen Seitenthäler, in denen die grössten Alpenwunder verborgen liegen.

Nördliche Seitenthäler werden, die kleineren Thalsenkungen nicht eingerechnet, nur drei angenommen; die Anzahl der südlichen Seitenthäler beläuft sich auf fünfundzwanzig.

Bei seiner grossen Pracht und Hoheit fehlt dem Wallis nur ein Schmuck, der dem Berner Oberlande und dem Graubündener Engadin so wunderbare Reize verleiht: die hellen, leuchtenden Seen; denn jene 30 kleinen Alpenseen, die den grössten Teil des Jahres über zugefroren sind und einen sehr geringen Umfang haben, kann man wohl nicht hieher rechnen.

Klimatisch ist Wallis das Land der grössten Gegensätze: tropische Hitze und nordische Kälte liegen nur wenige Stunden auseinander. Im Sommer ist die Hitze in den Thälern oft unerträglich; das Thermometer steigt bis auf + 33° R., und ähnliche Temperatur kommt auch in den Seitenthälern am Rande der Gletscher vor, dennoch steigt die Vegetation bei weitem nicht so hoch am Gebirge hinauf wie anderwärts.

Der *Kretinismus* ist bekanntlich die furchtbarste Plage im Wallis, aber offenbar eine Wirkung des Klimas. Die niedrigen und sumpfigen Gegenden sind überall von Dünsten erfüllt, welche den tierischen Organismus schwächen, besonders, wenn zu Zeiten starke Kälte hinzukommt. Grosse Feuchtigkeit und stagnierende Atmosphäre bringen allein Kröpfe, hier das »Walliser Übel« genannt, und Kretinismus hervor, und man braucht keine andern Gründe für diese Erscheinung zu suchen. Es giebt nur ein einziges, aber einfaches Mittel gegen dieses Übel, nämlich Versetzung der kleinen Kinder in hochgelegene, gebirgige Orte bis zu dem Alter, wo ihre Ausbildung Festigkeit genug bekommen hat, um ferner nicht mehr durch die Thalmiasmen zu leiden. Die Erfahrung bestätigt dieses vollkommen: der Kretinismus nimmt in der Tiefe des Wallis in dem Grade ab, in welchem diese Versetzung und die Austrocknung der Moräste erfolgt.

Gewitter kommen ziemlich häufig vor, schlagen aber fast nie in den Thälern ein. Dagegen ist Wallis das Land der Überschwemmungen und Lauinen.[1]) Die Annalen sind fast nur eine Chronik solcher Unglücksfälle. Ebenso wurde es seit alten Zeiten ungewöhnlich oft von Erdbeben heimgesucht.

An *Produkten der Erde* hat Wallis manches aufzuweisen. Man findet Gold bei Zwischbergen an der Simplonstrasse, Silber in Verbindung mit Blei in Eischoll, im Lötschenthale, zu Peiloz im Val de Bagne, gediegenes Kupfer im Nendazthale und bei St. Martin u. s. w., aber wegen ihrer geringen Ausgiebigkeit werden die Bergwerke nicht mehr gebaut.

Die *Flora* des Wallis ist vielleicht die umfassendste der ganzen Schweiz; sie umfasst wohl $^7/_8$ der Alpenpflanzen.

Der *Weinbau* wird im mittlern und untern Wallis sehr gepflegt und liefert vortreffliche und starke Weine, die deswegen auch sehr geschätzt sind. Diejenigen Sorten, deren Bekanntschaft der Tourist oft zu machen Gelegenheit hat, sind der sogenannte *Gletscherwein*, ein weisser, kräftiger, aber etwas herber Rebensaft, dann der *Malvoisier* von Siders und Vetroz,

[1]) Die *Laue* oder *Lawine*, französisch *avalanche*, im Patois *Levance*, *Valenze* genannt, ist ein Schneesturz von bedeutender Höhe, welcher nach Ursache seiner Entstehung und dem Effekt seiner Folgen in Staub-, Grund- und Gletscher-Lauinen geteilt wird. Ist der Schnee, wenn er fällt, trocken, staubig, gekörnt, so kann er durch plötzlich einbrechende Stürme in grosser Masse emporgehoben und zu Thal getragen werden; dies ist dann die Staub-Lauine. Die Lauine kann aber auch dadurch entstehen, dass neuer, körniger Schnee auf eine abgedachte, spiegelglatte Fläche alten Schnees fällt, sich dann nicht mehr zu halten vermag und in grosser Menge zu Thal rutscht. Der Luftdruck, welchen das Niederstürzen solcher Schneemassen auf deren nächste Umgebung ausübt, ist so furchtbar, dass grosse Steine, ja sogar menschliche Wohnungen weit hinweggeschleudert und starke Bäume entwurzelt werden. Ist es jedoch der Fall, dass die Erdwärme im Frühjahr die unterste Lage eines geneigten Schneefeldes wegschmilzt, so dass dasselbe seine Verbindung mit dem durch das Schneewasser schlüpfrig gewordenen Boden verliert, so reisst, durch das Gesetz der Schwere gedrängt, ein grosser Teil der Schneemasse sich los und stürzt als Grundlauine hernieder. Diese, weniger gefährlich, haben ihre regelmässigen Wege, welche der Alpler »*Züge*« nennt. — Brechen einzelne Eispartien sogenannter hangender Gletscher ab, so entsteht die Gletscher-Lauine.

der dem spanischen gleichkommt, der dunkelrote feurige *Ballioz*, der *Arvine* und *Humage* von Sion, la *Marque* und *Coquenpin* bei Martigny.

Die *Fruchtbäume* sind sehr zahlreich und ergiebig. Man kann sich nichts Schöneres denken als die Baumgärten und Kastaniengehölze von Monthey; die Gegenden um Sion und Siders sind reich an Feigen-, Lorbeer-, Mandel-, Granat- und Maulbeerbäumen; sogar die Granatbäume wachsen im Freien. Viele und prächtige Nussbäume allenthalben liefern ein treffliches Öl.

Die Eiche gedeiht im Wallis in einer Höhe von 1000 Metern über dem Meere.

Der *Ackerbau* lag lange ziemlich darnieder, wird aber in neuester Zeit lebhaft gehoben; Mais ist eine der Hauptkörnerfrüchte.

Den Hauptnahrungszweig des Volkes bildet aber die *Alpenwirtschaft* und *Viehzucht*.

Die *Fauna*. Der *Steinbock* findet sich nur noch äusserst selten gegen den Monte-Rosa zu; dagegen werden die *Gemsen* in Herden angetroffen. Der *Biber* findet sich noch an den Ufern der Visp, der Borgne, der Navisence.

Der *Handelsverkehr* ist sehr schwach, *Industrie* existiert fast gar nicht; nur eine einzige grosse Eisenbahn- und Postlinie von den Ufern des Genfersees über den Simplon und über die Furka durchzieht das Land.

Das *Volk*, gegen 100,000 Köpfe, bekennt sich fast ausschliesslich zur strenggläubigen katholischen Kirche.

Der heilige *Theodüle* (Theodor[1]) ist der Landespatron, dessen Fest am 16. August im ganzen Wallis feierlichst begangen wird.

Der Walliser, ein Kind seiner Berge, ist fest, rauh, ausdauernd, Gefahren nicht kennend, dabei gutmütig, freundlich und dienstfertig.

[1]) Er war Bischof von Sion und sammelte die Gebeine der bei Agaunum (jetzt St. Maurice) hingerichteten thebäischen Legion, der ersten bekannten Christen in Wallis.

Das Walliserland war zu Anfang unseres Jahrhunderts kaum noch bekannt, streitet aber jetzt mit dem Berner Oberland um den Vorrang und wird während des Sommers von Touristen in allen seinen Thälern und Pässen durchstreift.

Wallis zerfällt in zwei Teile: in *Unter-Wallis* oder das romanische Wallis *(Valais Romand)*, welches sich vom Genfer-See bis an die Morge und Borgne, zwei Flüsschen in der Nähe von Sion, erstreckt, dann in *Ober-Wallis* oder das einstige bischöfliche Wallis *(Valais épiscopal)*, von der Morge und Borgne bis an die Furka, jenen Gebirgskamm, der Wallis vom Kanton Uri trennt.[1])

Unter-Wallis wird von Franzosen, Ober-Wallis von Deutschen bewohnt. Jene machen $^2/_3$, diese $^1/_3$ der Bevölkerung aus. Die Franzosen sprechen meist ein Patois, welches sehr viele Nuancierungen hat wegen der Verschmelzung mit mannigfachen anderen kleinen Völkchen; die Deutschen sprechen die alemannische Mundart.

Die Einteilung des Landes in »*Zehnen*«, d. i. Bezirke, ist uralt. Nach Perrigs Chronik hatte Wallis im XIII. Jahrhundert sieben Zehnen: *Sitten* (Sion), *Naters*, *Visp*, *Leuk*, *Goms*, *Raron* und *Siders*.

Über den Ursprung des Wortes »Zehnen«, auch »Zehnden« und »Cente«, französisch »Dixains«, »Dizains« und »Disains«, lateinisch »Deseni« genannt, sind die Meinungen verschieden. Die zwei Walliser Historiker Abbé Rameau und Abbé Gremaud meinen, dass es von dem Worte *decem* (dix) stamme, wegen der genannten sieben Zehnen des Ober-Wallis und der drei Zehnen *(Granges, Ardon-Chamoson* und *Martigny)* des Unter-Wallis, welches nach Rameau die Einteilung im Jahre 1335 gewesen sein soll. Schiner dagegen meint, das Wort Dixain stamme aus dem lateinischen *ditio* (Botmässigkeit, Gebiet) des-

[1]) Unter den Grafen von Savoyen bestand Wallis sogar aus drei Teilen: der westliche Teil bis Martigny zählte zur Landschaft *Chablais* (Caput laci), das *savoyische* Wallis erstreckte sich von Martigny bis an die Morge, und von hier bis an die Furka das *bischöfliche* Wallis.

wegen, weil jeder Zehnen seine eigene Gerichtsbarkeit hatte. Wir unsererseits müssen annehmen, dass eine derartige Einteilung und Benennung ihren Ursprung im Ober-Wallis unter den Deutschen genommen habe, wie denn auch Rameau selbst sagt, dass die (deutschen) Zehnen Sitten, Naters, Visp und Leuk die *ältesten* seien, folglich die andern noch nicht bestanden hatten und somit das Zahlwort »zehn« der Benennung nicht zu Grunde liegen konnte; das französische »dix« dürfte also seinen Ursprung einer späteren und zwar unrichtigen Übersetzung des missverstandenen Wortes »Zehnen« verdanken. »Viele Bauernhöfe machten einen Bezirk aus«, sagt Furrer, »den man »*Cent*« nannte. Über denselben war ein Richter gesetzt, den man *Centenar*, *Centgraf* hiess.« Die von jedem einzelnen Zehnen gestellte Miliz befehligte ein »*Zehnenhauptmann*«. Wir *vermuten*, dass das deutsche »Zehnen, Zehnden, Cent« dem lateinischen »Centum« entsprungen sei, vielleicht aus dem Grunde, dass ein Bezirk hundert Mann zu stellen hatte. Etwas absolut Bestimmtes in dieser Hinsicht lässt sich heute wohl nicht mehr feststellen.

Die *geistlichen Würden* des Kapitels waren:

der *Bischof*,
die *Domdekane* und
die *Grosssakristane*,
die *Kantoren* und
die *Kanzler*.

Der erste *weltliche Machthaber* nach dem Bischof war der *Landshauptmann*, sonst *Vizdom*, *Vicedominus*, *Grand-Baillif*, *Baillif*, *Ballivus*, d. i. Regierungsstatthalter genannt; nach ihm kamen

die *Viceballivi* und
die *Landschreiber*.

Die höchsten *Amtspersonen* der Zehnen waren:

die *Grosskastläne* oder *Kastler (Grand-Châtelain)*, *Majore*, *Grossmeier* und *Meier*, *Landvögte* und
die *Statthalter der Landvögte*, *Landammann*.

Die Vorsteher der einzelnen Herrschaften oder Lehen waren:
die *Kastlâne* (Châtelain) und
die *Vögte*.

Die *Kriegsbehörden* waren:

a) *Oberster im Krieg ob der Morge* (d. h. im Ober-Wallis),

b) *Oberster im Krieg unter der Morge* (d. h. im Unter-Wallis), dann
die *Bannerherren* und
die *Zehnenhauptleute*.

Gegenwärtig besteht der Kanton aus 13 Zehnden oder Bezirken: *Goms*, *Brig*, *Visp*, *Raron*, *Leuk*, *Sierre* (Siders), *Herens*, *Sion* (Sitten), *Conthey*, *Martigny*, *Entremont*, *St. Maurice* und *Monthey*.

Die *Hauptstadt* des Kantons ist *Sion*.

Gegenwärtig stellt der Kanton in den *Nationalrat* vier Deputierte.

Die gegenwärtige Verfassung enthält in ihren Hauptzügen folgendes:

Der *Grosse Rat* (einst *Landrat*), französisch *La Diète*, *Grand-Conseil* oder *Haut-Conseil*, besteht nach je 1000 Seelen aus einem Deputierten, welcher direkte gewählt wird; dieser Rat ist der gesetzgebende, dieser wählt

den *Kleinen Rat* (die Landesregierung) und
den aus neun Mitgliedern bestehenden *Appellationshof* u. s. w.

Der *Staatsrat* besteht aus fünf Mitgliedern, welche auf vier Jahre gewählt werden und die Regierungsgeschäfte führen.

Jeder Bezirk hat einen *Regierungsstellvertreter (Prêfet)*, dem ein *Bezirksrat* beigegeben ist.

Siders und seine Umgebung. Ruinen von Alt-Siders, Kloster Gerunden und der Gubing-Turm.

Das Eifischthal, von dem dieses Buch handelt, ist eines der südlichen Seitenthäler des Rhonethales. Um dahin zu gelangen, steigen wir in *Siders* vom Eisenbahnzuge ab und begeben uns vorläufig in einen der Gasthöfe, deren es hier mehrere giebt,[1]) um uns dann diesen Ort ein wenig zu besichtigen, da er es wahrlich verdient und einige Stunden hinreichen, ihn und seine Umgebung kennen zu lernen.

Siders, französisch *Sierre*, lateinisch *Siderium* oder *Sirrum* ist der Hauptort des gleichnamigen Zehnen, Bezirkes. Es liegt am Fusse eines vom nördlichen Gebirge sich vorschiebenden sanften Abhanges und ist von trefflichen Wein- und Obstgärten, besonders von üppigen Nussbäumen umschlossen, die sich teilweise auch zwischen die einzelnen Häusergruppen hineinschieben und dadurch dem Ganzen ein heiteres, anmutiges Aussehen verleihen.

Das Innere des Ortes bietet gerade nicht viel Sehenswertes, doch hat er einige mitunter sehr alte Gebäude, die wir uns ansehen müssen. Das eine ist die schlossartige, mit Ecktürmchen und Pechnasen[2]) versehene *Residenz* der bischöflichen Vizdome gleich neben dem »Hotel de la Poste«; sie wurde im XV. Jahrhundert erbaut und ging dann im XVI. Jahrhundert an die Edlen von Courten über. Auch ein anderes, neueres Schloss giebt es in Siders, »La Cour« (der Hof) genannt, welches auf seiner, der Strasse zugekehrten Seite eine mit Pavillons gezierte Arkadengallerie hat und zum grössten Teil durch Jean-François von

---

[1]) Ich war stets im »*Hôtel de la Poste, ancien »du Soleil«* der Frau Guérold abgestiegen. »Sonnenhôtel« wurde es einst genannt, weil die Sonne das Wappen von Siders ist.

[2]) Erkerartige, unten offene Vorsprünge zum Herabschiessen, Herabgiessen von heissem Wasser oder Pech auf die stürmenden Belagerer.

Courten, dem Capitain der Schweizergarde in Frankreich kurz vor dem Jahre 1673 erbaut worden ist. Ausser diesen findet man noch andere schöne Häuser, denn in Siders wohnt ein grosser Teil des Walliser-Adels.

Auch die beiden Pfarrkirchen verdienen besehen zu werden; die neuere steht am Wege nach Glarey, während die ältere im

Siders vom Süden aus gesehen.

Norden von Siders am Bergesabhange steht und in ihrem Turme einen römischen Votivstein birgt mit der Inschrift:

MERCURIO
L. VALERIUS
OPTATUS
V. S. L. M.

Siders ist die Sprachgrenze für deutsche und französische Zunge. Obwohl die Schulen französisch sind, wird da und dort noch deutsch gesprochen.

Die Umgebung von Siders ist ungemein reich an herrlichen Aussichten und trägt ein eigentümliches Gepräge. Das Thal bildet hier keine gleichmässige Ebene wie unterhalb von Sion gegen Martigny oder von Leuk hinauf gegen Brig zu, sondern

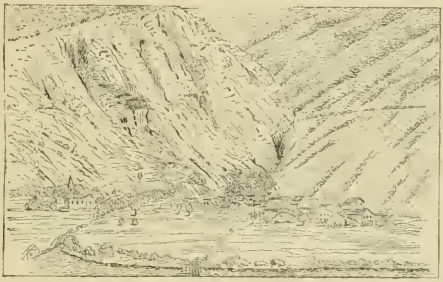
es liegen hier, vom Pfynwald angefangen bis gegen Gröne hinunter viele grössere und kleinere, teils kahle, teils bewaldete oder mit Reben bepflanzte Hügel zerstreut auf der Ebene, deren einige man geneigt wäre, ob ihrer schönen runden, regelmässigen Form als von Menschenhand errichtet zu betrachten. Und doch sind sie nur Werke der rastlos thätigen Natur. Offenbar sind die Kerne dieser Hügel, welche aus Geröll und Schutt mit mergeligem Bindemittel bestehen, Überreste eines uralten, vorhistorischen Bergsturzes, welcher während der Eiszeit, als die Gletscher ihre grösste Ausdehnung hatten und ihr Rückgang seinen Anfang nahm, in mehreren Zwischenräumen stattfand, und dessen Trümmer auf dem starken Rücken des Rhonegletschers teilweise thalabwärts getragen und in dieser Gegend niedergelegt worden waren. Bei den nachherigen öfter stattgefundenen Überschwemmungen der Rhone wurden diese Steinkerne mit Sand bedeckt, der ihnen nach vielen Jahrhunderten diese ihre jetzige regelmässige runde Form gab. Diese Hügel bilden wesentlich die landschaftlich schöne und in ihren Bildern wechselnde Umgebung von Siders, welches das ihm schon von den Alten gespendete Epitheton: das »angenehme«, das »liebliche« — Sirrum amoenum — in vollem Masse verdient.

Siders ist wahrlich einer der schönst gelegenen und reizendsten Orte im Rhonethal, das sich hier sogar noch mehr als bei Sion erweitert; die nördliche Gebirgskette tritt zurück; ihr Abhang ist sanfter, und das weite, liebliche Gelände ist von Dörfern mit schmucken Kirchen und stattlichen Schlössern und von zerstreuten, zwischen Obstbäumen gelegenen Häusergruppen übersät. Seinen Fuss zieren prächtige Rebpflanzungen, deren Wein zu dem besten gerechnet wird; der kostbarste ist der *Malvoisier; Humage, Resi* und *Gewess* giebt es da in Menge. Ausgedehnte Schnee- und Firnfelder, »*La Pleine morte*«, überragen die prachtvolle und gesegnete Landschaft, im Volkesmunde »*La noble contrée*« genannt. [1])

[1]) Diese Benennung stammt nach Furrer von da, dass vor allers der Zehnen auch in »contractus« eingeteilt war und Siders samt Berg »nobilis Contractus« hiess.

Nachdem wir uns Siders und seine Lage besehen haben, müssen wir noch einige andere, historisch nicht minder interessante Objekte ausserhalb des Ortes besuchen.

Das eine dieser Objekte sind die nicht weit, eine Viertelstunde südwestlich von Siders auf einem Hügel gelegenen spärlichen Ruinen von »*Alt-Siders*«, dessen in den Urkunden als »*Castrum de Sirro*« gedacht wird. Dieses im Jahre 1203 erbaute Schloss war Eigentum des Bischofs und wurde im Jahre 1415 durch die Oberwalliser-Patrioten im Kriege gegen die Familie Raron zerstört. Ausser der einen Mauer eines Turmes und eines



Das Dorf Chippis mit der Navisence-Schlucht
(im Vordergrunde mit der Rhone und der neuen Brücke.)

Thores sieht man nur mehr die Grundmauern; alles übrige scheint als Baumaterial fortgeführt worden zu sein.

Von Alt-Siders hat man einen guten Ausblick auf die Ausmündung des Eifischthales, eine enge Erosionsschlucht, aus welcher die Navisence herausstürzt, dann auf den Ort *Chippis* und links auf die Wege, welche von den Ausläufern des Korbetschgrates in grossen Windungen ins Eifischthal hinaufführen.

Unser zweiter Spaziergang gilt dem eine kleine halbe Stunde entfernten einstigen Kloster von *Geruden*, französisch *Gerond*.

Wir gehen von Siders in südlicher Richtung gegen das Rhoneufer zu, wo auf einem ziemlich hohen Hügel, von dem die Rhone viel weggespült hat, das Kloster liegt. Auf dem Wege dahin gehen wir an dem Ufer dreier kleiner Seen vorüber, deren grösster ein Rätsel für den Naturforscher ist; sein Spiegel liegt höher als der der Rhone, sein Wasser kann also kein Sickerwasser sein und hat auch sonst keinen sichtbaren Zufluss.

Ein sehr bequemer, schattiger Weg führt uns auf das Plateau

Plateau des Hügels mit dem Kloster Geruuden.

des Hügels, wo das Klostergebäude steht. Es bildet ein Viereck, dessen eine Seite die Kirche einnimmt.

Geführt von einem der Landleute, die jetzt darinnen wohnen und die umliegenden Grundstücke bewirtschaften, treten wir in den Hof. Ein Gefühl der Verlassenheit ergreift den Besucher beim Eintritte in diese einst belebten, nun öden und vernachlässigten Gänge. Noch sieht man hie und da an den Wänden heilige Sprüche, die einst die frommen Bewohner dieser Stätte mit schwarzer Farbe an die Wände geschrieben haben.

Dieser Ort war wirklich wie geschaffen für ein Kloster. Die Einsamkeit ist hier vollständig und der Anblick der Landschaft nach allen Richtungen ein bezaubernder.

Um dieses alte Kloster, in welchem nun Verlassenheit und Verfall herrscht, mit Interesse zu besichtigen, ist es notwendig, die Hauptmomente seiner Geschichte zu kennen.

Vorzeiten war da ein Priorat vom Thale Montholon, abhängig von dem Kloster Abondance in Savoyen. Das Kloster wurde im XIII. Jahrhundert, wahrscheinlich von den Herren von Chaley gestiftet, wenigstens waren sie seine grossen Wohlthäter und hatten es sich zur Grabstätte auserkoren. Im Jahre 1326 tauschte Bischof Aimovon Gesteln dieses Priorat gegen jenes vom Val d'Illiez um und stiftete 1331 aus selbem ein Karthäuser-Kloster. Es wurde auch zu einer Freistätte gemacht für Verbrecher, aber mit Ausnahmen. Agnes von Österreich, die Witwe Andreas III., des letzten ungarischen Königs aus dem Geschlechte der Arpäden, vermehrte 1336 die Stiftung für noch einen Religiosen, damit man dort für das Seelenheil ihres erschlagenen Vaters und ihrer Brüder, wie auch für sie selbst, bete. Wegen der Kriegsunruhen im Lande zogen die Karthäuser um das Jahr 1350 fort, und statt ihrer wurden im Jahre 1426 die Karmeliter dahin berufen. Nach dem Abgange der Karmeliter hielten 1656 fünf Jesuiten dort eine Schule. Dann erwarb es der Bischof für sich selbst, und im Jahre 1734 errichtete Bischof Blatter daselbst ein Seminar. Bischof Roten vergrösserte die Kirche. In den Jahren 1802—1806 und 1831—1835 diente es den Trappisten als Asyl. Von 1871—1874 bewohnten es die aus Lyon vertriebenen Dominikaner. Heute ist Gerunden eine Domäne des bischöflichen Seminars zu Sion.

Eine Pächtersfrau, eine Französin, mit einem kleinen Kinde auf dem Arme war meine Führerin. Unser erster Weg galt der Kirche, an deren Wänden uralte Fresko-Malereien zu sehen sind, aber die Fensterscheiben mangeln vielenorts und Sperlinge nisten unbehelligt im Innern der Kirche. Sodann gingen wir in die Sakristei, wo die Frau die noch vorhandenen wenigen Sehenswürdigkeiten, ein oder zwei alte Messgewänder, Stola, Missale, aus einer Lade auskramte.

Domherr De-Rivaz, welcher im Jahre 1812 das Kloster besuchte, beschreibt uns die herrlichen Glasmalereien, die er damals noch vorfand, von denen aber heute nichts mehr zu sehen ist. Die Chorstühle sind die einzigen, aber schadhaften Überreste aus den Zeiten der Karmeliter.

Ja, Verfall herrscht von innen wie von aussen. Die Mauern sind vielenorts des schützenden Mörtels entblösst, die Dächer, Fenster und Thore dem Verfalle nahe; die Säulchen, welche die Lichtfenster des Glockenturmes zieren, fallen nacheinander heraus.

Gegenwärtig wird, wie mir die Frau sagte, jährlich noch 3—4mal Gottesdienst gehalten, wo dann viele Leute aus der Umgebung hieher wallfahrten.

Aus dem Klostergebäude kommend, besehen wir uns noch einmal die herrliche Gegend, auf welche die Natur ihre Reize verschwenderisch ausgeschüttet hat. Aber umsonst, das lachende Grün, das lustige Rauschen der Rhone und all der ganze Reichtum der Natur stimmt uns nicht heiterer, denn der Gegensatz zwischen dem strotzenden Leben und der Öde und Verlassenheit giebt dem Kloster von Gerunden einen nur um so düstereren, traurigeren Anstrich.

Und nun auf zu einem nicht minder interessanten Überbleibsel des Altertums, zum *Gubing-Turm (Tour Goubin)*, der etwas östlich von Siders, eine kleine halbe Stunde entfernt, auf einem kleinen, von spärlicher Vegetation bedeckten Felshügel steht.

Ein schattiger Weg führt uns zum Gubing-Turm, zwischen Weingärten und an mehreren Kellern vorbei, woselbst deren Eigentümer ihre Weinlese einkeltern. Im Herbst und noch mehr, einige Wochen später, wenn der »Neue« sich zu klären beginnt, soll sich, wie uns einer der Kenner dieser Gegend, Professor Wolf, berichtet, in diesen kühlen Räumen manchmal ein fröhliches Zecherleben entwickeln, denn jeder Rebbergbesitzer ist stolz auf sein Gewächs und ladet nach alter Walliser-Sitte gerne

seine Freunde zum »Weinkohren«; wächst ja in Siders und dessen Umgegend »ein gar edles, gutes und kostliches Weyngewächs«, wie schon einer der ältesten Reisebeschreiber des Wallis, Stumpfius, zu erzählen weiss. Die beliebtesten Sorten, die hier gepflanzt werden, sind der *Muskateller*, *Arvine*, *Humagne*, *Fendant*, *La Rèze* (ein harter Wein, der aber, wenn er einige Jahre auf den Bergen aufbewahrt wird, zum vorzüglichen Glacier wird) und der aus Spanien stammende *Malvoisier*.

Der Gubing-Turm.

Rebpflanzungen und ein kleines schütteres Föhrenwäldchen umgeben den Felshügel, auf dem der uralte, viereckige, noch wohlerhaltene, ja noch bewohnbare Gubing-Turm steht.

Woher sein Name abzuleiten sei, wissen weder Deutsche noch Franzosen, nur das weiss man, dass er aus der Sarazenenzeit (X. Jahrhundert) stammt, aus jener Epoche, als die Mauren Spaniens auch die Schweiz mit ihren Streifzügen beglückten.

Urkundlich ist dieser Turm schon im Jahre 1297 nachzuweisen, in welcher Zeit eine Dame, Isabella Albi aus der Familie Bâtie von Granges, Weingärten bei *Gubyn* hatte. Von der Familie Bâtie ging der Turm an die Herren von Chevron über,

von diesen an die Familie De-Platea (am Henngart [1]), noch später aber an die von Courten.

In Siders erhielt ich zu meiner Freude die erste Hoffnung, dass meine Forschung hinsichtlich der Anniviarden nicht ohne Erfolg sein werde, und zwar vom Herrn Pfarrer Ph. Schnyder, welcher mir schon früher schriftlich einige diesbezügliche Mitteilungen gemacht hatte und bei dem ich mich nun für seine Bereitwilligkeit zu bedanken hatte. Ich fand ihn in seiner stillen Behausung am Bergesabhange unweit der *alten* Pfarrkirche von Siders. Er meinte ganz richtig, dass den bisherigen Forschern, die sämtlich Schweizer waren, vieles entgangen sein mag, und zwar einzig und allein aus Unkenntnis der ungarischen Sprache, der ethnographischen Eigentümlichkeiten, der Sitten und Gebräuche des ungarischen Volkes, ja selbst seiner Geschichte. Die hoffnungspendenden Worte des hochwürdigen Herrn waren beim Abschiede: »Leben Sie recht wohl, mein Sohn; ich wünsche Ihnen eine glückliche Reise, und dass Sie Erfolg bei Ihren Forschungen haben! Ich glaube, im Annivierstha1e werden Sie finden, was Sie suchen!«

Verschiedene Wege ins Eifischthal. Beschreibung des Thales.

Um an das Ziel unserer Reise, in das *Eifischthal*, zu gelangen, verlassen wir das liebliche Sierre und begeben uns hinüber auf das andere Rhoneufer, in die *Penninischen Alpen* [2]).

Das Eifischthal öffnet sich gerade gegenüber von Siders,

[1]) Das Latinisieren der deutschen Familiennamen war im Wallis sehr gebräuchlich; so heisst unter andern die Familie Supersaxo eigentlich Oberfluo. De Vineis Weingarten u. s. w.

[2]) »Nous écrivons Pennin. Pennines. et non Poenin. Poenines, parce que ce mot dérive manifestement du celtique Penn, point. sommet. et non du latin Poenus (Carthaginois); Poenus n'est pas plus la racine étymologique des Alpes Pennines que des mots Apennines.« *Fridel*, S. 213.

insoferne als hier die Navisence, der Wildbach, welcher das 35 Kilometer lange Eifischthal durchströmt, sein tief in die Thalschlucht eingegrabenes Bett verlässt und sich bei dem Orte Chippis in die Rhone ergiesst; denn was wir von der Rhoneebene aus, wenn wir von Siders nach Chippis wandern, erblicken, sind nur steile, teilweise schwarzbewaldete, teilweise nackte Felswände, wo die Navisence einer tief eingerissenen, engen und unzugänglichen Felsspalte, der Pforte des an Naturschönheiten so reichen Eifischthales, entstürzt. In das Innere des Thales vermag hier unser Auge nicht einzudringen, weil der eigentliche Thalboden von Eifisch bedeutend höher liegt.

Um in das Thal zu gelangen, hat man heute schon verschiedene Wege.

Die einzige *Fahrstrasse*, welche erst vor 30—35 Jahren vollendet wurde, führt in vielfachen Windungen an den steilen, bewaldeten Felswänden der westlichen Ausläufer des Korbetschgrates empor. Man verfolgt zuerst während einer guten halben Stunde die Simplonstrasse, welche den Pfynwald (Bois de Finge) durchschneidet, über Glarey, die Rhonebrücke, bis in die Nähe des *Mördersteines*,[1]) woselbst die Strasse rechts ins Eifischthal abzweigt. Den Bestand des Pfynwaldes bildet vorzugsweise die Föhre; ein eigentümliches Auftreten, das in der Schweiz sehr selten vorkommt. Sie ist kleiner als die Föhre der Steiermark oder Tirols, aber malerisch und von einer Gedrungenheit, wie wir sie in den Wäldern Italiens antreffen.

Fussgänger brauchen diesen Umweg nicht zu machen. Sie können unterhalb Siders gegen die Rhone, an den zwischen Siders und Gerunden befindlichen tiefblauen Seen vorüber über die neue eiserne Brücke in gerader Linie nach dem kleinen Dorfe *Chippis*[2]) und von da in Serpentinen, sogleich steil anstei-

[1]) Eine schöne Sage knüpft sich an diesen Stein, welche L. L. von Roten besungen hat.

[2]) Dieses Dorf liegt, wie gesagt, am Abflusse der Navisence in die Rhone und ist von schönen Wiesen umgeben. Seit 1837 ist die Gegend durch die Navisence ganz verwüstet. Die Häuser sind neu, mit Schiefer gedeckt, weil der Ort im Jahre 1854 ganz abgebrannt ist.

gend, in schon bedeutender Höhe auf die Fahrstrasse gelangen.

Noch zwei andere Fusswege führen auf der linken Seite der Navisence ins Eifischthal hinauf. Man geht bei Chippis hinauf nach *Brien-dessus* (965 M.), alsdann um das *Bärenthal* vis-à-vis dem ersten *Pontis*, einem Tobel, herum und darauf hinter dem zweiten Pontis zum Fluss hinab und hinüber nach *Fang*, wo man die Hauptstrasse wieder erreicht, oder man steigt von Brien-dessus mit einem grossen westlichen Umweg nach *Vercorin*, umgeht das Bärenthal in grösserer Höhe, geht durch *Painsec* (1301 M.) und dann unterhalb desselben hinüber nach *Vissoie*, das auf dem rechten Ufer der Navisence liegt. Diese letzteren zwei Wege werden zwar wenig benutzt, sollen jedoch einen überaus genussreichen Spaziergang gewähren. Ich selbst habe bei meinem zweimaligen Dortsein stets nur den Serpentinenweg von Chippis und die Fahrstrasse benutzt. Bourrit, Schiner und Wolf rühmen die Saumwege am linken Ufer über Chaley und Brien-dessus als bezaubernd. Letzterer sagt: »Während sechs Stunden durchwandern wir eine Gegend, die uns auf jedem Schritte neue Überraschungen bietet; wir erinnern nur an die reizend gelegene Waldkapelle oberhalb Brien-dessus, an das aussichtsreiche Plateau von Vercorin, dann an die prächtigen Wälder des Bärenthals, an dessen Ausgang wir urplötzlich die licht- und zaubervolle Firnwelt des Zinalthales erscheinen sehen, während zu unsern Füssen eine grossartige Moränenlandschaft [1]) sich ausbreitet, in deren Mitte die vielen grauen Dächer des jäh zu Thal stürzenden Dörfchens Painsec sich so eigentümlich abzeichnen.«

Möge der Leser uns nun auf der mehr benutzten und bequemen Fahrstrasse folgen. Auf dem Wege durch den Pfynwald brauchen wir eine starke Stunde über den Berg hinauf. Hier an der Strasse, unweit des Pfynwaldes, erblicken wir eine Schanze, welche die Ober-Walliser am Ende

[1]) Moräne nennt man die durch noch vorhandene oder einst vorhanden gewesene Gletscher zusammengeschobenen Massen von Schutt- und Steinblöcken.

des vorigen Jahrhunderts gegen die Franzosen errichtet hatten. Beilaufig an dem Punkte, wo der von Chippis heraufführende Fusssteig in die Fahrstrasse mündet, halten wir an; denn hier bietet sich unsern Augen eine überaus prachtvolle Aussicht. Nördlich liegen die Berner Alpen mit dem mächtig imponierenden Wildhorn und all den wilden Zacken, welche der »*Pleine morte*« [1]) entsteigen. Tief unter uns zieht sich das Rhonethal von Leuk bis Martigny hinunter, woselbst wir noch deutlich die Felsen und den Turm von »*La Batiaz*« erkennen. Weit näher liegt *Sion* mit seinen beiden Hügeln *Tourbillon* und *Valeria* und uns gerade gegenüber das liebliche *Siders*, dann die tiefblauen Seen von Gerunden und endlich das ganze Gebiet der Schutthügel im Inundationsgebiete der Rhone von Grône bis Leuk.

Unter diesen Hügeln ist der, auf welchem das nun aufgelassene Kloster Gerunden steht, der bemerkenswerteste, für jeden Ungar aber vorzüglich deswegen, weil hier eine ungarische Königin, die Witwe des letzten Arpádenkönigs eine fromme Stiftung machte. Die uns zugewendete Seite des Klosterhügels entsteigt beinahe senkrecht der Rhone. In dieser Felswand sieht man viele, ich zählte 19, kleine in den Fels eingegrabene Zellen, welche untereinander und mit dem Flusse durch schmale, da und dort schon abgerutschte Fusssteige verbunden waren. Wer diese Zellen in die Seitenwand eingegraben hat, ist unbekannt; der Sage nach sind sie vor undenklich langer Zeit durch Zwerge eingegraben worden; andere meinen, sie hätten Einsiedlern als Obdach gedient, während wieder andere sie für Zufluchtsorte der Einwohner bei feindlicher Invasion zu Zeiten der Römer, Vandalen und anderer Feinde halten. Rechts über uns, auf einem hervorragenden Fels, befinden sich die heute schon unmerklichen Ruinen der Burg von *Beauregard*, im Volksmunde auch *Périgard*, *Bérigard* oder *Perigarda* lau-

[1]) Die »tote Ebene«. Indem man die jenseitige Alpenkette betrachtet, bildet die unterste Linie des ewigen Schnees eine horizontale lange Linie, Ebene, über welcher die Natur erstarrt, tot ist

tend, die man die »*unbezwingbare*« *(l'imprenable)* nannte und deren Ursprung, nach Schiner, schon aus dem XI. Jahrhundert datieren soll. Sie war Eigentum der mächtigen Herren von Raron und wurde dann, 1417, von den Ober-Walliser Patrioten dennoch bezwungen und geschleift. Links, jenseits der Navisence sehen wir eine steile Felswand, da und dort mit Strauchwerk bewachsen; wo dieses üppiger wuchert, da befindet sich die in dem Felsen eingehauene Wasserleitung, welche das Wasser den Wiesen von Chaley zuführt.

Und nun wenden wir uns dem geheimnisvollen Eifischthale selbst zu, von dem man aber hier noch wenig sieht.

Der Weg führt serpentinenartig zu dem Orte *Niouc* (990 M.). Das kleine Plateau, auf dem diese Ortschaft liegt, hat schon eine ganz andere Kultur wie das Rhonethal, das wir soeben verlassen haben. Hier oben baut man Weizen, Roggen; von Mais und Reben ist keine Spur mehr zu finden; hingegen findet man noch einige Apfel- und Birnbäume, besonders aber zahlreiche Kirschbäume, deren Früchte hier erst im Juli, August reifen, wenn man unten in Siders schon essbare Weintrauben hat. Von Niouc erblicken wir schon die silberglänzenden, eisbepanzerten Bergriesen im Hintergrunde des Eifischthales in ihrer nicht zu beschreibenden Pracht und Herrlichkeit.

Nun biegen wir links um eine Ecke, und unsern Blicken bietet sich eine nicht geahnte Scenerie. Steile Felswände erheben sich auf allen Seiten der hier befindlichen Einbuchtung und stürzen selbst unter uns noch über 1000 Fuss zur Tiefe. Es ist dies die erste jener berühmten Schluchten der *Pontis*, dieser mächtigen Dolomit-Kalkwände, deren eigentümliches Auftreten einer im Wallis sehr entwickelten Gebirgszone den Namen »Pontis-Kalk« gegeben hat.

Unsere Strasse ist in den Fels eingeschnitten. Gleich nach unserem Einbiegen passieren wir ein Felsthor, hinter welchem wir eine Inschrift in die Felswand eingegraben finden, welche lautet:

†
IHS
IMPENSIS P. V. QUARTERY
DE LUC HOC OPUS
ITNERIS (sic!) *F. F.*
ANNO D.
1613.

Über das Wort »Quartery« ist man verschiedener Ansicht. Wolf versteht unter demselben einen Geistlichen dieses Namens; [1]) mir aber sagte man im Thale, dass dieses Wort für »Thalviertel« zu nehmen sei, weil das Thal zu jener Zeit in vier Viertel geteilt war; die Übersetzung der Inschrift würde demgemäss lauten: «Dieses Weg-Werk ist im Jahre des Herrn 1613 durch die Kosten des Thalviertels Luc gemacht worden.« Sei dem, wie immer, wir bestaunen das Werk und das Völklein, welches dasselbe geschaffen hat.

An manchen Stellen ist der Fels gewölbartig überhängend, und von der unermesslichen Tiefe herauf hören wir das Tosen der Navisence, aber sehen können wir sie nicht.

Vor noch nicht vielen Jahrzehnten bestand eine ziemliche Strecke der Strasse nur aus Brücken, von denen diese Schluchten auch ihren Namen erhalten haben; denn »*Pontis*« bedeutet im Patois »*Brücken*«. Furrer beschreibt diesen Weg um die Schlucht herum (im Anfange der fünfziger Jahre) noch folgendermassen: »Dieser Felsenkrachenpfad ist eine halbe Stunde lang durch den Kalkfels gebrochen und führt auf Brücken oder Galerien, die über dem Abgrunde angebracht sind, an einer 1000 Fuss hohen Felswand vorbei. Vorher musste man die hohe Felswand mühsam umgehen, was den Weg um eine Stunde verlängerte. Endlich, 1769, [2]) wurde dieses kühne Werk unternommen, die Galerien wurden eingehauen oder gesprengt.

[1]) Einen Familiennamen Quartery giebt es thatsächlich im Wallis; ein Quartery war im Jahre 1812 Maire von St. Maurice.

[2]) Obige Inschrift bezieht sich demnach nur auf die allererste Inangriffnahme des Baues.

Die Brücken bestehen aus 50—60 Fuss langen Tannen, die in die Felswand auf beiden Seiten, als Träger der Brückendielen, eingebohrt sind, und schweben so über dem finstern, tobenden Abgrund. In neuester Zeit hat man lange Gänge in die Fels-

Partie aus dem Pontis mit einem Stück des alten Weges (über der Gallerie).

wand eingebrochen, um das Auflegen der Bäume zu erleichtern. Auch sind da starke Abwehren, Schutzdächer, angebracht, die gleich den Brücken mit vieler Sorgfalt unterhalten werden. Die Breite ist berechnet zum bequemen Ausweichen der Lasttiere. Eine Strecke lang hängt die Felswand gewölbartig über

den Weg. Auch ist, wo es not thut, gutes Geländer von Mauern oder Baumstämmen angebracht. Wo der Fels verwitternd bröckelt oder wo Spalten ihn durchschneiden, ist der Boden gepflastert. Von 1840—1841 haben diese unermüdlichen Leute unter der Beauregard wieder ein Stück bequemerer Strasse gemacht.« [1])

Seitdem fuhr man fort, diese Strasse zu vervollkommnen und zu erweitern, da die Verbindung des Thales mit der Aussenwelt ungefähr auf ihr allein beruht. Die Breite ist berechnet zum Ausweichen der Wagen; auch ist gutes Geländer von Baumstämmen angebracht, so dass man jetzt durch diese Abgründe ganz sicher und in fast ebener Richtung zu Wagen passieren kann. Überall sieht man, wie sorgfältig man auf die Erhaltung dieser Strasse bedacht ist.

Nach der ersten, der bedeutendsten und wegen ihres Echos berühmten Schlucht führt zur linken Seite der Strasse ein Fusspfad durch den Wald und über die Mayensässe von *Sussillon* in zwei Stunden steilsten Ansteigens zum Bergdörfchen *Chandolin* (1936 M.) hinauf.

Der Wald rückt nun ganz an die Strasse heran. Von Bäumen sah ich die Birke, Föhre, dann die Eberesche (im Eifischer Patois »*theimé*« genannt) mit ihren feuerroten Traubenbüscheln, dann wilde Birnen und Kirschbäume mit in voller Reife stehenden schwarzen Kirschen, Stachelbeer- und Berberitzensträucher. Die Früchte dieser letzteren sind sozusagen die Höhenanzeiger; beim Beginn des Ansteigens sah ich schon vollkommen reife Schoten, je höher ich stieg, desto blasser fand ich sie; hier waren sie noch ganz gelb.

Nun biegen wir in die zweite Pontis-Schlucht ein; diese ist noch schöner als die erste. In grauenhafter Tiefe erschaut man die senkrechte Felswand des jenseitigen Ufers, an deren Fusse die Navisence dahin rast; den Fluss selbst sieht man auch hier nicht, aber sein Toben hört man. Gleich beim Ein-

[1]) Furrer, II. Band, S. 113.

tritt in diese Schlucht gehen wir durch eine Gallerie mit Lichtscharten in der auswärtigen Felswand, dann sehen wir ein kleines Marienbild in einer Nische; sodann passieren wir eine schon von Furrer beschriebene Bohlenbrücke (die einzige, die jetzt noch da ist), gleich nach dieser ein Felsthor und dann wieder eine längere, in einer Kurve führende Gallerie, ebenfalls mit Lichtscharten in der auswärtigen Wand.

Erst nach dem Herausgelangen aus der zweiten Ponti gewinnt man einen eigentlichen, grösseren Einblick ins Thal. Beide Thalwände sind bewaldet und fallen sehr steil ab, hinunter zur Navisence, wo noch der Biber haust. *Painsec* sieht man schon von weitem, rechts vorne auf einer schroffen Felswand.

Nun führt unser Weg durch Tannen- und Lärchenwald; beim Orte *Fang* biegen wir abermals in einen Tobel, ein kleines Seitenthälchen, ein, während Fang rechts unten, inmitten einer Menge üppiger Nussbäume bleibt.

Bei Fang führt ein guter Fussweg nach dem Dorfe *Luc* hinauf, welcher auch von Saumtieren begangen wird.

Kaum hat man den Fang-Tobel verlassen, so erblickt man auch schon die weisse Kapelle (nicht die Kirche) von *Vissoie* auf ihrem hervorragenden Hügel. Man kann jetzt sowohl nach unten zum Wildwasser, als auch nach oben zum Kamme gelangen. Quellen rieseln hie und da an den Wänden herab, und statt der kahlen unfruchtbaren Kalkwände sieht man die Gehänge mit saftigen Wiesen bedeckt, während im fernen Hintergrunde des Thales die silberglänzenden Schneegipfel des *Rothhornes* erscheinen, sowie das finstere Felsgebilde des »*Lo Besso*«, das sich scharf abhebt von den Firn- und Eismassen des *Durandgletschers*.

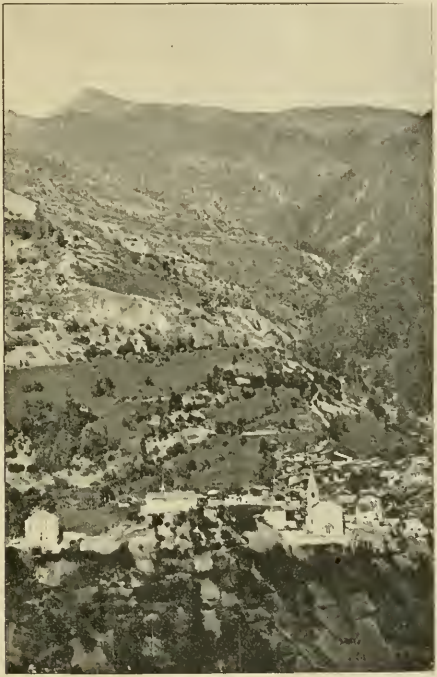
Unmittelbar vor Vissoie nimmt die Landschaft einen ganz andern, viel sanfteren Charakter an; man kann sagen, dass das Thal eigentlich erst hier beginnt. Die Senkung des Thalbodens gegen die Navisence ist mässig, mit üppigem Grase bedeckt, die Wälder treten zurück, Wiesen und Äcker treten an ihre

Ansicht des Eifischthales gegen Süden von Fang aus. (Der Berg in der Mitte, im Hintergrunde, ist der Col de Sorebois.)

Ansicht von Vissoie von Norden aus.
(Links im Vordergrunde das Hôtel, rechts auf dem Hügel die Marien-Kapelle, in der Mitte, im Hintergrunde, der Col de Sorebois.)

Stelle; der Fluss ist nicht besonders tief unter uns, obwohl noch immer wild schäumend.

Vissoie ist der Hauptort des Thales; wir wollen ihn daher



Ansicht von Vissoie von Westen aus. (Links, ganz oben, das Dorf Luc.)

als Ausgangspunkt unserer Exkursionen annehmen und uns vor allem den Ort selbst besehen.

Vissoie liegt so ziemlich in der Mitte des Thales, dort, wo dieses an Breite gewinnt und der wilde Abgrund sanften

Wiesen und Äckern weicht. Der Ort liegt 1230 Meter über dem Meere und ist vermöge seiner Lage vor kalten Winden geschützt. Die freundliche Lage, die Nähe leicht zugänglicher Fichten- und Laubholzwälder am Ufer der an Kaskaden reichen Navisence machen Vissoie zum Sommeraufenthalt besonders geeignet.

Das neue Hôtel, »*Hôtel et Pension d'Anniviers*«, mit Post- und Telegraphenbureau liegt am Eingange des Dorfes auf freier Anhöhe, umgeben von Gartenanlagen und blumenreichen Wiesen. Der Eigentümer des Hôtels, Antoine Tabin aus Vissoie betreibt dasselbe; Küche und Keller sind vorzüglich, besonders sein Wein, aus eigenen Reben in Sion und Siders stammend, erfreut sich des besten Rufes. Der Pensionspreis, 5 Franken per Tag, ist ausserordentlich gering, wenn man bedenkt, dass die meisten Lebensmittel von dem vier Stunden entfernten Siders und noch weiter hergebracht werden müssen. Der Speisesaal befindet sich rechts, ebenerdig, wo man bei gut besetzter Tafel stets eine angenehme Gesellschaft findet. Links, ebenerdig ist das Gesellschaftszimmer mit Klavier, einigen Blättern und einer kleinen Bibliothek, meistens Handbücher in verschiedenen Sprachen, das Thal betreffend. Hier spielen abends die Damen Klavier; manchmal singt man auch, gut oder schlecht, wie man eben kann. Zum Mittagessen (12½ Uhr) und zum Nachtessen (6 Uhr) wird mit einem neben der Eingangsthüre angebrachten Glöckchen geläutet.

In der Mitte des Dorfes, umgeben von dem kleinen Friedhofe, steht die uralte, der hl. Euphemia geweihte Pfarrkirche, die schönste und grösste des Thales. Die Rückwand der Kirche ziert aussen das Thalwappen, ein sich bäumender schlanker Steinbock;[1]) unter dem Wappen steht die Jahreszahl 1808. Über dem Hauptportal sind die Worte »*Ce lieu est saint*« zu lesen.

[1]) Le bouquetin est l'armoirie de la paroisse de Vissoie: il l'était déjà quand la vallée entière ne formait qu'une paroisse. Dies schreibt mir Herr *Joachim Peter* in seinem Briefe vom 5. Oktober 1891.

Einige Schritte vor dem Hauptthore steht ein grosses Steinkreuz mit der Inschrift: »*In hoc signo vinces.*«

Vor mehreren Jahren verbrannte das Innere der Kirche, aber alles steht wieder da und zwar schöner als vorher.

Nördlich von der Kirche steht das Pfarrhaus und neben diesem das vom Pfarrer Egydius Massi im XVII. Jahrhundert auf eigene Kosten erbaute Haus der Kapläne.

Nördlich von diesen zwei Gebäuden, gerade dem Hôtel gegenüber, auf einem freistehenden Hügel, einer mächtigen Moräne, erhebt sich die zu Ehren der Mutter Gottes von den sieben Schmerzen um das Jahr 1651 ebenfalls vom Pfarrer Egydius Massi auf dessen eigene Kosten erbaute Kapelle.

In dieser Kapelle ist das Archiv des Thales aufbewahrt, zu welchem die Schlüssel der Präsident von Luc, Ayer und Grementz hat. Die älteste Urkunde dieses Archives entstammt dem Jahre 1250.

An der Stelle dieser Kapelle stand einst das »*Schloss der Herren von Eifisch*« *(Château des Seigneurs d'Anniviers)*. Reste seiner Mauern bemerkt man noch da und dort. Es wurde durch die Patrioten zerstört.

Nach der Zerstörung dieses Schlosses erbaute einer der Bischöfe das neue Schloss, einige Schritte südlich von der Kirche, welches im Jahre 1879 abgebrannt und nun gleichfalls Ruine ist. Vom Volke wird es noch immer »*le château*« genannt.

Nicht weit von diesem Schlosse hat früher jener »uralte hölzerne Turm unbekannten Alters« gestanden, dessen in den Dokumenten mehrfach Erwähnung gethan wird [1]) und der den Namen »*Ballios*« oder »*Barbilios*« geführt hat; die Erinnerung an ihn ist aber heute im Thale schon vollkommen erloschen.

Alle Häuser, mit Ausnahme der Hôtels und drei oder vier anderer sind aus Lärchenholz erbaut, dunkelbraun und haben

[1]) Furrer, II. Band, S. 215. Rameau, S. 79. Gremaud, Docum. tom. II. S. 316.

ein altehrwürdiges Aussehen. Sie haben ein, auch zwei Stockwerke.

Das Gemeindehaus (la maison communale) der Gemeinde Ayer befindet sich hier in Vissoie; Vissoie selbst ist nämlich keine Gemeinde, sondern gehört zur Gemeinde Ayer. Die innere Einrichtung des Gemeindehauses ist sehr interessant, wir werden sie daher an einer andern Stelle näher beschreiben.

Am Fusse des erwähnten Kapellenhügels stehen Speicher und Scheunen, und Spaziergänge mit Ruhebänken führen an seinem Fusse entlang.

Von der Kapelle hat man einen wundervollen Ausblick auf die schöne Landschaft. Gegen Norden, thalauswärts, überschauen wir die Schlucht der Navisence mit dem brausenden Bergstrom und den an steiler Halde liegenden Ortschaften *Painsec* und *Chandolin;* hoch über Vissoie liegt *St. Luc* mit seinen vielen weissen Häusern und noch über der Waldgrenze, auf dem »*Col de Mouton*«, oder, im hiesigen Patois gesagt, »*Têtaz-Fayaz*« (spr. Teha Feja) das neuerbaute »*Hôtel Weisshorn*«; thaleinwärts haben wir Wiesengrund, einen bunten Teppich, auf dem zahlreiche Dörfer zerstreut umherliegen, und zwar auf dem jenseitigen Ufer zwischen saftgrünen Matten *Mayeux*, *St. Jean*, *Grimenze* oder *Grementz*, hinauf gegen das Torrentthal zu und ihnen gegenüber, auf dem diesseitigen Ufer *Quimet*, *Mission* und *Ayer* am Eingang ins Zinalthal, aus dessen Hintergrund das *Gabelhorn*, *Lo Besso* und die zum *Rothhorn* aufstrebende Gletscherwand »*Le Blanc*« emporragen.

Vissoie kann schon im Monate Mai bezogen werden [1]) und bietet mannigfache, sehr genussreiche Spaziergänge, kleinere und grössere Ausflüge.

Wer sich für das Volk, seine Sitten und Gebräuche interessiert, braucht nur die Ortschaften *Combaz*, *Quimet*, *Mission*, *Luc*, *Chandolin*, *Ayer*, *Zinal*, *Mayeux*, *Painsec*, *St. Jean*, *Grimenz* zu durchwandern; wer die Einsamkeit liebt, der lenke

[1]) Anfangs November beginnt es im Thale zu schneien, und der Winter dauert 5 Monate.

seine Schritte in die balsamisch duftenden Wälder, welche schon hier aus einem Gemisch von Tannen und Lärchen, nur selten aus Laubholz bestehen. Stürzt nun gar am Rande derselben ein rauschender Bach hernieder, so erfüllt sich die Luft mit unvergleichlich angenehmer und wohlthuender Frische; so besonders am obern, südlichen Ende von Vissoie, bei den malerisch gelegenen Sägemühlen, oder bei den *Wasserfällen von Grouge*, in der Nähe von Mission. Nicht minder interessant und erquickend ist ein Spaziergang ins *Torrent-* oder *Moirythal* an den Moiry-Gletscher oder in entgegengesetzter Richtung gegen *Vercorin.* Sowohl ins Torrentthal als auch nach Vercorin muss man Proviant mitnehmen, bei jenem wegen seiner Entfernung und weil es eine Wüstenei ist, bei diesem, weil man nicht immer sicher ist, Leute dort anzutreffen. Eine beliebte Tour ist auch die Besteigung des *Col de Sorebois* (2807 M.), von wo man eine wundervolle Aussicht in den Hintergrund der beiden Thäler von Moiry oder Moiré und Zinal, sowie thalauswärts hat. Vom Col de Sorebois kann man auf gutem Fusswege nach dem Alpendörfchen *Zinal* hinabsteigen. Nicht weniger lohnend, aber schon mit mehr Umständlichkeiten verbunden ist die Besteigung der »*Becs de Bosson*«, welche sich in zwei kühnen Felszacken, 3055 und 3160 Meter über dem Meere, erheben.

Für Vissoie als Ausgangspunkt sind noch die Gebirgspässe zu erwähnen, welche in das nachbarliche Thal von *Evolena* führen. Der bekannteste und genussreichste dieser Pässe ist der über den *Col de Torrent*, welcher ganz mit Maultieren zurückgelegt werden kann. Der Weg führt über *Grimenz*, die *Torrent-Alpe*, am kleinen Alpsee, *Lac de Zosan*, vorüber und ist bis zu Passhöhe (2924 M.) beiläufig 6 Stunden lang; hier hat man eine köstliche Fernsicht. Von der Passhöhe steigt man in 4 Stunden über die *Alpe Cotter*, das Bergdörfchen *Villa* und *La Sage* nach *Evolena.*

Nördlich vom Col de Torrent liegt der *Pas de Lonaz*, und südlich führen noch andere Pässe ebenfalls nach Evolena hin,

so der *Col de Zaté* (2875 M.) und *Col de Bréonna* (2918 M.). Sie sind jedoch weniger genussreich als der Col de Torrent, und die beiden letztern können nur unter kundiger Führung unternommen werden.

Für alle übrigen grössern Ausflüge, welche von hier aus unternommen werden könnten (Illhorn, Illpass, Illsee, Bella-Tola, Meidenpässe und die Hochpässe nach Zermatt u. s. w.) müssen wir den geneigten Leser auf die Stationen Luc und Zinal verweisen.[1])

Unsere erste Exkursion, um das Thal völlig kennen zu lernen, möge dem Dorfe *St. Luc* gelten, welches östlich, oberhalb Vissoie am Bergesabhange in einer Höhe von 1675 M. über dem Meere liegt.

Der Weg nach Luc, ein Saumpfad, führt aus dem Dorfe Vissoie geradeaus hin und ist ziemlich beschwerlich, da er sehr steil und steinig ist. Aber wie lohnt sich die Aussicht, welche wir von hier beinahe uber das ganze Thal geniessen!

Beim Eintritt ins Dorf befremdet es uns, statt der gewöhnlichen, wettergebräunten Holzhäuser viele weissgetünchte Steinhäuser zu finden. Diese hier eigenartige Bauart erzählt uns von der Leidensgeschichte des kleinen Bergdorfchens, das in diesem Jahrhundert dreimal ein Raub der Flammen wurde, immer zu einer Zeit, wo die meisten der Einwohner unten im Rhonethal ihren Geschäften oblagen. Der letzte, aber grösste Brand wütete im Jahre 1858.

Das stattlichste Haus in der Mitte des Dorfes, zunächst der vom Friedhof umgebenen Kirche, ist das alte Gasthaus »*Bella-Tola*« des Herrn Pierre Pont. Seit einigen Jahren hat er dasselbe verlassen und ein grösseres, komfortableres ausserhalb des Dorfes, nordwärts erbaut, in wunderschöner, freier Lage. Diese Lage, die hier oben herrschende Stille, die stärkende Bergluft, das köstliche Quellwasser, der nicht zu ver-

[1]) Die vom Staate bevollmächtigten Führer im Eifisch sind: Anton *Antille* aus Vissoie, Théodûle *Savioz* aus Grementz, Josef *Pont* aus Luc, Elie *Cotter*, Josef *Mommet*, Elie *Peter*, Joachim *Peter* und Thomas *Savioz* aus Ayer.

achtende Vin de Glacier, Fendant, Muscat und die ausgezeichnete Küche sind eine hinlängliche Erklärung dafür, dass dieses neue, dreistockhohe Hôtel und Pensionshaus »Bella-Tola« jedes Jahr von Sommerfrischlern überfüllt ist.

Die Aussicht von Luc ist schon an und für sich überaus

Ansicht von St. Luc von Süden aus.

genussreich. Von hier, gegen das Zinalthal gewendet, sehen wir dessen zaubervollen Hintergrund mit dem *Lo Besso*, dem *Gabelhorn* und der *Pointe de Zinal*. Über dem *Durand-Gletscher* erblicken wir einen Riesen-Obelisk, das *Matterhorn*, dessen steile, fast senkrechte Wände eben wegen ihrer Steilheit meistens

schneefrei sind. Weiter gegen uns zu haben wir finstere, zum grossen Teil bewaldete Vorberge, deren Reihe nach rechts der *Col de Sorebois* abschliesst. Tief unter uns liegt Vissoie, und weiterhin, jenseits der Navisence sehen wir auf dem bunten Teppiche von saftig grünen Wiesen, braunen Äckern und gelbfarbigen Fruchtfeldern die Ortschaften *Grementz*, *St. Jean*, *Mayeux* und das auf steiler, dürrer Halde liegende *Lainsec* mit ihrem bewaldeten hohen Hintergrunde.

Luc war eine der geweihten Opferstätten des Heidentums, da sich hier mehrere Opfersteine befanden, von denen aber heute nur mehr einer, »*Pierre de Servagos*« genannt, vorhanden ist.

Eine sehr beliebte Exkursion von Luc aus ist die Besteigung der *Bella-Tola*, dieses 3090 M. hohen Berges, von welchem man eine umfassende Aussicht geniesst, und dessen Besteigung von Luc aus bis zur Spitze nicht mehr als 3½ Stunden erfordert; auch kann ein grosser Teil des Weges zu Pferde zurückgelegt werden. Sehr lohnend ist auch die Tour nach der *Pointe de Tourtot* und der Übergang über den *Pas du Bœuf* und über die beiden *Meidenpässe* in das nachbarliche *Tourtemagne-Thal*.

Die Besteigung des *Illhorns* (2724 M.) aber wird von Wolf als unstreitbar die schönste Tour gerühmt, welche man von Luc aus unternehmen kann. Um dahin zu gelangen, muss man zuerst nach dem Dorf *Chandolin*. Der Weg dahin führt in nördlicher Richtung; er ist gut unterhalten und zieht sich eine Stunde lang ganz eben durch einen Wald, und nur während der letzten folgenden halben Stunde steigt man etwas steiler nach Chandolin hinauf.

Chandolin ist das höchst gelegene Pfarrdorf Europas (1970 M.). Die Baumregion steigt kaum etwas höher als das Dorf, und gleich oberhalb der letzten Häuser beginnen die Alpenweiden, die während der paar Sommermonate befahren werden können. An der warmen Halde unterhalb Chandolin liegen einige Gärten, in denen Kohl, Salat und Rüben kaum noch gedeihen; dann folgen Wiesen, die einmal im Jahre gemäht und im Herbste

abgeweidet werden können; noch tiefer, in *La Recht* (bei 1650 M. über dem Meere) werden die nötigen Kartoffeln gepflanzt. Von Obstbäumen ist hier oben natürlich keine Spur, nicht einmal Getreide gedeiht. Die Einwohner von Chandolin haben ihre Fruchtäcker in Niouc und ihre Weingärten in Siders. Trotzdem lebt hier ein wohlhabendes, weil arbeitsames und sparsames Völklein, dem es auf diese Weise möglich war, in den letzten Jahren, ganz allein, aus eigenen Mitteln eine Kirche und ein Pfarrhaus zu bauen und das zur Besoldung eines Pfarrers nötige Vermögen zu sammeln. Das daselbst befindliche »*Hôtel Hilhorn*« gehört ebenfalls Herrn Pierre Pont aus Luc.

Die Aussicht wird von Chandolin an von Schritt zu Schritt immer lohnender und herrlicher; man kommt an einigen Alpenhütten vorbei und steigt immer, aber ganz allmählich, den sanften, grasigen Abhang empor und erreicht in kaum mehr als zwei Stunden den Gipfel. »Unvermerkt kamen wir herauf,« sagt Wolf, »und stehen nun plötzlich am Rande des tiefen Abgrundes vom *Illgraben;* schwindelnde Tiefe gähnt herauf, und wir dürfen uns keinen Schritt weiter wagen, ohne zu befürchten, über die bei 2000 M. hohe, senkrechte, gelbgraue Steinwand hinabzustürzen. Es ist dies wohl der schauerlichste Krachen der Alpen, ein Werk fortwährender Zerstörung. Kein Halm, kein Baum vermochte im ganzen weiten Illgraben Wurzel zu fassen. Rechts unten schimmert ein lieblicher Kontrast, der mehrfarbige Spiegel des *Illsees*, und von ihm weg zieht sich ein frischgrünes Thal zur Tiefe, dessen Mitte, kaum sichtbar, ein Silberstreif, der *Illbach*, durchschlängelt. Noch tiefer, im blauen Schimmer halb verloren, kriecht ganz sachte und nur mählich das Dampfross der Rhone entlang an den Städten vorbei, klein wie Maulwurfshügel, die sich der Mensch da unten zu seiner Wohnung zusammengeschleppt hat. Und ringsum, soweit der Horizont reicht, gepanzert und gewappnet, die Schar der Bergriesen; ihre Zahl ist gross, ihre Pracht unendlich, unbeschreiblich!«

Mit dem Spaziergange an den Durand-Gletscher am Ende des Zinalthales kennen wir endlich das ganze rechte Ufer des Wild-

baches. Der gewöhnliche Weg dahin geht von Vissoie über die Dörfer *Combaz*, *Quimet*, *Mission*, welch letzteres vor dreissig und etlichen Jahren gänzlich abgebrannt ist. Von hier aus erblicken wir rechts, jenseit der Navisence, die Häuser von Grementz. Gleich ausserhalb Mission teilt sich das Thal in zwei Teile; die westliche Gabelung wird das *Torrent-*, *Moiré-* oder *Moiry-Thal*,

Ansicht von Ayer von Westen aus.

die östliche, in welcher wir unsern Weg nach Zinal fortsetzen, das *Zinal-Thal* genannt.

In der Gabelung steht der *Col de Sorebois*, auf dessen Gipfel eine grosse Scharte sichtbar ist, entstanden durch den Herabsturz eines Teiles desselben; dieser Berg verdient vollkommen den Namen »*Schartenberg*«, welchen ich unter seiner Benennung *sorebois* (im Patois ausgesprochen *schorboa*, ungarisch *csorba*, spr. *tschorba* = Scharte, schartig) vermute.

Es dauert nicht lange, und wir haben *Ayer* erreicht. Die kleine Kapelle hart an der Strasse ist den Heiligen Drei Königen

geweiht. Nach Ayer durchschneidet der etwas aufsteigende Weg das Trümmerfeld eines Bergsturzes, in dessen Mitte die nun verlassenen Nickelgruben von *Bourrimont* liegen. Schon nach einer halben Stunde Marsches überschreiten wir die Navisence zum ersten Mal. Zwischen hier (*Pont du Bois*) und der zweiten Brücke bei *Praslong* durchschreiten wir einen lieblichen,

Ansicht von Zinal von Norden aus.
Links das Hôtel Durand, im Hintergrund das Gabelhorn.

kühlen Wald; riesig grosse, mit Moos bedeckte Felsstücke, die Trümmer eines uralten Bergsturzes, liegen in ihm umher, und eine kleine Kapelle mit der Jahreszahl 1766 mahnt uns zur Andacht. Links neben uns schäumt das klare, bläulich-grüne Wasser der Navisence. Bald, nachdem wir aus dem Walde herausgetreten sind, überschreiten wir die Brücke von *Praslong* und verbleiben nun auf der rechten Uferseite der Navisence, am Saume saftgrüner Wiesen wandelnd, bis wir schon nach 3/4 Stunden das hübsch gelegene Alpendorf *Zinal* (1678 M.) erreichen.

Dieses kleine Dorf liegt beinahe ganz im Hintergrunde des gleichnamigen Thales. Es besteht aus lauter wettergebräunten

Häuschen aus Holz und hat eine kleine Kapelle, welche die Jahreszahl 1795 trägt. Im Hintergrunde, ganz am Fusse der östlichen Thalwand steht das »*Hôtel Durand*«, Eigentum der Witwe Epiney. Obwohl das Hôtel seit einigen Jahren bedeutend vergrössert worden ist, herrscht trotzdem noch immer die frühere Einfachheit und Gemütlichkeit; die Güte der Bewirtung und die Billigkeit lässt nichts zu wünschen übrig.

Von Zinal aus sieht man mehrere Glieder jener überwältigend grossartigen Gebirgswelt, die den Namen »*La Grande Couronne*« führt; die Glieder dieser Kette heissen: *Grand Cor-*

Die Arpitetta-Alpe.
(Im Hintergrunde links das Weisshorn, dann das Schallhorn, Col de Moming und Rothhorn.

nier, Dent Blanche (Steinbockhorn), Pointe de Zinal, Mont Durand (Arbenhorn), Trifthorn, Moming (Rothorn) und *LoBesso (Gabelhorn).*

Von Zinal sieht man schon die starre Eismasse des *Zinal-* oder *Durand-Gletschers*, welcher aber in neuerer Zeit bedeutend zurückgetreten ist; seine einstige Ausdehnung erkennt man an der grauen Felswand. Unten im Grunde bricht die Navisence aus ihm hervor.

Dieser Gletscher und seine eben genannten Nachbarn, jene mächtigen Bergriesen, bilden den Abschluss dieses Thales.

Die von Zinal aus üblichen Exkursionen sind folgende. Für denjenigen, der die Gletscherwelt im Hintergrunde des Zinalthales

sehen will, ist der beste Standpunkt die *Alpe Arpitetta*; beinahe noch vollkommener ist der Überblick von der *Alpe La Lée*.[1]) Rüstigen und schwindelfreien Bergsteigern wird die Partie auf *Pigne de la Lée* dringend empfohlen; ganz schwindelfreie Touristen gehen von hier über einen schmalen Grat auf *Garde de Bordon* (3316 M.), wo die Aussicht unvergleichlich schön ist. Sehr lohnend sind auch die Standpunkte auf dem *Triftjoch*, *Col de Durand*, auf der *Dent Blanche*, auf dem *Col de Mountet*, auf dem *Momingpass* u. s. w. Wer aber Kraft und Lust zu diesen Klettereien findet, der kann sie vielleicht nirgends besser als hier befriedigen; er braucht sich nur den wackern Führern des Thales anzuvertrauen. Jedermann beherzige aber die in jedem Hôtel angeschlagene Mahnung des Schweizer Alpenklubs zur Mässigung bei Bergpartien, in welcher es heisst, dass man der Leidenschaft einzelner wohl keine Schranken setzen kann, dass es aber Frevel ist, das Leben anderer Personen aufs Spiel zu setzen; man möge also von den Führern nicht zuviel fordern und das Wetter berücksichtigen.

Auf den Alpweiden und in den Sennhütten findet man während der drei Sommermonate stets gastliche Aufnahme bei den Hirten, welche ermächtigt sind, dem Fremden gegen geringe Entlohnung Milch und andere Alpendelikatessen zu verabreichen.

Nun müssen wir uns noch das linke Ufer der Navisence betrachten.

An diesem giebt es, von Vissoie aus, zwei Hauptrichtungen. Die eine führt gegen *Brien-dessus* und gegen *Vercorin*,[2]) welche beide wir in Kürze schon erwähnt haben bei den Wegen, die ins Eifischthal heraufführen, die andere Richtung fuhrt ins *Torrent-Thal*.

Um nach *Vercorin* zu gelangen, gehen wir über die Brücke bei Vissoie, passieren dann den Weiler *Mayeux*, welcher im

[1]) Sie heisst nicht *l'Allée*, wie man in neuerer Zeit, aber fehlerhaft, zu schreiben pflegt.

[2]) Vercorin gehört aber nicht zum Eifischthal, sondern liegt schon ausserhalb desselben am Wege nach Chaley, zu dessen Gemeinde es gehört.

Jahre 1817 von einer Lawine verwüstet wurde.[1]) Seither pflanzte man oberhalb dieses Ortes einen *Bannwald*,[2]) welcher, weit in die Höhe des Berges reichend, das Herabrutschen und Vergrössern der Lawinen hindert. Hinter Mayeux beginnt der Weg sehr steil und steinig zu werden und bleibt so bis zum Dorfe *Painsec*. Von hier bietet sich unserm Auge eine herr-

Painsec von Süden aus.

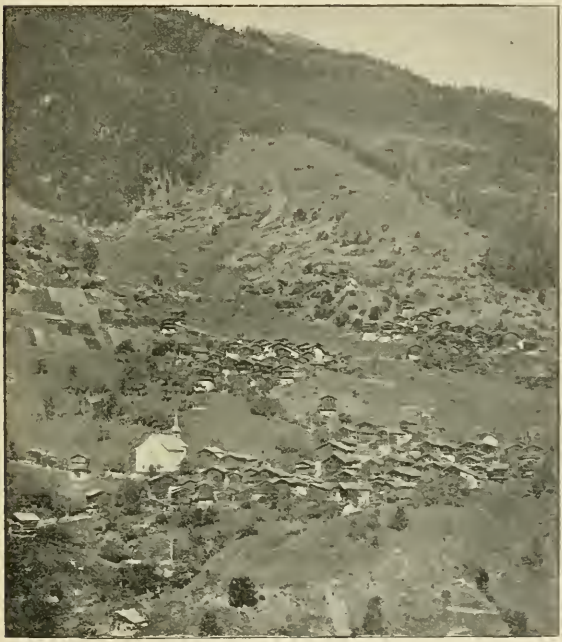
liche Aussicht auf die andere Thalseite, auf Vissoie und Luc, und weiter links auf Chandolin. Die Häuser von Painsec sind durchaus von Holz, klein, niedrig, die Gassen sehr enge. Die Kapelle daselbst trägt die Jahreszahl 1795. Hinter Painsec beginnt ein herrlicher, dunkler Nadelwald, von welchem man, wie bereits

[1]) Die ganze Bevölkerung war damals zu ihrem Glück gerade in Siders.

[2]) Der Bannwald dient zum Schutze der unter ihm liegenden Gegend, weil er das Herabrutschen der Lawinen hintanhält: es ist daher strengstens verboten. Bäume in demselben zu fällen.

bemerkt, über Brien-dessus entweder nach Chippis, oder aber, sich westlich haltend, nach Chaley im Rhonethale gelangen kann.

Die zweite Hauptrichtung führt ins *Moiré-* oder *Torrent-*



St. Jean von Nordost aus.

Thal. Um dahin zu gelangen, gehen wir von Vissoie auf das linke Ufer der Navisence* und wenden uns in Mayeux links. Ein ganz guter Weg führt uns nach *St. Jean*, dessen sämtliche Häuser aus Holz gebaut sind; nur die sehr geräumige

Kapelle ist ein Steinbau. Hinter St. Jean finden wir rechts neben dem Wege in einem niedrigen Fels die Jahreszahl 1675 eingemeisselt, die sich wahrscheinlich auf den Bau der Strasse

Grementz vom Nordost aus. Im Hintergrunde das Torrentthal.

bezieht. Bald erreichen wir das schön gelegene *Grimenz* oder *Grementz*, das so ziemlich die ältesten Gebäude haben dürfte, die mit Ausnahme eines einzigen Steinhauses, das dem Regie-

rungsstatthalter Herrn *Rouaz*[1]) gehört, sämtlich aus Holz sind; die grosse Kapelle ist gleichfalls ein Steinbau. Grementz hat eine einzige Gasse, die Häuser befinden sich zu beiden Seiten; ihre Front sieht gegen Osten; die auf der linken Seite der Strasse gelegenen zeigen uns also ihren Rücken.

Einst stand eine Ortschaft Grementz am andern Ufer, dem jetzigen Grementz gerade gegenüber, wurde aber im XIII. Jahrhundert durch einen Bergsturz verschüttet,[2]) worauf das jetzige Grementz entstand. In Grementz wohnt das urwüchsigste und zugleich reichste Volk des ganzen Thales.

Wir durchwandern das ziemlich lange Dorf und gelangen in einer halben Stunde auf eine Ebene, die mit Felstrümmern besät ist, welche einst, vor undenklichen Zeiten, von den Ausläufern des Corne de Sorebois herabgestürzt sind. Auf dem Berge sieht man genau die Stelle, von wo sie sich losgelöst haben. Unter den vielen Felstrümmern erregt besonders eines, das mächtigste, unsere Aufmerksamkeit; es steht aufrecht, von einem andern kleinern Felsblock unterstützt; seine Höhe beträgt 8—9 *m*, der grösste Breitendurchmesser etwa 4 Meter. Dieser Felsblock heisst im Volksmunde »*Pierre des Martyres*«; warum er so benannt wurde, wie er diese seine aufrechte Lage erhalten hat, ist ein Rätsel. Dieses Trümmerfeld erstreckt sich von jenem kleinen Wildbache, der von den Becs de Bosson zur Navisence herabsaust, bis zu jener Brücke vor uns, welche auf das rechte Ufer der Navisence hinüberführt. Es scheint dieser Ort ob seines Quellen- und Gewässerreichtums geheiligt gewesen zu sein; denn wir finden hier die merkwürdigsten Opfersteine. Hinter dem Trümmerfelde befindet sich ein Nadelwald, jenseits welchem das Thal durch den gewaltigen *Moiry-Gletscher* abgeschlossen wird.

Die oben aufgezählten Linien sind die Hauptrichtungen, auf welchen man sich eine vollkommen genügende topographische

[1]) Rouaz, der letzte dieses Namens, ist erst vor einiger Zeit gestorben.

[2]) Menschen sind bei dieser Verschüttung nicht umgekommen, weil man die Katastrophe aus dem Absturz einzelner Felsstücke voraussah.

Übersicht des Thales verschafft. Um seine Bergriesen, seine Alpenwunder kennen zu lernen, muss man höher steigen. Die Ausgangspunkte, um zu ihnen zu gelangen, haben wir an den bezüglichen Stellen genannt.

Verschiedene Ansichten über die Abstammung der Eifischer.

Über die Abstammung der Eifischer haben schon viele geschrieben, aber beinahe allen von ihnen mangelte die erforderliche Kenntnis der ungarischen Sprache und Geschichte, vermöge welcher sie aus den vorhandenen uralten Familien- und Ortsnamen einen sichern Schluss hätten ziehen können. Auch mit den Sitten und Gebräuchen der Ungarn waren diese Schriftsteller nicht bekannt, sonst hätten sie ja die Analogien zwischen den Sitten und Gebräuchen dieser und jener der Eifischer, von denen stets behauptet wurde, dass sie von Hunnen abstammen, herausfinden müssen. Ebensowenig kannten sie den ungarischen Typus, sonst hätten sie auch hierin die Kongruenz nicht verkennen können.

In folgendem wollen wir die Ansichten der hervorragendsten dieser Schriftsteller wiedergeben.

Mark-Theodor Bourrit, Kantor der Kathedrale in Genf, sagt in seinem, dem unglücklichen König Ludwig XVI. gewidmeten Werke: »Dieses Thal, sowie auch jenes von Leuk, war vor alters nichts anderes als eine schreckliche Wüstenei, zum Teil mit Wald bedeckt, und die Ebene des Wallis war bevölkert, während die von der Navisence bespülten Berge nicht einmal noch bekannt waren; möglich, dass sie auch später noch lange der Aufenthalt wilder Bestien gewesen wären, wenn nicht die Hunnen und Alanen aus der Tiefe der Tartarei (?) gekommen

wären, um hier Niederlassungen zu gründen.[1]) — — — — Nach dem Tode Attilas werden sie angegriffen, geschwächt, verlieren einen Teil ihrer Eroberungen und werden bald darauf gezwungen, sich zurückzuziehen und zu teilen; ein Teil entwischt und kehrt nach Asien zurück, während der andere Teil verfolgt und vernichtet wird; aber in dieser allgemeinen Umwälzung finden einige dieser tatarischen (!) Banden Zuflucht in den Hochalpen und in den wildesten Bergen des Wallis, wo sie, geschützt vor der Verfolgung ihrer Feinde, eingeschränkt auf einen schmalen Raum, sich gezwungen sehen, die Erde urbar zu machen, Vieh zu züchten und wieder eine Gesellschaft von Hirten zu werden.[2]) Ein langer Zeitraum verfloss, bevor sie sich mit ihren Nachbarn vertraut machten; das zurückgezogene und wilde Leben, welches sie führten, schob ihre Sittenverbesserung in die Länge, ein Umstand, der sie für die Walliser zum Gegenstand der Verachtung und Furcht machte. So war der erste Anfang der Eifischthaler; dieses kleine Volk, zu welchem von Zeit zu Zeit manche Bischöfe des Wallis Missionäre entsendeten, um es zu unterrichten und gesellig zu machen, wies lange Zeit jeden Unterricht zurück, und man zählt erst einige Jahrhunderte, dass sie den andern Einwohnern des Wallis einverleibt sind. Wenngleich die Eifischer einen Teil ihrer alten

[1]) »Cette vallée (d'Anniviers), ainsi que celle de Leuck, n'étoit anciennement qu'un désert affreux, en partie couvert de bois et la plaine du Valais étoit peuplée, que les montagnes arrosées par la Navisanche n'étoient seulement pas connues; peut-être qu'elles auroient été encore long-tems la demeure des bêtes féroces, si les Huns et les Alains ne fussent venus du fond de la Tartarie pour y établir des colonies.« *Fourrit,* I. Bd., S. 189.

[2]) »— — — Après la mort d'Attila elles sont attaquées à leur tour, affoiblies, perdent une partie de leurs conquêtes et bientôt forcées de se replier et de se diviser, quelques parties s'échappent et repassent en Asie. tandis que d'autres sont poursuivies et la pluspart taillées en pièces: mais, dans cette révolution générale, quelques bandes de ces Tartares trouvent un refuge dans les hautes Alpes et les montagnes du Valais les plus sauvages: c'est-là qu'à l'abri de la poursuite de leurs ennemis, renfermés dans un étroit espace, ils se virent contrains de défricher la terre, d'élever quelques troupeaux et de redevenir une société de pasteurs.« *Fourrit,* I. Bd., S. 190.

Gebräuche und ihrer Lebensweise bewahrten, so näherte sich ihre Einfachheit doch jener der Urzeit; ein einziges ebenerdiges Gemach beherbergte die ganze Familie; ein massiver, hölzerner Tisch, in dem in gewissen Entfernungen Vertiefungen ausgehöhlt waren, diente ihnen auch als Suppenteller[1]) und ein grosser Teil von ihnen nährte sich noch immer von Pflanzen und Wurzeln. Als sich aber ihre Herden vermehrten, bekamen (?) sie Geschmack für Reinlichkeit und änderten unbewusst ihre Gewohnheiten; alsdann stiegen sie von Tag zu Tag höher auf die Berge, um Weideplätze zu finden; die Lebhaftigkeit und Reinheit der heitern Luft übten einen bezeichnenden Einfluss auf ihre Gesichtszüge: sie wurden (?) zu schönen Männern, und ihre Weiber nahmen eine gewinnende Gesichtsbildung an.[2]) — — — — — Dies ist der Volksstamm, der vielleicht das einzige (!) Überbleibsel jener schrecklichen Hunnen ist, die Schrecken

[1]) Ich habe mich beim vormaligen Herrn Pfarrer von Vissoie und seinem Kaplan erkundigt, ob dies wahr sei, aber beide stellten es mit aller Entschiedenheit in Abrede; wenn dies je der Fall gewesen wäre, so müsste man davon noch immer etwas sehen, weil Tische noch vorhanden sind, die ein Alter von etlichen Jahrhunderten haben.

[2]) »Un long espace s'écoula avant qu'ils se familiarisassent avec leurs voisins; la vie retirée et sauvage qu'ils menoient reculoit toujours plus leur civilisation, ce qui les rendoit un objet de mépris et de crainte pour les Valaisans: tel fut la première origine des Anniviers; ce petit peuple, chez qui quelques Evêques du Valais envoyèrent de tems en tems des missionaires pour l'instruire et l'humaniser, repoussa longtems toute instruction et l'on ne date que depuis quelques siècles seulement l'époque de son incorporation parmi les habitans du Valais. Cependant les Anniviers conservèrent encore une partie de leurs anciens usages et de leurs manières de vivre: leur simplicité approchoit de celle des premiers âges du monde; une seule pièce à rez-de-chaussée contenoit toute une famille; une table de bois épais, creusée de distance en distance, leur servoit de bassin à soupe et la plupart ne se nourissoient encore que d'herbes et de racines. Mais quand leurs troupeaux furent multipliés, ils prirent du goût pour la propreté et changèrent insensiblement d'usage: alors, s'élevant toujours plus haut dans les montagnes pour trouver des pâturages, la vivacité et la pureté d'un air serein eurent une influence marquée sur les traits de leurs visages, ils devinrent de beaux hommes et leurs femmes prirent une physionomie intéressante.« *Bourrit*, 1. Bd., S. 190, 191.

verbreiteten von den Grenzen Chinas bis hinein nach Gallien und Italien, und deren Sitten so einfach waren, dass ihr König nur aus Holzgeräten speiste.« [1])

Schiner, ein gebürtiger Walliser und Doktor an der medizinischen Fakultät in Montpellier, schweigt über die Abkunft der Eifischer und sagt nur von ihrer Sprache, dass sie beinahe unverständlich sei.

Ph. Bridel, Pastor in Montreux am Genfersee, schreibt folgendes: »Im IX. und X. Jahrhundert, als die Ungarn, Hunnen, Saracenen einen Teil Europas verwüsteten und sich der Alpenübergänge bemächtigten, liessen sich, wie man glaubt, einige dieser nomadischen Räuber, müde der Gefahren eines herumirrenden Lebens und Ruhe suchend, in den Thälern von Visp, Anniviers, Hérens, Bagnes nieder, welche bis dahin wüst waren, und wurden so der Stamm einer Hirtenkolonie, die sich dort noch in unseren Tagen befindet.[2]) — — — Anniviers hatte, wie man glaubt, als erste Kolonisten hunnische Soldaten, welche aus Italien herüber flüchteten und sich an einem sichern Orte niederzulassen suchten; lange Zeit ohne Verkehr mit dem übrigen Wallis, dauerte es ziemlich lange, bis die Bischöfe von Sion das Christentum dieser heidnischen Horde predigen liessen, die sich vermehrte und viele Jahre lang demselben widersetzte. Eines ihrer entlegensten Dörfer trägt den Namen *Mission* und dürfte die Erinnerung an den Aufenthalt und die Bemühungen der Missionäre bewahren, welche gekommen waren, sich

[1]) »— — — Voilà une tribu qui est peut-être le seul reste de ces terribles Huns, qui portèrent la terreur depuis les confins de la Chine jusque dans les Gaules et l'Italie et dont les mœurs étoient si simples, que leur roi ne mangeoit que dans des utensiles de bois.« *Bourrit*, I. B., S. 192.

[2]) »Dans le IX. et X. siècle, quand les Hongrois, les Huns, les Sarrasins ravagèrent une partie de l'Europe et s'emparèrent des passages des Alpes, quelques-uns de ces brigands nomades, fatigués des périls d'une vie errante et cherchant du repos, se fixèrent, à ce que l'on croit, dans les vallées de Viège, d'Anniviers, d'Hérens, de Bagnes jusqu'alors désertes et furent la souche des peuplades pastorales qu'on y trouve de nos jours.« *Bridel*, S. 10.

hier niederzulassen.[1]) — — — Um das Jahr 730 begannen die Saracenen sich der Alpenübergänge zu bemächtigen, und der Rest einer Horde von Hunnen flüchtete und liess sich in den wüsten Thälern der penninischen Alpen nieder.«[2])

Malten berichtet, dass der Pfarrer von Hérémence,[3]) der aber ein gebürtiger Eifischer war, einem Reisenden, dessen Namen Malten nicht nennt, folgendes gesagt habe: »Die allgemeine Meinung ist, dass sie (die Eifischer) asiatischen Ursprunges seien, nämlich die Abkömmlinge von einigen 20 bis 30 hunnischen Soldaten[4]) aus dem Heere Attilas, welche in der Absicht, Beute zu machen, diese Gegenden durchzogen und in der Ebene Piemonts, von der Hauptmacht abgeschnitten und vom erbitterten Volke verfolgt, gezwungen waren, sich in die Alpen zu flüchten, wo sie sich dann vollends niederliessen.« — — — Demselben Reisenden zulieb liess dann der Pfarrer von Vissoie, bei dem er abgestiegen war, einen alten Mann (aus Vissoie) zu sich rufen, welcher über den Ursprung der Eifischer folgendes erzählte: »Unsere Vorfahren, welche sich hier niederliessen, waren asiatische Soldaten, dem mächtigen Volke der Hunnen angehörig, die unter ihrem König und Führer Attila ganz Europa durchstreiften und alle Völker bezwangen. Auf der Heimkehr wurde eine Abteilung, etwa 200 Soldaten,

[1]) »Elle (la vallée d'Anniviers) a eu, à ce qu'on croit, pour premiers colons des soldats Huns échappés d'Italie et cherchant à se fixer dans un lieu de sûreté; long-temps sans communication avec le reste du Valais, ce fut assez tard que les évêques de Sion firent prêcher le christianisme à la horde païenne qui s'y multipliait et qui le rejetta pendant plusieurs années. Un de ses villages les plus reculés porte le nom de Mission et doit conserver le souvenir du séjour et des travaux des missionaires qui vinrent s'y établir.« *Bridel*, S. 133.

[2]) »Vers l'an 730 les Sarrasins commencent à s'emparer des passages des Alpes et le reste d'une horde de Huns se sauve et s'établit dans des vallées désertes des Alpes-Pennines.« *Bridel*, S. 225.

[3]) Hérémence ist eine Ortschaft im Hérémencethale, neben dem Eifischthale.

[4]) Diese Zahl ist wohl zu gering genommen, weil es heute noch mehr hunnische Namen giebt und man annehmen muss, dass viele Namen schon ausgestorben sind.

vom Heere abgeschnitten. Dies geschah in Piemont, im Aostathale. Nachdem sie nun die dort gebräuchliche Sprache nicht verstanden und sich verirrten, irrten sie mehrere Wochen in den Bergen herum und zogen sich, von den Thalbewohnern verfolgt, in immer höhere Regionen zurück, bis sie im (benachbarten) Eringer-Thale (Val d'Hérens) einen Weg fanden und dann in diese, damalen unbewohnte Gegend kamen. Hier liessen sie sich nieder und, nachdem sie nur wenige Frauen mit sich hatten, [1]) überfielen sie nachts die Thäler von Tournanche, Pellina und Diemo, von wo sie einige Dutzend Weiber mit sich brachten, wohl überzeugt, dass man sie zwischen Eis und Schnee nicht aufsuchen werde. Ihre ersten Niederlassungen waren (das einstige im XIII. Jahrhundert verschüttete) Grimenz und Ayer, welche ihre alten Namen bis heute behalten haben.« [2])

M. Boccard, Domherr zu St. Maurice berichtet uns Nachstehendes: »Manche Schriftsteller haben geglaubt, dass das Annivierstal möglicherweise von einer Horde Tataren (!) bevölkert worden ist, die nach dem Tode Attilas, von allen Seiten verfolgt und gehetzt, gezwungen waren, in den wildesten Bergen und in den unbekanntesten Thälern Zuflucht zu suchen.« [3]) Was Boccard dann von der Einfachheit ihrer Sitten, jener gewissen Tische mit Vertiefungen für die Suppe und ihrer Nahrung sagt, ist dem Werke Bourrits entnommen. Dann fährt

---

[1]) Dies ist wohl sehr unwahrscheinlich, weil wir aus einer beträchtlichen Anzahl von Autoren wissen, dass jede Abteilung ihre Weiber und Kinder auf Wagen mit sich führte und auch ihr Vieh ihr nachfolgte, was ihnen manchmal arge Schwierigkeiten bereitete.

[2]) *Malten.* Wie bereits bemerkt, kenne ich diese in der »*Bibliothek der neuesten Weltkunde*« enthaltene Abhandlung bloss aus der Zeitschrift »*Tudománytár*«, III. Bd., S. 229—230 und V. Bd., S. 237—240.

[3]) »Quelques auteurs ont cru que la vallée d'Anniviers pourrait avoir été peuplée par l'une des hordes tartares, qui. après la mort d'Attila, poursuivies et chassées de tous côtés, durent chercher un asile dans les montagnes les plus sauvages et les vallées les plus inconnues.« *Boccard*, S. 346—347.

er fort: »Das Licht des Evangeliums zerstreute hier nur schwer und spät genug die Finsternis der Abgötterei.« [1])

P. Sigmund Furrer, Vikar und gewesener Provinzial des Kapuzinerordens, sagt an verschiedenen Stellen seines Werkes folgendes: »Viele von diesen (verschiedenen) Horden liessen sich in den bis dahin unbewohnten Seitenthälern nieder. Eifisch sollen Hunnen in Besitz genommen haben.« [2]) Ferner sagt er: »Eifischs erste Einwohner sollen hunnische Soldaten gewesen sein, die sich nach Attilas Tod aus Italien flüchteten und hier einen sichern Aufenthalt suchten. Lange Zeit lebten sie ohne Gemeinschaft mit dem übrigen Wallis und in der grössten Einfachheit, ja Wildheit. Erst später dann haben die Bischöfe von Sitten (Sion) das Christentum dieser heidnischen Horde predigen lassen, die sich immer vermehrte und die neue Lehre lange nicht annehmen wollte. Im XI. Jahrhundert haben vielleicht Eberhard und Aimo, zwei Fürstensöhne, das Bekehrungsgeschäft anfangen lassen. (Wenigstens hat Aimo, Sohn Humberts von Savoyen und Bischof zu Sitten, dem Bistum und Kapitel Schenkungen gemacht.) Eines der hintersten Dörfer dieses Thales heisst Mission, wie man glaubt, zum Andenken des Aufenthaltes und der Bemühungen derjenigen, welche jenen frommen Auftrag übernommen hatten.« [3])

Eduard Desor, der vielgereiste und sehr gelehrte Geologe, sagt in seiner in der *Revue Suisse* erschienenen Abhandlung Nachstehendes: »Die einen lassen sie (die Eifischer) von den Hunnen, die andern von den Ungarn, noch andere von den Saracenen abstammen. Sie selbst teilen mehr oder weniger diese Ansicht. »Man behauptet,« so sagte mir der Herr Pfarrer von Vissoie, »dass wir von den Ungarn abstammen, aber,« fügte er bei, »ich finde nichts, weder in unserem Dialekte noch

[1]) »La lumière de l'Evangile n'y dissipa que difficilement et assez tard les ténèbres de l'idolâtrie.« *Boccard*, S. 347.

[2]) *Furrer*, I. B., S. 28.

[3]) *Furrer*, II. Bd., S. 114.

in unseren Überlieferungen, was diese Behauptung bestätigen würde.« [1]) Weiter heisst es: »Die tatarische oder hunnische Abkunft der Eifischer beruht auf wirklich sehr schwacher Basis oder vielmehr: sie hat gar keine.« [2]) Dann lesen wir weiter: »Die Meinung, welche den Eifischern eine arabische Abkunft zuschreibt, ist nicht ganz ohne Grund. — — — Ich gebe auch gerne zu, dass der ganz südliche Gesichtsausdruck der Eifischer diese Annahme in gewisser Hinsicht unterstützt. Ihr gebräuntes Antlitz, ihre stark markierten Gesichtszüge, ihr schwarzes (?) lebhaftes Auge waren als ebenso viele Beweisgründe ihrer semitischen Abstammung angeführt. [3]) Indem man sie Sonntag morgens sich zur Messe begeben sieht, eingehüllt in ihre weiten Überzüge [4]) und angethan mit ihren, bis über das Knie hinaufreichenden Strümpfen, [5]) wäre man geneigt, sie für Araber oder Beduinen zu halten.« [6]) Desor ist meines Wissens der erste, der

[1]) »Les uns les font descendre des Huns, d'autres des Hongrois, d'autres des Sarrasins. Eux-mêmes partagent plus ou moins cette idée: »On prétend que nous descendons des Hongrois, me disait M. le curé de Vissoie, mais ajouta-t-il, je ne vois rien dans notre dialecte, ni dans nos traditions qui le prouve.« *Desor.*

[2]) L'origine tartare ou hunnique des Anniviards repose sur des bases bien plus frêles encore, ou plutôt elle n'en a aucune.« *Desor.*

[3]) Wie vorzüglich als Geologe, ebenso schwach als Ethnologe ist Herr Desor; auf diese seine Worte gestützt, müsste man glauben, dass er noch nie einen Semiten gesehen habe.

[4]) Dieses weisse, einem Schlafrocke ähnliche Leinwandkleidungsstück ist das Kleidungsstück der daselbst bestehenden Bruderschaft des hl. Sakraments und ist nicht im geringsten eine Specialität des Eifischthales, sondern im Wallis überall, ja auch in andern katholischen Kantonen verbreitet. Wir werden darauf noch zurückkommen.

[5]) Solche Strümpfe trägt gegenwärtig dort nur mehr ein einziger, Benedikt Savio. Es waren auch diese nur die gewöhnlichen Strümpfe der Bergvölker.

[6]) »L'opinion qui attribue aux Anniviards une origine arabe n'est pas tout à fait aussi dénuée de fondement. — — — — Je conviendrai volontiers aussi que la physionomie toute méridionale des Anniviards peut prêter jusqu'à un certain point à cette interprétation. Leurs figures brunies, leurs traits fortement accusées, leur œil noir et vif, ont été allégués comme autant de preuves de leur origine sémitique. En les voyant, le dimanche matin, se rendre à la messe enveloppés dans leurs grandes couvertures et chaussés de leurs longs bas qui remontent jusqu'au-dessus du genou, on serait assez tenté de les prendre pour des Arabes ou des Bédouins.« *Desor.*

die Sitten und Gebräuche der Eifischer, obwohl mit manchen Irrtümern, beschrieben hat.

Fröbel, den Desor citiert, hält die Eifischer für Kelten, leitet das Wort »Anniviers« und »Einfisch« (wie er es nennt) aus dem Gaëlischen ab und sieht sogar in den Begräbnisfeierlichkeiten der Eifischer Analogien mit jenen der Irländer und Gaëlen in Wales. [1])

Berlepsch in seinem Reisehandbuche sagt natürlich nur wenig: »Thal und Volk sind eigentümlich, aussergewöhnlich, originell. — — — Man darf sagen, dass es nicht leicht ein fleissigeres, umsichtigeres Gebirgsvolk giebt als die Anniviarden, von denen man sagt, dass sie von den Hunnen abstammen. — — Hier herrscht noch urpatriarchalisches Leben in allen Lebensäusserungen des Volkes.« [2])

Michael Horváth, der vorzügliche ungarische Geschichtschreiber, der lange Zeit in der Schweiz im Exil lebte, sammelte und veröffentlichte einige Märchen der Eifischer, studierte auch das Volk und seine Lebensweise, aber — leider nur im Zimmer des Pfarrers in Vissoie, ein wahrlich nicht zu billigendes Vorgehen so mancher Ethnographen der Neuzeit; aus diesem Grunde darf uns auch seine Schlussfolgerung nicht wundern, die folgendermassen lautet: »Und wie ich mich (1868) selbst überzeugt (?) habe, kann man dieses im ganzen nur aus vier- bis fünftausend Seelen [3]) bestehende Gebirgsvolk, obwohl es eine dunkle Tradition von den Hunnen abstammen lässt, jetzt, nach Ablauf von vierzehn Jahrhunderten und in Ermanglung

[1]) »M. Fröbel cite en outre à l'appui de l'origine celtique des Anniviards, l'usage des fêtes funèbres, qui se retrouvent en Irlande et au pays de Galles, mais qui paraît être complètement étranger au populations allemandes.« *Desor.* — Nur recht weit ausholen! Dass die Eifischer von den so ferne befindlichen Irländern oder Gaelen abstammen, scheint ihm plausibel, während doch die Abstammung von den Hunnen, die sich in jenen Gegenden thatsächlich herumgetrieben haben, viel näher liegt.

[2]) *Berlepsch*, S. 599—600.

[3]) Es giebt ja heute nicht mehr als zweitausend Seelen im Eifischthale!

bestimmter geschichtlicher Zeugnisse durchaus nicht mehr als deren Überbleibsel nachweisen.« [1])

I. von Tschudi in seinem »*Tourist in der Schweiz*« sagt: »Die gastfreien, gutmütigen und nüchternen, oft nomadisierenden Bewohner, die von den Kelten abstammen sollen, gelten als die arbeitsamsten und wohlhabendsten des Walliserlandes und haben manche eigentümliche Gewohnheiten, Sitten und Gebräuche.« [2])

F. O. Wolf, Professor in Sion, war nach Desor der zweite, der die Sitten und Gebräuche der Eifischer am weitläufigsten beschrieb; über ihre Abstammung sagt er folgendes: »Seit Ebel [3]) taucht in fast allen Reisebeschreibungen über Eifisch die immer wiederkehrende Sage auf, dass die Einwohner von den Hunnen, andere sagen von den Ungarn abstammen. Diese Behauptung entbehrt jedoch allen historischen Nachweises. (?) Die einen glaubten in deren Patois noch Überreste der Sprache der Hunnen gefunden zu haben, andern aber schien laut den nomadischen Gewohnheiten der Bewohner, die übrigens auch in manch andern Alpenthälern notgedrungen wiederkehren, eine solche tatarische (!) Abkunft möglich zu sein.« [4])

Mario *** erzählt uns die wunderliebliche Legende von der Bekehrung der Eifischer, über deren Ursprung er in der Einleitung sagt: »Man hat den Ursprung der Einwohner des (Eifisch-) Thales häufig erörtert. Die einen sagen, dass eine aus Italien flüchtende Rotte Hunnen sich in dieses natürliche Bollwerk gerettet habe, wo sie einen Stamm bildete. Andere meinen, und dies ist der Volksglaube, dass das Thal von drei Männern entdeckt ward, die über den Zmuttgletscher und über den Durandberg aus dem Tournanchethale in Piemont kamen und die, anfangs nicht weiter vordringend, an dem äussersten

[1]) *Horváth, Kleine hist. Werke.* III. Bd. S. 460.

[2]) *Tschudi, Der Tourist in der Schweiz.*

[3]) Ich erwarb mir deshalb alle jene Werke Ebels, in denen ich etwas über das Eifischthal vermutete; aber kein einziges davon enthält etwas. Übrigens spricht schon Bourrit von der hunnischen Abstammung.

[4]) *Wolf*, S. 444.

südlichen Ende (des Zinalthales), beiläufig an jenem Orte sich niederliessen, wo heute die Käsehütten der Arpitettaalpe stehen. Welche von diesen zwei Überlieferungen Glauben verdient? Das wäre eben das zu klärende Problem, wo den Gelehrten ihr Latein ausgegangen ist; und woferne nicht irgend ein alter Anniviarde aus dem Staube von Jahrhunderten aufersteht, um diese Frage zu lösen, werden wir auf keinen Fall das letzte Wort haben. Der Mangel an glaubwürdigen Urkunden zwingt uns, uns an die Legende zu halten.« [1])

Dies sind so ziemlich, mit Ausnahme Horváths, die besten Kenner des Thales oder wenigstens solche Forscher, die es bei ihren Forschungen an Mühe nicht fehlen liessen. Dass keiner von ihnen zu einem endgültigen Schlusse gelangen konnte, daran ist eben, wie schon bemerkt, die Unkenntnis der ungarischen Sprache und Geschichte aus den richtigen, den Urquellen, und Unkenntnis des inneren Lebens des hunnisch-magyarischen Volkes schuld, was man eben niemand verargen kann, der so weit von diesem Lande, diesem Volke entfernt ist, wie es die Schweizer sind.

Horváth, der diese Kenntnisse in vollem Masse in sich vereinigte, hätte das Problem lösen können, wenn er aus seinem Zimmer herausgetreten und unter das Volk gegangen wäre.

Im Zimmer kann man ein Volk nicht studieren, nicht kennen lernen; dies beweist uns die neueste Abhandlung über das Eifischer Volk, welche aus der Auffassung und aus der

[1]) »On a souvent discuté l'origine des habitants de la vallée. Les uns disent qu'une tribu de Huns s'enfuyant d'Italie se réfugia dans cette forteresse naturelle où elle fit souche. D'autres veulent, et ceci est la croyance populaire, qu'elle ait été découverte par trois hommes qui vinrent du Val Tournanche en passant par le Zmuttgletscher et le col Durand, et qui, ne poussant d'abord pas plus avant, s'établirent à son extrémité méridionale, vers l'endroit où l'on voit aujourd'hui les chalets d'Arpitetta. Laquelle de ces deux traditions mérite créance? C'est à vouloir mettre ce problème au clair que les érudits ont perdu leur latin; et à moins que quelque vieil Anniviard ne se relève de la poussière des siècles pour trancher la question, nous n'en aurons jamais le dernier mot. Faute de documents authentiques, force nous est, vous voyez bien, de nous rabattre sur la légende. — — —« *Mario* * * *. S. 168. 169.

Feder des Herrn Ladislaus Réthy, Unterkustos der archäologischen Abteilung des Nationalmuseums in Budapest geflossen ist, und zu welcher er, wie er selbst gesteht, die Daten in dem vom Eifischthale so weit entfernten Sion gesammelt hat.

Sein Wankelmut in den Elementen der Geschichte und Völkerkunde ist in Ungarn allseits bekannt. Wir haben daher über diesen Punkt und über seine willkürlichen diesbezüglichen Kombinationen weder jetzt noch in Hinkunft mehr ein Wort zu verlieren. Damit man aber sehe, wie er bei der Erforschung dieses Volkes, dessen Hunnenabstammung er ins Lächerliche zieht, vorgegangen ist, so wollen wir das anführen, was er über die Eifischer selbst geschrieben hat.

»Das Volk,« so schreibt er, »welches ich fand, ernährt sich zum grössten Teil auf dem ganzen Gebiete von der Nomadenwirtschaft und betreibt Milch- und Käsewirtschaft; ihre kleinen Häuser sind aus Holz gebaut, in welchen Mensch, Schaf, Schwein, Hühner zusammenleben; der Hauptbestandteil ihrer Nahrung ist Milch, Käse und Roggenbrot, welches sie jährlich zweimal backen. Ein ganz grosser Bereich ist ohne Kirche und Schule, und die Bergbewohner besuchen nur an grossen Feiertagen die Kirchen der grösseren Dörfer in den Thälern, oder es geht ein französischer Geistlicher die Dörfer ab, um die allernotwendigsten kirchlichen Funktionen zu verrichten. Das Schulwesen kann in derartigen Gegenden nur das primitivste sein, zur Zeit des Winters aber, wenn Schneeverwehungen die Wege ungangbar machen, ist es eben unmöglich. Die traurige Armut und Zurückgebliebenheit ist es, welche die Bevölkerung dieser Gebirgsgegenden kennzeichnet und vom Volke anderer, reicherer Kantone unterscheidet. In glücklicher Unwissenheit wird der Bewohner der Walliseralpen geboren, in dieser lebt und stirbt er und hat sogar davon kaum einen Begriff, dass er ein Kind des freien Helvetiens ist.« [1])

[1]) Diese Abhandlung ist zuerst im Feuilleton des Tagblattes »*Budapesti Hirlap*« vom 29. Dezember 1887, dann frisch aufgewärmt im ersten Jahrgang der damals von ihm redigierten »*Ethnographia*« (S. 98—104) erschienen als Ergebnis einer »*Studienreise*« vom Jahre 1888 (!).

Ich glaube, meine verehrten Leser und alle jene, die das Eifischer Volk besser kennen als Herr Réthy, werden einverstanden sein, wenn wir ihm die Worte »*Naseweisheit*« und »*Erzeugnis nicht tiefer Beobachtung*,« die er auf diejenigen anwendet, welche an die hunnische Abstammung der Eifischer glauben, zurückweisen.[1])

Aber was ist denn, so fragen wir noch in Kürze, die Ursache dieses starrsinnigen Bekämpfens der Tradition und Geschichte? Den Grund hievon bilden die willkürlich aufgestellten, jeder Basis entbehrenden Theorien, nach welchen die Hunnen bald Mongolen, bald Kalmücken, dann wieder Samojeden waren; und weil man nun doch schon zur Uberzeugung gelangt ist, dass der Typus der Völker jetzt nicht mehr jene Weichheit besitzt, vermöge deren er unter dem Einflusse anderer klimatischer Verhältnisse sich ändern kann, so muss denn der abstrakten Theorie zuliebe die Wahrheit geleugnet werden.

Wie wir nun gesehen haben, herrschen über den Ursprung des Eifischer-Volkes verschiedene Meinungen; Bourrit und Bridel sind von seiner hunnischen Abstammung so ziemlich überzeugt; Furrer, Malten, Boccard und Berlepsch lassen sie gelten, Desor und Horváth schwanken, und Wolf nennt sie geradezu eine Sage, ohne jedoch für diese Behauptung auch nur irgend einen Beweis anzuführen, während Mario ganz bescheiden bis zur endgültigen Lösung der Frage sich an die Legende hält, und mit Recht; denn jedenfalls ist eine liebliche Legende, die gewiss einen historischen Hintergrund hat, besser und wertvoller als die oft ganz aus der Luft gegriffenen, dabei auch gar nicht ansprechenden Hirngespinste der System- und Theorienmacher.

Wohin hätten wir uns also zu wenden, um Licht und Gewissheit über den Ursprung der Eifischer zu erhalten? Etwa an die Walliser Archive? Die älteste Urkunde im Archive in

[1]) Seine diesbezüglichen Worte sind: »Dass die schweizer Hunnen-Theorie nur das Erzeugnis einer derartigen Naseweisheit und nicht der geschichtlichen Überlieferung oder tieferer Beobachtung sei, dafür habe ich in Sion mehrere Daten erhalten.«

Vissoie datiert aus dem Jahre 1250, die älteste Urkunde in Luc aus dem Jahre 1331, aber keine einzige von denselben hat Bezug auf die Lösung unserer Frage. Sollen wir uns an das Landesarchiv in Sion wenden? Auch dort finden wir nichts; denn hier wie überhaupt im ganzen Wallis sind Original-Urkunden über das XIII. Jahrhundert zurück äusserst selten. Im Jahre 1788 brannte die obere Stadt in Sion ab und mit ihr die Schlösser Majoria und Tourbillon samt den Archiven des Bistums und des Landes, und zehn Jahre später vernichtete die Plünderung auch das wenige noch, was die Flammen nicht verzehrt hatten.

Wir müssen daher notgedrungen uns an das Volk selbst um Auskunft wenden; es finden sich im Volke stets viele echte Perlen, viel gediegenes Gold; man braucht dazu nicht einmal eine Wünschelrute, nur ein wenig Menschenkenntnis und statt spöttischer Mienen vertrauenerweckende Freundlichkeit und Liebe zum Unternehmen. Bringen wir dazu noch Kenntnisse mit, die wir aus den Aufzeichnungen achtbarer und glaubwürdiger alter Geschichtschreiber geschöpft haben, aus den Büchern solch ernster Männer, denen die »modernen« Hulfsmittel der System- und Theorienmacherei noch unbekannt waren, so ist das Gelingen unseres Unternehmens gesichert. Dunkle, nicht zu begreifende Stellen der in den Bibliotheken lagernden Folianten werden erklärt, durch das Volk beleuchtet, andere, klare, verständliche Dinge werden bekräftigt. Gehen wir daher zum Eifischer Volk selbst und fragen wir es vorläufig nur um das, was es von seiner Abstammung weiss.

»Nach einer alten Sage,[1]) so behaupten viele Ältere von Ayer, wurde das Thal von Anniviers durch drei Männer, welche von der Seite von Italien her kamen, entdeckt und zum erstenmal bevölkert. Sie kamen wahrscheinlich vom Val Tournanche her über den Zmuttgletscher und über den Pass von Durand. Hier liessen sie sich zuerst in dem äussersten südlichen Teile des Thales nieder, dann rückten sie, allmählich in die inneren

[1]) Diese Überlieferung verdanke ich der gütigen Mitteilung des Herrn Joachim Peter, Lehrers und Deputierten des Grossen Rates.

Teile sich verbreitend, in die Ebene von Siders vor. Diese Behauptung nähert sich der Gewissheit. In der That, je weiter man im Thale aufwärts steigt, desto häufiger gewahrt man altertümliche Gegenstände. Die Gebäude und die Weiler sind viel altertümlicher. Es giebt da viele Denkmäler der Vorzeit und Druidensteine. Der Boden bekundet eine lange und alte Kultur, jetzt ist sie erschöpft. Der Boden des äussersten Südens wurde sehr fleissig nutzbar gemacht, und von diesen entlegenen Orten hört man sehr viele und alte Geschichten«.[1])

»Manche meinen,[2]) dass diese Einwanderer Italiener gewesen seien; das ist aber ein Irrtum, weil die wenigen Piemontesen, die sich hier befinden, erst viel später eingewandert sind, und wer nur mit ein wenig Aufmerksamkeit die Leute betrachtet, wird sofort zwei Racen unterscheiden: die Italiener (auch an ihren Namen kennbar) sind brünett, die andern aber haben kastanienbraune Haare; aber nicht nur an den Haaren ist dieser Unterschied zu bemerken, sondern auch an den Gesichtszügen.[3]) Manche wollen noch wissen, dass diese Einwanderer Soldaten gewesen seien, die sich aus Italien hieher geflüchtet haben.«

Schon aus diesen wenigen Angaben können und müssen wir gleich jetzt einen Schluss ziehen.

---

[1]) »D'après une antique tradition, plusieurs anciens de ma localité (Ayer) prétendent que la vallée d'Anniviers fut découverte et primitivement peuplée par trois hommes venus du côté de l'Italie. Ils avaient probablement passé du Val Tournanche sur le Zmuttgletscher et traversé le col Durand. Ils se fixèrent d'abord dans l'extrémité méridionale de la vallée, puis se répandirent successivement dans la partie inférieure et débouchèrent ensuite à la plaine de Sierre. Cette assertion touche à l'évidence. En effet, à mesure que l'on remonte la vallée, on remarque d'avantage des sujets d'antiquité. Les bâtiments, les hameaux sont plus anciens et de formes moins récentes. Il y a d'antiques monuments et beaucoup de pierres druidiques. Le sol accuse une longue et ancienne culture; maintenant il est épuisé. Tous les terrains de l'extrême sud furent très activement utilisés et de ces endroits écartés l'on entend des histoires nombreuses fort anciennes.« — Wörtliche Mitteilung des Herrn Joachim Peter.

[2]) Dies sagte mir Herr Joachim Peter mündlich, als ich ihn im Jahre 1884 in Zinal aufsuchte, wo er damals Schullehrer war.

[3]) Gerade Herr Peter selbst gehört unter jene, die einen ausgesprochen ungarischen Typus haben.

Dass drei Männer das Thal entdeckten, hat durchaus nichts Unwahrscheinliches an sich, und dass anfänglich nur diese sich hier niederliessen, ist möglich; aber dann müssen ihnen später noch viele andere gefolgt sein. Dies beweist unumstösslich die verhältnismässig grosse Verschiedenheit ihrer — wir müssen dies schon jetzt bemerken — hunnischen Namen, welche sich im Laufe der Jahrhunderte wohl nur verringert, nicht aber, nachdem die ursprüngliche Sprache ausgestorben war, vermehrt haben konnten.

Die irrige Annahme, dass diese Einwanderer Italiener waren, mag eben nur darin ihre Begründung gefunden haben, dass sie aus Italien kamen; und dass sie wirklich von dort gekommen waren, das beweisen die vielen, unverdorben erhalten gebliebenen italienischen Wörter, z. B. »*merenda*« heisst hier Frühstück, bei den Italienern Vesperbrot, Halbabendbrot, »*ciriege*« (spr. tschiriedsche) nennen sie und die Italiener die Kirschen, »*qualque cios*« (spr. kalk tschos) = etwas, sagen sie und »*qualche cosa*« sagt der Italiener u. s. w.

Dass die Vorfahren der Eifischer Soldaten gewesen seien, erhärtet der Umstand, dass die Bilder sämtlicher Heiligen, die Soldaten waren, in allen Kirchen und in den meisten der zahlreichen Kapellen zu finden sind.[1]) Die Schutzpatronin des Thales ist wohl die heilige Euphemia, aber der zweite Schutzpatron ist schon Soldat und dazu noch ein Reiter, nämlich der heilige Georg;[2]) ferner finden wir daselbst den hl. Michael, Martin, Mauritius (den Kommandanten der thebäischen Legion), Paul, die heiligen Drei Könige, den Erzengel Gabriel mit dem Schwerte und andere.

[1]) Auf diesen Umstand machte mich der vormalige Herr Pfarrer von Vissoie aufmerksam.

[2]) Ursprünglich scheint eben nur er der Schutzpatron des Thales gewesen zu sein. Dies entnehmen wir aus dem Umstande, dass, als der Bischof Walther Supersaxo in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts vom Eifischer Vitztum und Lehen Besitz ergriff und als Bannerherr das Banner des Thales entgegennahm, er dieses Banner »*zur Ehre* Gottes und *des heiligen Georg* (des Schutzpatrones) dreimal senkte.« (*Rameau*, S. 81.) Von der heiligen Euphemia war keine Rede.

Übrigens steht unter allen Umständen eine Thatsache fest und wird durch die konstante Tradition bekräftigt, dass nämlich die Eifischer sowohl hinsichtlich der Race als auch hinsichtlich ihrer Sitten und Gebräuche sich von den übrigen Wallisern auffallend unterscheiden;[1]) dass aber dieser Typus und diese Sitten und Gebräuche mit jenen des hunnisch-magyarischen Volkes, von dem so manche Abteilung in diesen Gegenden verkehrte, genau übereinstimmen, werden wir in der Folge bestätigt finden.

Da nun Überlieferung, Typus, Sitten, Familiennamen uns auf den hunnischen Ursprung verweisen, so wird man es wohl für natürlich finden, wenn wir in dieser Richtung weiterforschen und den Ursprung der Eifischer nicht etwa bei germanischen oder berberischen und arabischen Völkern suchen, die Oberitalien ebenfalls durchstreift haben und von denen sich eine kleine versprengte Abteilung füglicherweise ebenfalls in diese Thäler gerettet haben konnte, wie dies thatsächlich, aber anderwärts auch der Fall war.

Da wir nun zu diesem Schlusse gelangt sind, für dessen Richtigkeit die ferneren Beweise folgen werden, so sei es uns gegönnt, die Geschichte der Hunnen in aller Kürze zu skizzieren von dem Zeitpunkte an, wo sie ihre alte Heimat verliessen, um sich in Europa eine neue zu gründen.

Umriss der Geschichte der „schwarzen" Hunnen und ihrer Abkömmlinge.

Es war zu Beginn der Völkerwanderung. Das römische Kaiserreich war im Erlöschen begriffen, es rang mit dem Tode. Die Kämpfe der Thronprätendenten, die Ausrottung des alten

[1]) »Une chose est certaine et affirmée par une tradition constante. c'est que le peuple d'Anniviers au physique comme au moral a un cachet distinct des autres populations valaisanes. Il est certain aussi que les Huns ou Hongrois ont fait d'assez long séjours dans nos montagnes.« Brief des Herrn *Fagnoud* vom 20. Januar 1891.

Glaubens, der Streit zwischen Arianern und Katholiken und die Zweiteilung des Reiches hatten seine Lebenskraft aufgezehrt.

Da erschien an den Ufern der Donau ein neues Volk: die »*schwarzen*« *Hunnen*. Einer ihrer östlichst gelegenen Stämme, gedrängt durch andere Volker, wahrscheinlich durch jene Hiongnus mongolischer Race, mit denen manche fälschlich die Hunnen selbst verwechseln, setzte über den Don und die Wolga und kam unter Führung seines Königs *Balamér* [1]) um das Jahr 374 nach Europa, nachdem er zuvor die stammesverwandten *Alanen* an sich gezogen und das gotische Reich Hermanarichs gestürzt hatte.

Die Hunnen waren allseits ein Gegenstand des Schreckens; auch ihr Äusseres soll nach den Berichten gleichzeitiger Historiker überaus abschreckend gewesen sein.[2]) Ammianus Marcellinus vergleicht sie mit zweibeinigen wilden Tieren und Sidonius Apollinaris erzählt uns, dass die hunnischen Mütter ihre Söhne absichtlich verunstalteten, ihre Nase mit Binden abplatteten und dem Kopf durch Flachpressen der Stirne eine spitzige Form zu geben pflegten, damit auf selbem der Helm fester sitze[3]).

[1]) Nicht Balamber oder Balamir ist sein Name, sondern Balamér; es giebt gegenwärtig noch zwei Ortschaften dieses Namens im siebenbürgischen Teile Ungarns. Dieser Name ist ähnlich entstanden wie Budamér, Tihamér, Csodamér, Talamér u. s. w. Einen ähnlichen Namen hatte auch Balamérs Frau *Vadamerka;* durch die letzte Silbe *ka* wird das Diminutivum gebildet, wie man dies bei ungarischen Frauennamen häufig findet, wie Etelka, Ilonka, Terka.

[2]) »Gens animis membrisque minax; ita vultibus ipsis
Infantum suus horror inest. — — —«
Sidonius Apollinaris.

[3]) »Ubi quoniam ab ipsis nascendi primitiis infantum ferro sulcantur altius genae, ut pilorum vigor tempestivus emergens corrugatis cicatricibus hebebatur, senescunt imberbes absque ulla venustate, spadonibus similes: compactis omnes firmisque membris et opimis cervicibus; prodigiosae formae et pandi, ut bipedes existimes bestias, vel quales in commarginandis pontibus effigiati stipites dolantur incompte.« *Ammianus Marcellinus;* dann
»Tum. ne per malas excrescat fistula duplex,
Obtundit teneras circumdata fascia nares.
Ut galeis cedant. Sic propter praelia natos
Maternus deformat amor. — — —«
Sidonius Apollinaris.

Die ganze Verunstaltung des Gesichtes durch dessen Zerfleischung reduciert sich wahrscheinlich nur auf jenen kleinen halbmondförmigen Ritz auf dem Kinn,

Rotteck wundert sich, wie es kommen konnte, dass ein so abstossendes Volk sich auch äusserlich derartig verschönern und veredeln konnte. Nun, wir unserseits meinen, dass diese Unförmigkeit eben nur in der von Schreck und Vorurteil geleiteten Einbildungskraft ihrer Feinde existiert habe, denn die Menschenracen ändern sich schon seit Jahrtausenden nicht mehr; das beweisen uns sämtliche Völker des Erdballs, speciell aber die Juden und Zigeuner.

Die Hunnen waren über alle Massen gestählt und widerstanden jedwedem Ungemach der Natur; sie ertrugen mit Leichtigkeit Hunger und Durst, Kälte und Hitze.

Ihre Kleidung war schwarz, weswegen sie eben die »schwarzen« hiessen zum Unterschiede von ihren weissen Brüdern, welche weisse Mäntel trugen.

Die Männer ritten vorzüglich auf ihren nicht grossen, aber sehnigen, windschnellen Pferden, und ihre Kriegsmacht bestand eben ausschliesslich aus Reitern. Die Schnelligkeit in ihren Märschen und Manövern vermehrte den Schreck, den sie ohnehin einflössten.

Das heraldische Tier des gesamten hunnisch-magyarischen Volkes war der mythische Vogel »*Turul*«; er war der in Adlergestalt dargestellte Kriegsgenius und das Zeichen der Fahnen und des Schildes Attilas sowie auch der Magyaren.[1]) Árpád selbst entstammte einem Geschlechte, das den Namen *Turul*

den man dem Kinde bei der Feuerweihe mit der glühend gemachten Spitze des Opfermessers beibrachte. Was an der Verunstaltung des Schädels durch Flachpressen der Stirne Wahres ist, wissen wir nicht. Thatsache ist, dass man im Jahre 1883 bei Pancsova drei und im Jahre 1890 in Bättaszék einen Schädel gefunden hat, welche Spuren der künstlichen Verunstaltung an sich tragen und sich gegenwärtig im anthropologischen Museum zu Budapest befinden. Aber was beweisen diese wenigen Fälle gegen jene Tausende von Schädeln, welche man in nachweisbar hunnischen, avarischen und ungarischen Leichenfeldern findet, die sämtlich wohlgeformt sind und nicht die geringste Spur einer Verunstaltung an sich tragen? Wer kann ferner beweisen, dass jene vier Schädel wirklich hunnische seien?

[1]) Der Turul zierte die Kriegsfahnen der Ungarn bis zu Gézas Zeit (972—977). »Banerium quoque Regis Ethelae (Attilae), quod in proprio scuto

führte.[1]) Der Turul flog vor Attila einher in seinen Kriegen. Der Turul suchte Emese auf, das Weib des im alten Vaterlande lagernden Fürsten Ügek, und verkündete ihr im Traume die grosse Sendung ihres noch ungebornen Sohnes: ein Feuerstrom werde ihr Sprössling sein und über alle Länder sich ergiessen; deshalb erhielt der Sohn nach seiner Geburt den Namen »*Álmos*«.[2]) Álmos macht sich mit seiner ganzen Nation auf, um das neue Vaterland als ein von Attila ihm hinterlassenes Erbe zurückzuerobern. Der Turul zeigt den Weg bis ans Ziel, und als das Volk, an den Karpathen angelangt, zaudert, da stürzt sich das luftige Heer des Turul, ein Schwarm von Adlern und Geiern, auf die Magyaren und drängt sie zur Eile.

Schätzbare Berichte über die Heeresorganisation und Kampfesweise verdanken wir dem Ammianus Marcellinus und Kaiser Leo dem Weisen. Obwohl die Berichte beider nicht frei sind von jenem Hochmute, den die Griechen und Römer gegen alle andern Völker im allgemeinen bekundeten, so belehren sie uns doch ganz genau über die Art der Kriegsführung und die Kampfesweise dieser Völker.[3])

Bogen und Pfeil waren die Waffen der Hunnen; aber auch mit Speer, Lanze, Streitaxt, Streithammer und Kolben kämpften sie. Überraschend war die Fertigkeit, mit welcher sie ihre mit

gestare consueverat, similitudinem avis habebat, quae hungarice Turul dicitur, in capite cum corona. Illud enim banerium Hunni usque tempora Ducis Geichae, dum se regerent, pro communi in exercitu semper suum gestavere«. *Simonis de Kéza, De originibus et gestis Hungarorum. Edit. Podhradczky, Budae 1833. Lib. I. Cap. II. S. 22.* Einen Vogel dieses Namens kennt man heute nicht. ebenso wenig wissen wir, welchen Sinn dieses Wort hatte. Auf ungarischen Münzen finden wir den Turul sporadisch teils mit, teils ohne Krone auf dem Kopfe noch bis ins XV. Jahrhundert; am gelungensten (als adler-, bussard- oder falkenartigen Vogel) sehen wir ihn auf jenen Münzen, welche *Jakob Kupp* in seinem ungarischen numismatischen Werke *(Magyarország ékkorig ismeretes pénzei, Buda 1841—1846)* unter Fig. 253. 254, 358 und 451 darstellt. Auf dem Goldfunde von Nagy-Szent-Miklós, welcher aus dem III.—V. Jahrhundert stammt, sehen wir ebenfalls einen derartigen Vogel.

[1]) Auch giebt es noch zwei Ortschaften dieses Namens in Ungarn.

[2]) »*álmos*« = traumhaft.

[3]) Das Recht. über Krieg zu entscheiden, stand (bei den Ungarn) der Nationalversammlung zu; diese entbot ihre Herolde, um die Söhne der Nation

knöcherner Spitze versehenen Pfeile, welche so hart und verderbenbringend waren wie die eisernen, auf grosse Entfernungen schossen. [1])

Dem hunnischen Kriegsheere folgten auf seinen Zügen Kinder und Weiber auf Wagen, welch letztere zugleich ein bewegliches Lager waren und in der Schlacht die »Wagenburg« bildeten. [2])

Grosse Herden von Pferden, Lasttieren und anderm Vieh folgen ihnen, teils um ihnen Nahrung und zum Trunke Milch zu liefern, teils um ihre Anzahl grösser erscheinen zu lassen. [3])

Sie verschanzen sich nicht wie die Römer, sondern sind bis zum Tage der Schlacht stammes- und tribusweise zerstreut und weiden ihre Pferde stetig, Winter und Sommer. Zur Zeit des Krieges fangen sie die nötige Anzahl Pferde ein, legen

zu den Waffen zu rufen. Der Aufruf lautete vor Annahme des Christentums folgendermassen: »Es ist Gottes und des Volkes Geheiss, dass jedermann an dem und dem Tage, an dem und dem Orte in Waffen erscheine, damit er den Rat und Befehl der Kommunität vernehme. Wer im Lager nicht erscheint oder den Grund seines Ausbleibens nicht rechtfertigen kann, wird entzweigehauen oder zur Knechtschaft verurteilt.« Eine solche Strafe dürfte jedoch selten in Anwendung gekommen sein; denn Otto von Freisingen sagt, dass dann alle ohne Widerrede sozusagen zu einem Körper verschmolzen (Si quando vero exercitum rex ducere voluerit, cuncti sine contradictione quasi in unum corpus adducantur). Wenn ein Attila, der sich zum Alleinherrscher aufwarf, sich mehr erlaubte, als es vielleicht der Wille der Nation war, so war es eben eine Ausnahme. Aber dass diese Einrichtung auch bei den schwarzen Hunnen dieselbe gewesen sei, davon finden wir untrügliche Spuren bei ihren Abkömmlingen, den Szeklern.

[1]) *Ammianus Marcellinus.*

[2]) *Ammianus Marcellinus.* — Es ist ein beinahe allgemein verbreiteter Irrtum, dass Hunnen, Avaren und Magyaren sämtlich Nomaden gewesen sind. Dieser Annahme widersprechen die alten Historiker und Geographen auf das entschiedenste. Es war im Gegenteil nur ein verschwindend kleiner Teil dieses Volkes, der ein herumirrendes Leben führte: die Bewohner der Steppe, die auf Wagen wohnten. Alle andern hatten feste Wohnsitze, ja sogar namhafte Städte, deren wir bei Ptolemaeus unzählige angeführt finden. Auf dem Einmarsche in Europa mussten sich natürlich auch die Weiber und Kinder aller jener Stämme, die vordem feste Wohnsitze hatten, mit Wagen begnügen, die nun ihre Wohnung bildeten.

[3]) *Ammianus Marcellinus, Kaiser Leo der Weise.*

ihnen Fesseln an und hüten sie in der Nähe ihrer Zelte bis zur Aufstellung in Gefechtsordnung, mit welcher sie nachts beginnen. Ihre Vorposten schieben sie weit vor, aber nahe aneinander, damit sie nicht leicht überrascht werden können. Ihre Schlachtordnung besteht nicht aus drei Treffen wie bei den Römern, sondern es stellen sich ihre Truppen nebeneinander auf und zwar so nahe, dass die ganze Schlachtlinie eine ununterbrochene Linie zu bilden scheint. Ausser dieser Schlachtlinie haben sie auch eine Reserve, welche sie teils zur Umgehung der sorglos Lagernden, teils zur Unterstützung eines bedrängten Teiles ihrer Schlachtlinie verwenden. Ihre Bagage halten sie hinter der Schlachtlinie, rechts oder links von derselben, in einer Entfernung von etwa zweitausend Schritten und lassen bei ihr eine kleine Bedeckung zurück. Häufig stellen sie ihre überflüssigen Pferde zusammengekoppelt hinter der Schlachtlinie zum Schutz derselben auf. Die Anzahl der Glieder d. h. die Tiefe ihrer Schlachtlinie ist unbestimmt, weil sie mehr auf die Dichtigkeit derselben als auf ihre Tiefe Rücksicht nehmen. [1])

Das Maximę der Hunnen ist, dass der Tapferere anzugreifen habe. [2]) In der Schlacht stürzen sie sich ohne (?) Ordnung und Plan unter Aneiferung ihrer bezüglichen Anführer und mit fürchterlichem Geheule auf den Feind. [3]) Auf ganz gleiche Weise leiteten auch die Ungarn das Gefecht ein, und Luitprand sagt uns auch, was sie beim Angriffe zu schreien pflegten. »Während man,« so lautet sein Bericht, »von Seite der Christen das heilige wunderbare Wort »Kyrie!« (Herr) hört, vernimmt man aus dem Munde der Ungarn wiederholt das abscheuliche und teuflische »*Huj, huj!*« [4]) Wenn sie auf Widerstand stossen,

[1]) *Kaiser Leo der Weise.*

[2]) *Jordanes* sagt dies von Attila: »Audaciores sunt semper, qui inferunt bellum.«

[3]) *Ammianus Marcellinus.*

[4]) »Bellum incipitur atque ex Christianorum parte sancta mirabilisque vox Kyrie, ex eorum (Hungarorum) ore turpis et diabolica Hui Hui frequenter auditur.« Der Berichterstatter Luitprands dürfte aber den Ausruf schlecht verstanden haben. Es giebt wohl im Ungarischen ein Empfindungswort »huj«,

zerstreuen sie sich, um dann mit ebensolcher Schnelligkeit zurückzukehren, auf ihrem Wege alles niederstürzend und niedertretend. Den ersten Angriff führen sie mit ausserordentlicher Bravour und mit grosser Kraft aus, weil sie auf dessen Gelingen das grösste Gewicht legen. Am meisten lieben sie den Kampf aus der Ferne, den Hinterhalt, Scheinrückzüge, Scheinbewegungen und die zerstreute Gefechtsart. Wenn sie den Feind geworfen haben, so stürzen sie ihm, auf nichts achtend, schonungslos nach und denken an nichts anderes als an seine Verfolgung und begnügen sich nicht, wie die Römer und andere Nationen, mit einer Verfolgung in gewissen Schranken und mit Beutemachen, sondern sie drängen den Feind so lange, bis sie ihn gänzlich zersprengt haben, wozu sie alle möglichen Mittel anwenden. [1])

Nachdem die Hunnen die Ost- und Westgoten besiegt hatten, gründeten sie zwischen der Wolga und der Donau ihr grosses Reich, welchem sie (im Jahre 377) auch Pannonien einverleibten. Der Schwerpunkt ihrer Macht blieb aber stets das Theissgebiet, von wo sie ihre Ausfälle machten.

Zur grössten Macht gelangten sie unter ihrem König *Attila*, welcher, die Schwäche des römischen Reiches benützend, der Schrecken der Welt und die »Geissel Gottes« wurde. Unter ihm kam das hunnische Volk mit beinahe allen europäischen Völkern in Berührung, der es jene grosse Bedeutung verdankt, die demselben in den germanischen Helden- und Volkssagen eingeräumt wurde.

Attila war der Sohn *Mundzucs* oder *Mundiucs*, der in den ungarischen Chroniken *Bendeguz* genannt wird. [2]) Sein Ge-

doch ist es, wenigstens jetzt, ein Ausruf des Erstaunens, der Überraschung oder der lustigen Laune. Ob der Ausruf nicht etwa »*hajrá*« (darauf los!) gelautet hat? Aus diesem könnten wir uns auch das deutsche Kriegsgeschrei Hurrah! erklären.

[1]) *Kaiser Leo der Weise.*

[2]) Man stosse sich ja nicht an diesem Umstande. Der erstere war jedenfalls ein Eigenschaftsname, der letztere aber der eigentliche Name. Diese Sitte der Benennung nach der Beschäftigung oder Herkunft ist in Ungarn auch

burtsort und Geburtsjahr sind unbekannt. Ohne Zweifel wurde er in den letzten Jahren des IV. Jahrhunderts geboren. Seine Jugend verbrachte er unter den Römern; es war nämlich ein gewisser Tausch zwischen Barbaren und den Kulturvölkern im Gebrauche, und während Aëtius seine ersten Kriegsübungen bei den Hunnen machte, machte Attila die seinigen bei den Römern, wo er, wie der Jäger die Pfade des Wildes, die Fehler der Gesellschaft, die Schwächen des römischen Elementes und die Schlechtigkeit der Staatsmänner studierte und, indem er diese mit der Lebenskraft und Einfachheit seines eigenen Volkes verglich, jene Kenntnis und Überzeugung gewann, die ihm fortan bei seinen Unternehmungen als unfehlbare Wegweiser dienten.

Ein vortreffliches Bild von Attila entwirft uns der Gotenabkömmling Jordanes: »Er war,« schreibt er, »ein Mann, dazu geschaffen, die Welt zu erschüttern, der Schrecken aller Länder, der auf eine unerklärliche Weise alles in Furcht setzte durch den schrecklichen Ruf, der über ihn verbreitet war. Stolz schritt er einher und liess nach allen Seiten seine Augen schweifen, damit die Macht, die der hochmütige Mensch besass, sich auch in seiner Körperbewegung zeige. Er war ein Liebhaber der Kriege, aber persönlich zurückhaltend; seine Stärke lag in seiner klugen Umsicht. Gegen Bittende war er nicht hart und gnädig gegen die, welche sich ihm einmal unterworfen hatten. Er war klein von Gestalt, breitschulterig, dickköpfig, hatte kleine Augen, spärliches Barthaar, mit Grau untermischt, eine platte Nase, dunkle Hautfarbe und trug die Kennzeichen seiner Abstammung. [1]) — — — — — Die übrige Masse, wenn man

heute noch gang und gäbe; es gesellt sich dann als dritter Name gewöhnlich noch ein Spitzname dazu, welcher oft den wirklichen und eigentlichen Namen vergessen macht. Ich selbst weiss viele solche Beispiele.

[1]) »Vir in concussionem gentium natus in mundo, terrarum omnium metus, qui, nescio qua sorte, terrebat cuncta formidabili de se opinione vulgata. Erat namque superbus incessu, huc atque illuc circumferens oculos, ut elati potentia ipso quoque motu corporis appareret; bellorum quidem amator, sed ipse manu temperans, consilio validissimus, supplicantibus exorabilis, propitius in fidem semel receptis; forma brevis, lato pectore, capite grandiori, minutis oculis, rarus barba, canis aspersus, simo naso, teter colore, originis suae signa restituens.« *Jordanes. Edit. Closs.* S. 129.

so sagen darf, der Könige und der Anführer der verschiedenen Völker harrten wie Leibwachen auf den Wink Attilas; und wenn er mit dem Auge ein Zeichen gab, so trat ein jeder mit Furcht und Zittern ohne Murren hinzu und besorgte gewiss, was ihm befohlen wurde. Attila allein aber, der König der Könige, der über allen stand, war auch für alle besorgt.«[1])

In der Geschichte taucht Attila zum erstenmal im Jahre 434 oder 435 auf, auf jener grossen Ebene am rechten Ufer der Donau, an der Mündung des Margus (jetzt Morawa in Serbien), nahe der Stadt Margus, wo er in Angelegenheit einer von seinem mittlerweile verstorbenen Oheim *Rua* begonnenen Verhandlung den zwei vom Kaiser Theodosius II. zu ihm geschickten Gesandten eher Befehle erteilte, als mit ihnen beratschlagte.

Attilas erste Sorge war, seine Oberhoheit im Westen zu befestigen. Die Aufgabe war schwer; doch gelang sie, nachdem sein Oheim *Oibars* selbst das Beispiel zur Huldigung gegeben hatte. Bei den weissen Hunnen (den nachmaligen Magyaren) und allen jenen schwarzen Stämmen, die Balamér nicht gefolgt waren, war dies mit mehr Schwierigkeiten verbunden; aber schliesslich hatte er auch hier Erfolg. Auch die Akatziren (Kasaren) am Don besiegte er, setzte über sie als König seinen ältesten Sohn *Ellak* und führte von da aus eine ganze Reihe von Kriegen gegen die noch in Asien befindlichen hunnischen Stämme. Von diesen stürzte er sich auf slavische und germanische Völkerschaften, dehnte seine Eroberungen bis an die Küsten des Baltischen Meeres aus und eroberte, Skandinavien ausgenommen, ganz Nord-Europa. Dieses Reich konnte, wenn es das römische an Grösse auch nicht übertraf, sich jedenfalls mit demselben messen.

[1]) »Reliqua autem, si dici fas est, turba regum diversarumque nationum ductores, ac si satellites, nutibus Attilae attendebant, et ubi oculo annuisset, absque aliqua murmuratione cum timore et tremore unusquisque astabat, aut certe, quod iussus fuerat, exsequebatur. Sed solus Attila rex omnium regum super omnes et pro omnibus sollicitus erat.« *Jordanes, Edit. Closs.* S. 138.

Bei solchen Aspirationen war es nicht zu wundern, dass Attila auch im Innern des Reiches viele Feinde erstanden, namentlich im Stamme der königlichen Hunnen selbst, welche die Römer gegen ihn zu Hülfe riefen. Ob auch sein Bruder *Buda* (sonst, doch fälschlich, Bleda genannt) mit in diese Verschwörung verflochten war, weiss man nicht; die Geschichte meldet nur seine Ermordung von Attilas Hand.

In ebendieselbe Zeit fällt die Auffindung von *Hadúrs*, des Kriegsgottes, Schwert. Es war nämlich neben dem Götzenbilde der die Ebenen des Pontusgebietes bewohnenden Skythen ein blankes Schwert vergraben, die Stelle jedoch durch die Reihe vieler Jahrhunderte in Vergessenheit geraten. [1]) Ein hunnischer Hirt grub dieses Schwert, dessen Spitze, aus dem Boden herausragend, den Fuss einer weidenden Kalbin verwundet hatte, aus der Erde. Wegen seiner ungewöhnlichen Form oder, weil die Erinnerung an dieses Schwert im Volkesmunde noch fortlebte, brachte er es dem Könige, der es als das Symbol des Kriegsgottes, als dessen vom Himmel gefallenes Geschenk entgegennahm, welches die Eroberung der Welt sicherte; auch seine Völker erblickten in demselben ein Unterpfand der Weltherrschaft, und ihr Vordringen war in der That unaufhaltbar.

Nachdem nun das Reich geschaffen, die Alleinherrschaft gesichert [2]) und innerhalb der Grenzen des Reiches jeder Widerstand niedergekämpft war, wandte Attila seine Augen neuerdings auf die Römer.

Theodosius II., Kaiser des oströmischen Reiches, war auf die Forderungen Attilas eingegangen, hatte einige flüchtige Hunnen ausgeliefert und zahlte ihm einen jährlichen Tribut; damit er aber seiner Würde nichts vergebe und diese Schmach ein wenig bemäntle, verlieh er Attila den Rang eines römischen Generalissimus; der Tribut sollte also den Schein einer Besoldung tragen.

[1]) Dieses Schwert erwähnt schon Herodot.

[2]) Bis zur Ermordung Budas waren stets zwei Regenten.

Der Friede dauerte aber nicht lange; zu einem Bruche findet jedermann sehr leicht den Vorwand, den er sucht.

Attila überflutete die ganze Balkanhalbinsel mit seinen Völkern und brandschatzte die Städte, zerstörte die Festungen und nahm Viminacium, eine grosse Stadt Ober-Moesiens, ein; Sardica (das heutige Sofia in Bulgarien) wurde geplündert und verbrannt. Infolge dieser Vorgänge war Theodosius gezwungen, Frieden zu schliessen mit der Zusicherung, dass Attila 6,000 Pfund Gold als Kriegsentschädigung sogleich erhalte, jährlich aber als Tribut 2,000 Pfund Goldes.

Im Jahre 449 schickte Attila neuerdings Boten nach Konstantinopel in der Person des *Edekon* und *Orestes*; jener war Befehlshaber der königlichen Leibwachen, dieser ein angesehener Römer und Vater des nachmaligen und letzten weströmischen Kaisers Romulus Augustulus. Durch diese Gesandtschaft forderte Attila von Theodosius all jenes Gebiet am rechten Ufer der Donau, welches er in den letztverflossenen Jahren in Moesien und Thracien verwüstet hatte; die Grenzlinie des Reiches sollte bei *Naissus* (Nisch in Serbien) gezogen werden.

Der Dolmetsch der hunnischen Gesandten vor dem Kaiser war *Vigilas*, der nach der Audienz beim Kaiser die Gesandten auch zu *Chrysaphius*, dem ersten Minister, geleitete. Ihr Weg führte durch das Innere des Palastes, dessen Glanz Edekon so blendete, dass er die Römer glücklich nannte, weil sie eine derartige Pracht besitzen und geniessen könnten. Diese Äusserung wurde dem Eunuchen Chrysaphius hinterbracht, welcher nun den Gedanken fasste, Attila durch Meuchelmord aus dem Wege zu schaffen, wozu er Edekon als Werkzeug ausersah und ihm den diesbezüglichen Antrag stellte. Edekon geht darauf scheinbar ein, sendet jedoch Attila Kunde von dem Anschlag.

Mit Edekon und Orestes ging zugleich eine Botschaft des Kaisers an Attila ans Ufer der Theiss ab, welcher man auch den Verräter Vigilas zugesellte. Ein Mitglied dieser Gesandtschaft, *Priscus Rhetor*, beschreibt den Holzpalast des Hunnenkönigs am Ufer der Theiss, in der Gegend des jetzigen Szege-

din, und das Königsmahl, bei welchem Fürsten verschiedener Völker an der Tafel Attilas sassen, Sänger seine Kriegsthaten verherrlichten und die Gäste mit Goldbechern einander zutranken.

Zur selben Zeit war auch eine Gesandtschaft des weströmischen Kaisers *Valentinian III.* hierher gelangt, ein Zeichen, dass Attila mit seinen Forderungen nun auch schon das weströmische Reich bestürmte. Diese Gesandtschaft unterhandelte wegen gewisser Kirchenschätze, die unterschlagen worden waren, und welche Attila als sein Eigentum zurückforderte.

Attila wartete unterdessen mit geschickter Verstellung die Rückkunft des mittlerweile wieder nach Konstantinopel gesendeten Vigilas ab, der bei dieser Gelegenheit den Sündenlohn des beabsichtigten Meuchelmordes mitzubringen versprach. Als Attila dann erfuhr, dass der kaiserliche Hof auf dem Anschlage gegen sein Leben beharre und dass Vigilas bald wieder zurückkehren werde, entliess er die Botschafter des Kaisers mit reichen Geschenken; kein hartes Wort hatten sie von ihm gehört. Sie waren seine Gäste, und die Person des Gastes ist dem Magyaren auch heute noch heilig. Erst nachdem die Gesandtschaft abgereist war, sandte er ihr sofort seine eigenen Boten nach mit der harten Antwort an den Kaiser; er warf ihm vor, er habe sich des glorreichen väterlichen Namens unwürdig gezeigt, weil er zum meuchlerischen Dolche griff, und liess ihm den von Edekon empfangenen Sündenlohn vor die Füsse werfen. Attilas Boten verlangten dann vom Kaiser, dass er ihm Chrysaphius ausliefere; aber des Kaisers erste Sorge war, seinen Minister zu retten, weswegen er seine ausgezeichnetsten Männer zu Attila schickte. Attila ging ihnen entgegen, empfing sie freundlich, entliess selbst den schon früher zurückgelangten und eingekerkerten Vigilas ohne Lösegeld, beharrte aber bei seiner Forderung, dass Chrysaphius ausgeliefert werde.

Unter solchen Auspicien brach das Jahr 450 an. Unheilverkündende Prophezeiungen, aussergewöhnliche Erscheinungen waren die Begleiter der allgemeinen Befangenheit der beiden

römischen Reiche. In Hispanien und Gallien erbebte die Erde an mehreren Punkten; der Mond verfinsterte sich bei seinem Aufgange, was man als unheilbringendes Zeichen auslegte; auf dem westlichen Himmel tauchte ein mächtiger Komet von erschrecklicher Form auf, und im Norden gewahrte man mehrere Abende nacheinander einen blutroten Schein, in dessen Mitte fantastische Gestalten mit Flammenschwertern und Lanzen einander bekämpften.

Theodosius stürzte am 28. Juli 450 vom Pferde und starb; seinem Tode folgte die Hinrichtung des Chrysaphius, und dem schwachen Kaiser folgte *Marcianus*, ein alter illyrischer Soldat, auf dem Throne. Attila konnte jetzt den Kopf des Chrysaphius nicht mehr fordern, er forderte also den von Theodosius versprochenen Tribut; aber der neue Kaiser liess ihm sagen, dass er Gold wohl für seine Freunde, für seine Feinde jedoch nur Eisen habe. Diese Antwort veranlasste Attila vorläufig zum Zuwarten, da zugleich zwei wichtige Umstände seine Aufmerksamkeit auf den Westen lenkten. Die energische Kaiserin *Placidia Galla*, die bisher statt ihres Sohnes Valentinians III. regiert hatte, war drei Monate nach Theodosius Tode ebenfalls gestorben. Attila konnte nach dieser Seite ein mächtiges Heer verwenden, das er, kampfgerüstet, seit fünfzehn Jahren in Bereitschaft hielt, geduldig des Augenblickes harrend, wo er es brauchen könnte.

Mit dem Tode der Placidia wähnte er den richtigen Augenblick gekommen. Einen sehr erwünschten Vorwand boten ihm zugleich die Erbstreitigkeiten im fränkischen Königshause. Meroveus, der jüngere Sohn Chlodwigs, wurde vom Kaiser Valentinian III. unterstützt, während Attila sich des älteren Bruders annahm und dabei zugleich als Verlobter Honorias, der Schwester des Kaisers, auftrat. Diese unglückliche Prinzessin, die infolge eines Fehltrittes am Hofe ihres Bruders beinahe als Gefangene behandelt worden war, hatte nämlich vor mehreren Jahren insgeheim einen Verlobungsring dem Hunnenkönig zugesendet. Attila liess damals den Antrag unbeantwortet, behielt

jedoch den Ring. Nun kam ihm dieser Umstand sehr zu statten, und er forderte die Braut und den Brautschatz. Valentinian jedoch verschmähte diese Verschwägerung.

Attila setzte sich also in Bewegung. Seit Xerxes hatte Europa kein so gewaltiges Heer gesehen, wie das Attilas war. Die Anzahl seiner Krieger betrug 500,000 Mann; massenhafte Stämme von Slaven und Tschuden, die germanischen Heruler, Rugier, Turcilinger, Ost-Goten und Gepiden hatten sich dem hunnischen Heere zugesellt. Attila setzte sich im Monate Januar in Bewegung. Er teilte sein Heer in zwei Teile; der eine marschierte am rechten Ufer der Donau auf den römischen Heerstrassen und nahm die römischen Festungen, während der andere auf dem linken Ufer vorrückte und die Überbleibsel der Quaden und Markomannen in den westlichen Karpathen an sich zog. Diese zwei Heersäulen vereinigten sich dann an den Donauquellen und machten am Saume mächtiger Wälder Halt, welche das nötige Material zum Übergange nach Gallien lieferten. Der östliche Teil des Heeres setzte über den Rhein bei Augusta Rauricorum (jetzt Augst bei Basel), während Attila etwas weiter unten bei der Mündung der Mosel den gewöhnlichen Übergangspunkt der Römer wählte. Hierauf verfolgte er mit dem Heere, zu welchem nun auch schon die Franken des Neckargebietes, einige thüringische und burgundische Stämme gestossen waren, jenen Weg, welcher von diesem Übergangspunkte nach Trier führt, indem er allseits auf dem Wege verkünden liess, dass er als Freund der Römer und nur zur Züchtigung der Westgoten, seiner entlaufenen Unterthanen, zugleich Feinde der Römer, gekommen sei, dass also die Gallier ihn als ihren Befreier und als einen der Heerführer des Reiches zu begrüssen hätten. Er eroberte bald ganz Gallien vom Jura bis zum Ocean. In den ersten Tagen des Mai erreichte er Orleans.

Unterdessen war es aber *Aëtius*, dem römischen Oberfeldherrn, durch Vermittelung des Senatoren *Mecilius Avitus* gelungen, die Politik Attilas zu überflügeln und *Theodorich* samt seinen Westgoten für die Partei der Römer zu gewinnen und

mehrere gallische und andere barbarische Stämme zum Widerstande aufzureizen, so dass das römische Heer dem des Attila an Zahl und Stärke gewachsen war.

Gerade, als Orleans nach langem Widerstande gefallen war, kam Aëtius an und vertrieb die schon eingedrungenen Hunnen wieder aus der Stadt. Attila zog sich hierauf auf die *Catalaunischen Felder* (jetzt Châlons sur Marne) zurück, um dort für die Schlacht Stellung zu nehmen, weil diese Gegend für die Entfaltung der Reiterei sehr geeignet war. Drei erprobte Feldherren standen ihm hier gegenüber: der Römer *Aëtius*, der Gote *Thorismund* und *Theodorich*. Am Abende vor der Schlacht lässt Attila durch seine Priester die Zukunft erforschen; diese verkünden Unheil: der feindliche Führer werde zwar fallen, aber der Sieg den Hunnen trotzdem nicht verbleiben. Vor der Schlacht hält Attila eine Rede an seine Truppen und spricht zu ihnen von den Freuden der Schlacht, in der er selbst den ersten Speerwurf thun werde.

Diese Schlacht war eine der grössten und blutigsten, welche die Geschichte verzeichnet; sie begann gegen 3 Uhr nachmittags und währte bis Mitternacht. Der Angreifer war wie immer Attila. Bei 160,000 Tote und Verwundete bedeckten das Schlachtfeld, und der beinahe ganz ausgetrocknete Bach, [1]) welcher dasselbe durchschnitt, war von dem vergossenen Blute angeschwollen. Die Nacht machte der Metzelei ein Ende, und Attila zog sich mit seinem Heere in die Wagenburg zurück, während Aëtius mit den Seinigen auf dem Schlachtfelde blieb.

Die Römer schrieben sich den Sieg zu, während die Hunnen, ja selbst der kaiserliche Hof, diesen Sieg nie anerkannten. »Als man am folgenden Morgen,« so schreibt Jordanes, »bei Sonnenaufgang die angehäuften Leichen auf den Feldern erblickte und sah, dass die Hunnen (aus ihrer Wagenburg) keinen Ausfall wagten, hielt man den Sieg für errungen; doch man wusste,

[1]) Thierry dürfte nicht irren, dass die Schlacht am oberen Teile des Vesle-Baches stattgefunden habe, weil diese Gegend den überkommenen Beschreibungen vollkommen entspricht.

dass Attila nur nach einer grossen Niederlage fliehe. Aber er that nicht wie einer, der darniedergeworfen ist, sondern unter Waffenlärm liess er die Hörner blasen und drohte mit einem Angriff, wie ein Löwe, der den Jagdspeer in der Seite trägt, am Eingang seiner Höhle auf- und abgeht und nicht wagt aufzuspringen, sondern unaufhörlich mit seinem Gebrüll die Nachbarschaft schreckt. So ängstigte der kriegerische König seine Besieger noch, als er eingeschlossen war.« [1])

Und diese Schlacht war in der That keine Entscheidungsschlacht, wie die Folge zeigte; sie setzte nur dem Vordringen Attilas eine Grenze und nötigte ihn zum Rückzug. Aber auch die Westgoten, deren König Theodorich gefallen war, zogen sich in die Pyrenäen zurück. Aëtius und Meroveus wagten es nicht, den Rückzug Attilas zu belästigen.

Der gerühmte Sieg der Römer hatte weder die Macht noch die Furchtbarkeit des Hunnenkönigs gebrochen; denn schon im nächsten Frühling forderte er wieder die Hand und den Brautschatz Honorias, überschritt den *Isonzo* und brach in Italien ein. *Aquileia* belagerte Attila drei Monate; schon murrte das Heer und Attila wollte von der weitern Belagerung eben abstehen, als ein Storch, seine Jungen im Schnabel, die Stadt verliess und ihm dadurch kundgab, dass die Stadt in der äussersten Not sei. Dieser Umstand bewog ihn zum letzten Sturm, der zum vollen Siege führte. Nach der Zerstörung der Stadt wendete sich Attila gegen Ligurien, wo er eine Stadt nach der andern nahm und schon an den Ufern des Po stand, um geradeaus auf Rom zu marschieren, als ihm eine Gesandtschaft entgegenkam, bestehend aus zwei Senatoren besten Rufes, deren Führer der greise Papst Leo I. war. Diese Gesandtschaft traf

[1]) »Postera die luce orta, quum cumulatos cadaveribus campos aspicerent, nec audere Hunnos erumpere. suam arbitrantur esse victoriam, scientesque Attilam non nisi magna clade confusum bello confugisse, quum tamen nil ageret vel prostratus abiectum, sed strepens armis tubis canebat incussionemque minabantur, velut leo venabulis pressus, speluncae aditus obambulans, nec audet insurgere nec desinit fremitibus vicina terrere. Sic bellicosissimus rex victores suos turbabat inclusus.« *Jordanes, edit. Closs,* S. 144—145.

Attila vor Mantua. Nach der Legende waren Attila die Apostel Peter und Paul erschienen und hatten ihn auf Gottes Gebot zurückgeschreckt. Die Legende ist ebenso schön wie die Volkssage; am schönsten aber ist die Tradition, laut welcher jene Geissel Gottes, »auf deren Fussspuren kein Gras mehr wuchs, auf deren Wink das Blut zu Bächen anschwoll«, eingehalten habe auf die Thränen des greisen Papstes, und als Rom, die Mutter der Völker, ihm zu Füssen lag, sie nicht niedergetreten, sondern kehrt gemacht habe.

Attila begann seinen Rückzug am 7. Juli und beendigte das Jahr 452 mit mehreren Schlachten gegen die kaukasischen Alanen, die sich während seiner Abwesenheit empört hatten, und traf dann grosse Vorbereitungen für das nächste Jahr, die er aber nicht beendigen sollte.

Wie Attilas Leben, so war auch sein Tod aussergewöhnlich. Er vermählte sich neuerdings, und zwar mit *Ildico*, welche die deutsche Tradition als *Hiltgund* oder *Hildegund*, bald als eine fränkische, bald als eine burgundische Königstochter bezeichnet, während die ungarische Tradition sie für die Tochter eines slavischen Fürsten, *Micolt* von *Bracta*, hält.[1]) An dem der Brautnacht folgenden Morgen kam Attila nicht aus seinem Schlafgemache; man erbrach also die Thüre und fand ihn ausgestreckt auf seinem Bette im Blute liegen; neben dem Bette aber sass Ildico in Thränen gebadet, mit gesenktem Haupte.

Was in jener verhängnisvollen Nacht vorgegangen war,

[1]) *Simon von Kéza* sagt: »Tunc interea Bractanorum Regis filiam Micolt nomine sibi adducunt ad amandum.« *Edit. Podhradczky*, S. 31. Dass aber der Aufzeichner der ungarischen Überlieferung hierunter nicht, wie manche annehmen, das asiatische Baktrien gemeint habe, welches übrigens zur Zeit Attilas gar nicht mehr bestand, beweist auch eine andere Stelle in derselben Chronik, aus welcher wir deutlich entnehmen, dass Bracta zum Reiche Svatopluks, also zum mährischen Reiche gehört habe: »qui Bracta subiugando Bulgaris Messianisque imperabat.« *Edit. Podhradczky*, S. 34. — Ildico kann füglich für das hunnische (ungarische) Diminutivum für Hiltgund gelten. Wir sehen also aus dem Ganzen, dass die ungarische Überlieferung von der deutschen nicht so besonders abweicht.

weiss man auch heute nicht. Ob Attila eines natürlichen oder gewaltsamen Todes gestorben war, ist ungewiss; nur das weiss man bestimmt, dass der Ursache seines Todes niemand weiter nachgeforscht und seinen Tod niemand gerächt hat.

In jener Todesnacht träumte der griechische Kaiser, er sehe den Bogen Attilas entzweigebrochen.

Den Leichnam verschloss man in drei Särge; der erste war von Gold, der zweite von Silber, der dritte von Eisen. Man begrub ihn nachts und gab ihm unermessliche Schätze mit ins Grab; und damit so viele Reichtümer vor der Habgier der Menschen verborgen bleiben mögen, tötete man sämtliche Arbeiter, welche man als Totengräber verwendet hatte.

Die Laufbahn Attilas war zwar kurz, aber so glänzend, dass sein Name auf seine Zeitgenossen und auf die Nachwelt bleibend wirkte. Die romanischen Völker nannten ihn die Geissel Gottes und erzählten, dass selbst das Gras unter den Hufen seiner Rosse verdorrte. Aber in den deutschen Heldenliedern ragt die Gestalt Attilas durch seine Würde aus dem Haufen seiner Helden- und Fürstenumgebung mächtig und glänzend hervor.

Das hunnische Reich zerfiel ebenso schnell, wie es unerwartet sich erhoben hatte, denn es beruhte auf dem Bündnisse von Barbarenvölkern, die nur das Ansehen und die eiserne Faust eines Attila zusammenhalten konnte. Das Hunnenreich zerfiel teils wegen des Zwiespaltes zwischen Attilas Söhnen, teils wegen der Auflehnung der Vasallenvölker. Die Hunnen mussten weichen. Ein Teil kehrte unter der Führung *Csabas*, eines Sohnes Attilas, in die alte Heimat an der Wolga zurück, ein anderer Teil aber zog nach Siebenbürgen. Ihre Nachkommen aber sind die jetzigen Szekler; sie waren von nun an die äussersten Vorposten des Reiches *Irnaks*, des jüngsten Sohnes Attilas, der sich in Klein-Skythien niedergelassen hatte.

Nach der von Vater auf Sohn vererbten Überlieferung, welche wir schon im XI. Jahrhundert bei Anonymus und später in jeder andern, von Anonymus vollkommen unabhängigen

Chronik aufgezeichnet finden, sind die Szekler die unmittelbaren Abkömmlinge von Attilas Volke. Die liebliche Sage der Szekler begründet diesen Ursprung folgendermassen:[1] »Als Csaba das Verderben der hunnischen Nation seinen Gang nehmen sah, entsendete er aus seinem Köcher einen Zauberpfeil, wodurch er seine Mutter, die Zauberfee, zu Hilfe rief, und wo der Pfeil im Fallen mit der Spitze stecken blieb, dort fand er das wunderwirkende Kraut, von dessen Saft die Wunde heilt und der in der Schlacht gefallene Krieger wieder aufsteht.[2] Mit diesem Wundermittel erweckte er seine gefallenen Krieger wieder, stellte sie in Schlachtordnung und führte sie gegen den Feind. Angesichts dieses Totenheeres fasste Entsetzen die Gepiden, und sie liessen die Überbleibsel von Csabas Volk in Frieden abziehen. Csaba geleitete dann mit seinem beritten gemachten Totenheer den Rest des Hunnenvolkes bis an die Ostgrenze Siebenbürgens, wo er ihn im heutigen Szeklerlande ansässig machte, dann aber die toten Krieger in ihr altes Vaterland, ins Land Attilas, heimführte. Den im Szeklerland zurückgelassenen Sippen aber versprach er, dass, so oft eine grosse Gefahr ihnen drohen würde, er und seine heimischen Krieger jedesmal dem Grabe entsteigen und zurückkehren würden, sie zu erretten. So entstand die Legende vom »Erwarten Csabas«. Und oft hat sich die kleine Szeklernation in grosser Gefahr befunden und ist immer durch wahre Gotteswunder gerettet worden (sowie durch ihre aufopfernde Tapferkeit); und die Volkssage berichtet, dass allemal Csaba und seine Hunnenkrieger aus der alten Heimat herbeigeeilt seien, mitten durch den Himmel, unter grossem Getöse, um ihre Feinde zu zerstreuen. Jene glänzende Bahn aber quer durch den ganzen Himmel, die Milchstrasse, sei aus den Hufspuren ihrer Rosse entstanden. Das Volk nennt sie noch heute »*Hadak útja*« (Strasse der Heere).«

[1] Diese Sage ist dem Werke *Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Ungarn*, I. B. S. 323 entnommen.

[2] Im Volksmunde heisst diese Pflanze *(poterium sanguisorba)* noch jetzt »*Csaba íre*« = Csabas Balsam.

Der Sagenkreis von Attila und Csaba knüpft mittelst der szeklerischen Überlieferungen eng an die festgewurzelten Thatsachen des magyarischen Gemeinglaubens an. Und die Geschichte widerspricht diesem Glauben nicht im mindesten.

Der eine, der von der Auflösung des Hunnenreiches spricht, ist *Jordanes*. Er sagt folgendes: »Um auf das Volk, um das es sich handelt, nämlich auf die Ostrogoten, zurückzukommen, die in Pannonien unter dem König Valamir und seinen Brüdern Thiudimir und Vidimir wohnten, wenn auch örtlich getrennt, so doch einig im Sinne (es sass nämlich Valamir zwischen den Flüssen *Skarniunga* (?) und *Aquanigra*,[1]) Thiudimir am *See Pelsois* (Plattensee), Vidimir zwischen den beiden andern): so geschah es, dass die Söhne Attilas auf die Goten, als wären sie von ihrer Herrschaft abgefallen, wie auf flüchtige Sklaven, fahndeten und ohne Wissen der andern Brüder den Valamir allein überfielen. Dieser aber bereitete ihnen einen guten Empfang, wenn auch nur mit einer kleinen Schar, und nach langem Kampfe schlug er sie so, dass kaum ein kleiner Teil der Feinde übrigblieb. Dieser eilte, in die Flucht geschlagen, nach den Gegenden Skythiens, welche die Fluten des Danaper (Dnjeper) bespülen, den die Hunnen in ihrer Sprache *Var* nennen.«[2]) Dann sagt

[1]) Sollte darunter wohl Feketeügy (= Schwarzenwache) in Siebenbürgen gemeint sein?

[2]) »Ergo, ut ad gentem, unde agitur, revertamur, id est Ostrogotharum, qui in Pannonia sub rege Valamir einsque germanis Theodemir et Videmir morabantur, quamvis divisi loco, consilio tamen uniti (nam Valamir inter Scarniunga et Aquam nigram fluvios, Theodemir iuxta lacum Pelsois, Videmir inter utrosque manebat) contigit ergo, ut Attilae filii contra Gothas, quasi desertores dominationis suae, velut fugacia mancipia requirentes venirent, ignarisque aliis fratribus super Valamir solum irruerent. Quos tamen ille, quamvis cum paucis, excepit, diuque fatigatos ita prostravit, ut vix pars aliqua hostium remaneret, quae in fugam versa eas partes Scythiae peteret, quas Danapri amnis fluenta praetermeant, quae lingua sua Hunni Var appellant.« *Jordanes, Edit. Closs*, S. 179—180. — Die Schreibweise dieses letzten Satzes ist in den verschiedenen Handschriften eine zweifache, und zwar die eine, wie eben hier, »quae lingua sua *Hunni Var* appellant«, die andere aber »quae lingua sua *Hunnivar* appellant«, welch letzteres im Ungarischen so viel bedeutet wie »Hunnenburg«, was

Jordanes weiter: »Auch *Hernak*, ein jüngerer Sohn des Attila, wählte sich zum Wohnort für die Seinigen die äussersten Teile von *Klein-Skythien*.[1]) Seine Vettern *Emnetzur* und *Ultzindur* bemächtigten sich in *Ufer-Dacien* der Städte *Utus*, *Hiscus* und *Almus* (an der Einmündung der drei Flüsse gleichen Namens in die Donau). Und viele Hunnen eilten von allen Seiten herbei und unterwarfen sich.«[2])

Der Chronist *Simon von Kéza* aus dem XIII. Jahrhundert berichtet, dass nach dem Tode Attilas der klügere Teil den *Csaba*, die Vasallen aber den *Aladár* zum König wählten.[3]) Aus dieser Rivalität entstand Krieg. In der ersten Schlacht

---

manche nicht gelten lassen wollen, weil es ihrer Ansicht nach diesem Begriffe nicht entspricht, sondern damit eine ganze Gegend bezeichnet ist. Diese wissen aber nicht, dass es im Szeklergebiete eine auf viele Meilen sich erstreckende Erdschanze giebt, die den Namen »*hon árka*« (Heimatsgraben), nach andern »*hun árka*« (Hunnengraben) führt und ebendort auch der *Feketügy*-Fluss (Schwarzwache, Schwarzwarte) ist, der natürliche Wächter der dahin geflüchteten »schwarzen« Hunnen. »Vár« allein hat im Ungarischen die Bedeutung von Festung, Burg; aber manche nehmen es für »var« und verstehen darunter eine Sumpfgegend, nämlich das Pontusgebiet, welche Auslegung der Angabe Jordanis wenigstens nicht widerspricht.

[1]) *Scythia minor* war das nordwestliche Gestade des Schwarzen Meeres und reichte bis an die Karpathen, in deren äusserstem Winkel sich das Szeklergebiet befindet. Ich glaube, eine genauere Präcisierung kann man wohl nicht verlangen, als sie uns Jordanes giebt.

[2]) »Hernac quoque, iunior Attilae filius, cum suis in extremo Minoris Scythiae sedes delegit. Emnedzur et Ultzindur, consanguinei eius, in Dacia Ripensi Uto et Hisco Almoque potiti sunt, multique Hunnorum passim proruentes — — —.» *Jordanes. Edit. Closs*, S. 177.

[3]) Manche Historiker stossen sich daran, dass in den ungarischen Chroniken diese Namen genannt werden, die wir bei den römischen Autoren nicht finden. Man vergesse aber nicht, was Jordanes sagt: »Nam filii Attilae, quorum per licentiam libidinis paene populus fuit, — — —« (Denn die Söhne Attilas, die wegen dessen unbeschränkter Wollust fast ein ganzes Volk bildeten). *Edit. Closs*, S. 173. Von diesen vielen Söhnen nennt die Geschichte nur ganz wenige. Dann dürfen wir auch nicht vergessen, dass ein und dieselbe Person auch unter zwei ganz verschiedenen Namen vorkommt, wie wir dies bei Attilas Vater gesehen haben.

wurde Aladár besiegt, in der zweiten, der *Crumhelt-Schlacht*,[1] welche bei *Sicambria* geschlagen wurde, war Csaba der Besiegte. Nur wenige Söhne Attilas und ein kleiner Teil Hunnen blieben übrig. Csaba floh mit 15,000 Hunnen zu Honorius nach Griechenland, von wo er aber samt seinem Heere sich nach Skythien, zu den übrigen Hunnen begab.[2] Andere 3000 Hunnen aber flüchteten vor den westlichen Völkern auf das *Chigle-Feld*, wo sie sich bis zur Ankunft Árpáds erhielten, sich aber nicht mehr Hunnen, sondern »*Székely*« nannten. Diese Hunnenüberbleibsel zogen dann, als sie Kunde von der Annäherung Árpáds erhielten, seinem Heere bis Ruthenien entgegen und halfen ihm Pannonien erobern und kehrten nach der Eroberung wieder in ihre Sitze zurück.[3]

[1] So wurde ein Bach bei Sicambria, ausserhalb des heutigen Alt-Ofen genannt.

[2] »Quia vero pars sanior Chabae adhaerebat, extera autem natio Aladario, eapropter uterque inceperunt imperare. Tunc Ditrici astutia, qui favebat Aladario, proelium inter ambos suscitatur. In primo ergo proelio Aladarius superatur, in secundo autem, quod Sicambriae per quindecim dies continue committitur, exercitus Chabae sic devincitur et prostratur, quod perpauci filii Ethelae et Hunni remanerent. Istud enim est proelium, quod Hunni proelium Crumhelt usque adhuc nominantes vocaverunt. In quo quidem proelio tantus sanguis est effusus, quod si Teutonici ob dedecus non celarent et vellent pure reserare, per plures dies aqua bibi in Danubio non poterat — — — —. Fugit ergo Chaba cum quindecim milibus Hunnorum in Graeciam ad Honorium, et quamvis retinere voluisset et Graeciae incolam efficere, non permansit, rediens in Scythiam ad Patres, Nationem et cognatos.« *Kéza. Edit. Podhradczky*, S. 32. 33.

[3] »Remanserant quoque de Hunnis Virorum tria milia ex proelio Crimildino (Crumhelt) erepti per fugae interfugium, qui timentes Occidentis nationes, in campo Chigle usque Árpád permanserunt, qui se ibi non Hunnos, sed Zaculos vocarunt. Isti enim Zaculi Hunnorum sunt residui, qui, dum Hungaros in Pannoniam iterato cognoverunt remeasse, redeuntibus in Rutheniae finibus occurrerunt, insimulque Pannonia conquestrata, partem in ea sunt adepti, non tamen in plano Pannoniae, sed — — in montibus confiniis sortem habuernnt.« *Kéza. Edit. Podhradczky*, S. 33.

In *Campo Chigle* heisst es bei Kéza, in der Pressburger Chronik *Sigla mezew* (Sigla-Feld). Manche vermuten unter diesem Namen *Csik*, wie auch heute noch ein Komitat heisst; dann giebt es bei Kézdi-Vásárhely ein *Csigolyás mezô;* auch das *Csegez mezô* im Komitate Aranyos bringt man in Kombination, weil alle diese Örtlichkeiten sich auf dem Szeklergebiete befinden.

Ganz ähnlich erzählen diese Begebenheit die *Wiener Bilder-Chronik*, der Chronist *Turóczi*, dann die *Pressburger* und die *Szekler Chronik*,[1]) welch letztere ausserdem noch sagt, dass es im ganzen sechs Hunnenstämme waren, die sich im jetzigen Szeklergebiet niederliessen.[2]) Ganz übereinstimmend mit Jor-

[1]) Auf diese Chronik werden wir uns in der Folge noch öfter berufen; es ist daher notwendig, etwas über ihr Entstehen zu sagen. Die Szekler-Chronik wurde im Jahre 1533 zu Alszeg im Csiker Stuhle aus 153 Stück alten Dokumenten auszugsweise zusammengestellt, und zwar durch Matthias András, den Notär Veres, Matthias Gyôrffi und Gabriel István. Diese Chronik kopierten im Jahre 1695 die Gerichtsassessoren Peter Veres und Stefan Bors von Csik-Szereda; von dieser Kopie nahm im Jahre 1796 Johann Farkas, ein Priester von Csik-Somlyó, eine neuere Abschrift. von welcher dann der Advokat Zabolai und Martin Székely eine weitere Abschrift machten und selbe der siebenbürgischen philo-historischen Gesellschaft einreichten, welche jedoch die Herausgabe hinausschob, bis nicht die Original-Chronik oder wenigstens die im Jahre 1695 gemachte erste Abschrift zum Vorschein kommen würde. Diese der Gesellschaft eingereichte vierte Abschrift hat dann der Landrichter Michael Székely von Kilyén seinem im Jahre 1818 in Druck erschienenen Werke *A nemes székely nemzet constitutiói*« (Konstitutionen der edlen Szekler Nation) als Anhang (S. 276—295) beigefügt. Durch das vielmalige Abschreiben. durch das fehlerhafte Zusammenfügen der schadhaften Blätter der Original-Chronik, durch die falsche Auslegung der in ihr enthaltenen vielen griechischen Wörter, durch die vielen Druckfehler, ferner durch den Umstand, dass diese Chronik vielleicht gleich anfangs nicht auf die allergeschickteste Weise zusammengestellt worden war. ist jene Begriffsverwirrung entstanden. welche manche Stellen dieser wertvollen Chronik dunkel, ja vollkommen unverständlich macht. Aber auch das Wenige, was sie bietet, ist von unschätzbarem Werte. Auf die Ansicht derjenigen, die diese Chronik ohne jedwede Motivierung eine Fälschung nennen, haben wir gar nicht zu reflektieren.

[2]) »Dacia Alpestris genere humano bellicosissimo a gente Siculorum occupata post ruinam Imperii Atillae generosa, magnanima, sed iniuria temporum detrita, rerum bellicarum expertissima, per Tribus atque Generationis Háloni, Eulie, Jenô, Medgyes, Adorján et Ábrán ac Lineas generationum hereditates et officia inter se partiuntur, eiusdem originis ac Hungari Pannones a reliquis gentibus Siculi nominati a Scythico Populo Atillae Nobili.« *Szekler Chronik.* Bezüglich der genannten sechs Stämme müssen wir bemerken, dass auf dem ganzen Szeklergebiete an den mantelartigen Kleidungsstücken (zeke, szokmány) auch nur sechs Stammesfarben vorkommen; die siebente Stammesfarbe, die eine grüne. fehlt.

danes nennt auch die Szekler-Chronik *Irna*, den Lieblingssohn Attilas, als erstes Oberhaupt der Szekler.[1])

Den hunnischen Ursprung der Szekler finden wir ferner konstatiert in den ungarischen Gesetzen vom »*Tripartitum Opus Juris*« *Verböczys* angefangen bis zum *Leopoldianischen Dekret* und durch andere, schon am Anfange dieses Werkes berührte Umstände.

Auf die Einwendung mancher, wie es möglich gewesen sei, dass das Szeklervolk aus 3000 Hunnen zu seiner jetzigen grossen Zahl angewachsen ist, antwortet Jordanes, indem er sagt, dass ausserdem viele andere Hunnen herbeieilten und sich dem Hernac unterwarfen. Spätere Zuzüge und Verstärkung erhielten die Szekler durch die ebenfalls zu den schwarzen Hunnen zählenden Bissenen, was die Geschichte und so manche Ortsnamen ihres Gebietes beweisen.

Der hunnische Ursprung der Szekler ist also durch die Geschichte und die Chroniken genugsam und deutlich dargelegt; wir brauchen uns daher um jene Geschichtsforscher (?), die diesen Ursprung leugnen, nicht weiter zu kümmern, weil all ihre Behauptungen und Hypothesen nur auf willkürlichen, jeder reellen Basis entbehrenden Annahmen beruhen, die nicht einmal den Wert der Sage besitzen.

Gegen das Ende des IX. Jahrhunderts gründeten dann die Magyaren im einstigen Hunnien ihr grosses, mächtiges Reich. Nur wenige Splitter des ganzen hunnisch-magyarischen Volkes waren noch draussen in der alten Heimat; aber auch diese kamen dann successive nach Ungarn, so die Bissenen, Kasaren, Jazygier, Kumanen u. s. w. Die Geschichte der Magyaren ist daher die Fortsetzung der Geschichte der Hunnen oder doch des grössten Teiles derselben, deren Name dann mit nur wenigen Ausnahmen in dem der Magyaren aufging. Aber die Nachkommen der schwarzen Hunnen sind, wo sie sich, wie es in den meisten Fällen geschah, gruppenweise niedergelassen hatten,

[1]) Nur heisst er bei Jordanes *Hernacus*, bei Priscus *Irnach*.

heute noch an ihrer Kleidung und an ihrem Dialekte erkenntlich. Ein mehr oder weniger selbständiges Leben haben nur die Szekler geführt und in ihrer gebirgigen abgegrenzten Heimat ihre Sitten und Gebräuche in einer Frische und Reinheit erhalten, wie man dies anderwärts kaum in solchem Masse findet. Sie sind die nächsten Verwandten der Eifischer und liefern uns nicht wenige Mittel bei Konstatierung des Alters der Sitten und Gebräuche der Eifischer und ihres hunnischen Ursprungs. Wir müssen daher auch etwas von der ältesten Verfassung der Szekler des Heidentums vorausschicken, und die Folge wird zeigen, dass es nicht überflüssig war.

Die Szekler [1]) hatten ihre eigene Verfassung und führten in gewissem Masse ein selbständiges politisches Leben selbst dann noch, als Siebenbürgen unter Stephan dem Heiligen mit Ungarn vereinigt worden war.

[1]) In ihrer Sprache, einer ungarischen Mundart, heissen sie *székely*. Über die Bedeutung dieses Namens haben sich schon viele den Kopf zerbrochen. Die einen glauben in demselben den Namen *Σάκαι* wiederzufinden, mit welchem laut Herodot die Perser sämtliche Skythen bezeichneten. Wir können dieser Ansicht nicht beipflichten, weil wir diesen Namen als Ortschaftsnamen als *Száka* und *Szák* heute noch vollkommen unverändert erhalten finden. Andere erklären das Wort székely aus dem Partizip *»székelő«*, d. h. solche, die eine dauernde Niederlassung genommen haben. Dieser Annahme widerspricht einerseits der Umstand, dass die hunnisch-magyarische Nation mit Ausnahme eines nur kleinen Teils stets feste Wohnsitze hatte, während anderseits für diese Annahme der Umstand spricht, dass die Szeklerdistrikte *»szék«* (Stuhl) genannt wurden. Absolut zu verwerfen ist die Annahme Engels, welcher das Wort »székely« vom Partizip *»szokó«* (der Flüchtende) ableitet. Hunfalvy meint, dass das Wort »székely« aus *»szék-elyi«*, d. h. Land jenseit des Sitzes, also die Mark, das Grenzland, entstanden sei, und dass das von diesem abgeleitete »székely-i« einen Bewohner der Mark bedeute. Und Hunfalvy mag den Nagel auf den Kopf getroffen haben, nämlich was den Sinn des Wortes anbelangt, aber seine den »Sitz« betreffende Annahme müssen wir umgekehrt nehmen, nämlich, dass die Szekler, diese Grenzwächter, nicht das heutige Ungarn gegen Osten, sondern dass sie, umgekehrt, das Gebiet »Hunnivar« oder »Var« gegen Westen, eben gegen das jetzige Ungarn schützten, das damals die Heerstrasse hin- und herwogender germanischer und slavischer Stämme war, die sich eine neue Heimat suchten.

Nach der Szeklerchronik war die oberste Amtsperson des Szekler Volkes vor Árpáds Zeitalter und auch dann noch bis zur Zeit König Béla I. (1061 bis 1063) der von der Nation gewählte *Ober-Rabonbán* [1]) oder jedenfalls richtiger *Rovó-* oder *Rovbán*, den man einstimmig stets aus der Familie Apolt (Upolet) wählte. Er war der oberste Richter und oberste Priester der Szeklernation; er führte das Heer an, er verlautbarte nach dargebrachtem Opfer die Gesetze der Nation, er wachte über die Befolgung der Gesetze und verhängte die Strafe über die Übertreter derselben.

Dem Ober-Rabonbán unterstanden die sechs *Gross-Rabon-*

[1]) Dass das Wort Rabonbán ein zusammengesetztes Wort und der eine Bestandteil desselben *bán* ist, das haben dessen sämtliche bisherigen Ableiter Zsombori, Kállay, Ipolyi und Szabó für zweifellos gehalten; nur muss der Annahme Zsomboris und Ipolyis gegenüber bemerkt werden, dass das Wort *bán* nicht im geringsten mit dem slavischen Worte *pan* (Herr) identisch ist: selbst Schaffarik, der slavische Linguist, giebt zu, dass die Slaven das Wort *bán* von den Avaren übernommen haben, unter deren Khanen man mehrere *Bajan* und mit *bán* endigende Namen findet. *Bán* wurden einst die Gouverneure der ungarischen Grenzprovinzen genannt; es gab einen Bán von Macsó, von Temes, von Szörény und giebt heute noch einen Bán von Kroatien. Der Ursprung dieses Namens wird aus der hunnisch-magyarischen Sprache abgeleitet und bedeutete so viel wie Heerführer. Der einstige Amtsname ist heute noch in Ungarn und bei den Szeklern als Familienname ziemlich stark verbreitet und findet sich auch in Ortsnamen: Bán, Bánfi (Báns Sohn), Bánfa (Báns Baum), Bánfalva (Báns Dorf), Bánhalma (Báns Hügel) u. s. w. — Auch in dem dem Eifischthale benachbarten Saasthale (= Adlerthale) finden wir ihn als Kunban = Hunnen Bán, was ein Familienname ist, der jetzt wohl Kumben, aber in den Urkunden noch Kumban lautet. Daraus ersehen wir, dass dieser Name von den ältesten Zeiten an sehr gebräuchlich und verbreitet war. — Bezüglich des Eigenschaftswortes *rabon* aber, welches Kállay mit *Rha* (dem einstigen, jedenfalls hunnischen Namen der Wolga), Zsombori und Ipolyi aber mit dem jüdischen *rabbi* (!) in Beziehung brachten, meint Karl Szabó ganz richtig und scharfsinnig, dass man das *b* für ein *v* nehmen müsse und dieses Wort also *ravó-* oder *rovó-bán* zu lauten habe (wie z. B. ravatal = rovatal) und dass das Eigenschaftswort *rovó* das Partizip des Zeitwortes *rov* oder *ró* (er kerbt ein) sei, welches mit der hunnisch-magyarischen Urschrift in Verbindung zu bringen wäre, welche bekanntlich in Holz oder Stein eingekerbt und *rovás* (Einkerbung, Schrift) genannt wurde.

bánc der sechs Szekler Stämme, dann drei *Gross-Gyulas* und ein *Ober-Harkász*,[1]) die, wie es scheint, die Beisitzer des obersten Gerichtshofes unter dem Vorsitze des Ober-Rabonbáns und seine Räte waren. Ausserdem gab es in jedem Stamme sechs *Harkász*,[2]) unter deren jedem sechs *Klein-Rabonbáne* standen. Jedem Klein-Rabonbáne waren zwei *Hauptleute (százados)* untergeordnet, deren einer die Reiterei, der andere das Fussvolk, je 100 Mann, befehligte.[3])

Der Ober-Rabonbán konnte seine grosse Gewalt nicht willkürlich ausüben; seine Macht teilte er mit dem Nationalrate, d. i. den sechs Gross-Rabonbánen, den drei Gross-Gyulas und dem Ober-Harkász. Die auf der Stammes- und Geschlechter-Organisation beruhende Verfassung der Szeklernation war demnach eine demokratisch-nationale und zwar in einer Vollkommenheit, wie wir eine ihresgleichen bei andern damaligen Staaten Europas umsonst suchen. Diese Verfassung hatte sich unter den ungarischen Königen mit mehr oder weniger Modifizierungen bis ins XVI. Jahrhundert, ja selbst bis in die allerneueste Zeit erhalten.

Die Szekler huldigten nur solchen Gesetzen, welche die Nationalversammlung einstimmig beantragte und sanktionierte. Diese Nationalversammlungen wurden in der Nähe des heutigen Székely-Udvarhely, neben dem einstigen *Budvár* abgehalten.[4])

---

[1]) Diese Amtspersonen existierten auch bei den Ungarn; Kaiser Konstantin nennt ihre Würde τὸ καρτᾶς und τὸ γυλᾶς. Die Bedeutung dieser Worte, wie der Beruf der betreffenden Personen lässt sich heute nicht mehr genau ermitteln.

[2]) Wahrscheinlich ebenso viele, als der betr. Stamm Generationen hatte.

[3]) Die umständliche diesbezügliche Definition finden wir in *Karl Szabós »Kleinere historische Werke«*, II. B. S. 79.

[4]) Wahrscheinlich dort in der Ebene, wo heute die Jesuskapelle steht, da es in Ungarn allseits Sitte war, nach Annahme des Christentums an die Stelle derartiger Orte Kirchen und Kapellen zu bauen. — Den Namen Budvár wollen manche von Buda, Attilas Bruder, ableiten, den die Römer fälschlich Bleda nennen. In der Szeklerchronik aber wird dieser Ort konsequent Bondvár genannt, und dass der Name Bond bei den Hunnen wirklich existierte, finden wir bei den Eifischern bestätigt.

Hier residierte der Ober-Rabonbán, hier wurde dessen uralter Opferbecher (Poculum gentis) sagenhaften Ursprunges aufbewahrt, welcher bei den Szeklern das Sinnbild der Herrschermacht war.[1] Hier verkündete der Ober-Rabonbán nach dem Weihtrunk die Beschlüsse der Nation, und hier wurden die Befehle der Kommunität verlautbart; hier wurden die Übertreter der Nationalgesetze bestraft,[2] und von hier aus erging die Aufforderung zum Ergreifen der Waffen gegen den Feind.

Die Szekler Verfassung verpflichtete ebenso, wie dies bei den Ungarn (im engeren Sinne des Wortes genommen) der Fall war, ohne Ausnahme jedermann zum Kriegsdienste, wenn von aussen Gefahr drohte; dagegen gewährleistete sie auch wieder allen Bewohnern des kleinen Landes Gleichheit und Freiheit.

Nur diese centralistische, starke Militärregierung, welche wohl den einzelnen Stämmen und Geschlechtern in ihren inneren Angelegenheiten freie Hand liess und das von den Voreltern ererbte Freiheits- und kriegerische Gefühl der Nation wachhielt, war im stande, dieses von fremden Elementen und Gefahren umgebene Völkchen zu erhalten, damit es beim Anrücken von Árpáds Heere demselben bei Eroberung des Landes hülfreiche Hand biete, um von nun an Freud und Leid, Ruhm und Trauer mit der Schwesternation zu teilen.

Die Szekler haben im übrigen, ebenso wie die Eifischer, die Tugenden ihrer Vorfahren rein und unverfälscht erhalten. Sie sind ein rühriges, arbeitsames, sparsames, kluges, munteres,

---

[1] Dieser Becher ist eine Kokosnuss, die vom Alter vollkommen schwarz ist. Die Nuss ist in Silber gefasst und misst samt dem silbernen Untergestell 20 *cm* Höhe. Seine Beschreibung und Abbildung finden wir an der bezüglichen Stelle in *Orbáns* Werke: *A Székelyföld leirása* (Beschreibung des Szeklerlandes). Der Becher befindet sich heute noch im Besitze der laut Zeugnis der Szeklerchronik von Rabonbánen abstammenden Familie Sándor in Taplocza.

[2] Die Urteile wurden nicht weit von Budvár an der Stelle des Dorfes *Kénos* oder *Kínos* (dessen Bedeutung »peinlich, qualvoll. martervoll« ist) vollstreckt.

gastfreundliches und ihre Freiheit bis zur Abgötterei liebendes Völkchen, für die, wie die Geschichte bezeugt, Gut und Blut zu opfern sie nie zögerten.

Ansiedelung des Eifischthales durch eine Abteilung versprengter Hunnen. Einstige Unzugänglichkeit des Thales.

Aus den schon weiter oben angeführten Citaten Maltens und Marios wissen wir, dass Eifisch laut Uberlieferung des Volkes durch Hunnen, welche von der Hauptmacht abgeschnitten worden waren, und zwar von der Seite Italiens her bevölkert wurde. Aus der Geschichte aber, die uns den Zeitpunkt der Einwanderung ganz genau bezeichnet, wissen wir auch, dass diese Einwanderung in einer späteren Epoche vor sich ging, in einer Zeit, als das Hunnenreich schon längst zerfallen und hunnische Heeresabteilungen Italien schon längst nicht mehr heimgesucht hatten.

Ob eine Abteilung Hunnen im Jahre 451 auf dem Rückzuge aus Gallien oder aber im darauf folgenden Jahre auf dem Zuge gegen Rom,[1]) bei Gelegenheit irgend einer Rekognoscierung oder Fouragierung von der Hauptmacht abgetrennt, im Val Tournanche seine Rettung suchen musste, das ist für uns wohl einerlei. Interessanter ist es zu wissen, warum sich diese Geflüchteten, die sich wenigstens schon hundert Jahre in den südlichen Thälern der Penninischen Alpen, sei es nun im Val Tournanche oder in einem anderen, aufgehalten hatten, dann plötzlich den Kamm der Penninischen Alpen überschritten und ein nördlich von demselben gelegenes Thal, das Eifischthal, aufsuchten.

[1]) Bei dieser Gelegenheit kamen sie auch in die Nähe der Alpen: denn in Mailand verweilte Attila sogar mehrere Tage.

Die Besitznahme einiger südlicher Thäler des Wallis wird uns von der Geschichte in der gleichen Zeit gemeldet, wo sie der Kämpfe mit den Langobarden erwähnt, welche sich bekanntlich im Jahre 569 in ganz Oberitalien festsetzten und zu wiederholten Malen (in den Jahren 569, 574, 575, 579 und 595) über den Simplon und den Grossen St. Bernhardsberg in Wallis einfielen. Bei der grossen Umwälzung nun, welche die Langobarden durch ihre Einwanderung hervorgerufen hatten, mussten jene kleinen Hunnenkolonien ihre schon seit 120 bis 130 Jahren innegehabten Wohnsitze, gedrängt durch die Langobarden selbst oder durch die vor diesen flüchtenden Ligurier, verlassen und weiter nach dem Norden ziehen.

Eine zweite Einwanderung von Hunnen setzt die Geschichte in die Mitte des VIII. Jahrhunderts, als 730 und 746 die *Agarener* oder *Saracenen*, d. h. die *Mauren* Spaniens, den westlichen Teil des Wallis durchschwärmten, ja sogar ein ziemlich grosses Gebiet, darunter auch den St. Bernhardpass, stabil besetzt hielten.

Weil nun die Geschichte die Einwanderung der Hunnen im Wallis in zwei Epochen setzt, nämlich in jene, da die Langobarden sich in Italien festsetzten, und in jene, da die Mauren von Frankreich sich der Schweiz näherten, so ist es ganz logisch, wenn wir annehmen, dass die Hunnenkolonien der Visperthäler, [1]) des Eifisch- und Eringerthales deshalb, weil sie den Bewegungen der Langobarden auch früher am nächsten liegen mussten, in der ersten Periode, d. h. im VI. Jahrhundert, im Wallis eingewandert sind. Die Hunnenkolonien des Val d'Illiez und Val de Bagne aber mussten, weil sie sich auch jetzt im äussersten Westen des Wallis befinden, ihre früheren Schlupfwinkel vor dem Anrücken der Mauren verlassen und siedelten sich demnach offenbar in der zweiten Periode, d. h. im VIII. Jahrhundert, im Wallis an.

[1]) Man lasse sich ja nicht irreführen durch einige vermeintliche arabische Ortsnamen; sie sind es nicht.

Man darf aber deswegen nicht glauben, dass die Anzahl dieser Flüchtlinge viele Tausende betragen habe; denn die Bevölkerung dieser Thäler ist ziemlich schütter. Ob sie alle ein und derselben, von der Hauptmacht abgeschnittenen Abteilung angehörten, wer könnte das jetzt noch ergründen? Wahrscheinlich war dies der Fall, weil sie ehemals sowie heute noch in ziemlicher Nähe beieinander wohnten und noch wohnen.

Von den Hunnen wissen wir durch Ammianus Marcellinus und von den Ungarn durch Kaiser Leo den Weisen, dass dem Heer auf allen seinen Zügen, nebst den Familien auf Wagen, auch grosse Herden Vieh folgten, teils um den Kriegern Nahrung und zum Trunke Milch zu liefern, teils um ihre Zahl um so grösser erscheinen zu lassen. Es ist daher beinahe als gewiss anzunehmen, dass diese hunnischen Flüchtlinge ihre Familien, ja sogar ihre Herden bei sich hatten;[1]) denn es wird von allen Autoren, die wir aufzählten, einstimmig hervorgehoben, dass die Einwanderer des Eifischthales sich jahrhundertelang von dem übrigen Wallis abgeschlossen hielten und von einer Vermischung daher keine Rede sein kann. Ja, während von den Eifischern dies mit aller Bestimmtheit behauptet wird, sagt die Geschichte von den Mauren, welche sich im Entremontthale niedergelassen hatten, klar und deutlich, dass sie Weiber des Thales heirateten.[2])

Verschlossen, wie es der Eingang in das Eifischthal war, bis die Strasse nach Siders zu Ende des XVIII. Jahrhunderts in den Fels eingesprengt wurde, eignete sich dasselbe ganz vorzüglich zur Aufnahme einer Schar kriegerischer Flüchtlinge; und die Milch und das Fleisch ihrer Tiere, die sie mitgebracht

[1]) Die Schafe der Eifischer sind ganz verschieden von denen des übrigen Wallis; alle, die ich zu sehen bekam, hatten wie die siebenbürgischen Schafe feine, gekrauste, glänzende, schwarze Wolle, während die, welche ich anderwärts sah, viel grösser, zottig, braun oder weiss waren.

[2]) »Dès ce moment les Sarrasins montrèrent encore plus de hardiesse qu'auparavant, et l'on dut croire qu'ils étaient établis pour toujours dans le cœur de l'Europe. Non seulement ils épousèrent les femmes du pays, mais ils commencèrent à s'adonner à la culture des terres.« *Boccard*, S. 37.

hatten, genügte für ihren Lebensunterhalt und setzte sie in den Stand, jahrhundertelang jede Gemeinschaft mit dem Rhonethale missen zu können; nur mit Italien, dessen verborgene Thäler ihnen viele Jahrzehnte hindurch Schutz gewährt hatten, behielten sie Fühlung; von hier bezogen sie die ganze Zeit ihrer Abgeschiedenheit hindurch manche Lebensmittel und den erforderlichen Wein weiter.

Das kleine hunnische Völkchen lebte nun lange Zeit abgeschlossen und ohne jedwede Gemeinschaft mit dem übrigen Wallis in der grössten Einfachheit, wozu ihm die damalige Unzugänglichkeit des Thales nicht wenig behülflich war.

Schon aus der Beschreibung des Thales hat man ersehen können, dass der Verkehr mit dem Rhonethale vor Bahnung der Wege in den Pontis, also vor dem XVII. Jahrhundert, äusserst beschwerlich sein musste, noch früher aber, als nicht einmal die erst nach der Christianisierung angelegten Fusspfade vorhanden waren, dürfte ein Übergang in das Eifischthal von der Rhoneseite aus mit Lebensgefahr verbunden gewesen sein.

Östlich grenzt an das Eifischthal der *Illgraben*, von welchem aus eine Besteigung der beinahe senkrechten 2000 M. hohen Felswand absolut unmöglich ist; weiter südlich, wo der Illgraben aufhört, ist das *Turtman-* oder *Tourtemagnethal* das nächste Nachbarthal. Die beiden *Meidenpässe*, welche Eifisch und Turtman verbinden, sind höchst schwierig zu übersteigen; auch mit Fusseisen ausgerüstet, muss man sich oft gegenseitig halten und schwebt wiederholt in Lebensgefahr.

Die westlichen Nachbarthäler des Eifischthales sind das kurze, vom Rhonethale aus ebenfalls schwer zu erreichende *Reschythal* und weiter südlich das *Eringerthal* oder *Val d'Hérens*. Aus dem Thale giebt es mehrere Übergänge über die Bergkette ins Eifischthal, so den *Torrentpass* und weiter südlich von ihm den *Col de Bréona*. Die beste Passage ist jedenfalls die über den Torrentpass; sie ist zwar steil und hoch, heute jedoch schon selbst mit Maultieren zu begehen. Einst, vor Verbesserung dieser Wege, war der Übergang natürlich nicht so bequem;

übrigens war auch das Eringerthal von Hunnen bewohnt, somit von dieser Seite nichts zu fürchten.

Die leichteste Verbindung des Eifischthales mit der Aussenwelt war einst die mit Italien. Früher soll nämlich ein Pass aus dem Hintergrunde des Zinalthales nach *Zmutt* geführt haben, der sogar von Saumtieren benutzt werden konnte. An dessen Stelle senkt sich nun der *Hohwänggletscher*, der auch *Eifischbalmengletscher* heisst, gegen den *Zmuttgletscher* hinab.[1]) Ebenso soll ein Weg an der Nordseite des *Gabelhornes* über den *Triftgletscher* hinunter nach *Zermatt* geführt haben.[2]) Pfarrer Ruden

[1]) Der Gletscher, dieser Eisstrom, ändert manchmal, ebenso wie ein Wasserstrom, sein Bett. Der Grund hievon ist wohl der, dass der Firnschnee aus seiner Mulde irgendwo anderwärts einen leichteren Abfluss findet, wo dann ein neuer Gletscher entsteht, während der alte Gletscher keinen Nachschub mehr erhält und notwendigerweise verschwindet. Beispiele für das plötzliche Entstehen von Gletschern haben wir an der Blümlisalpe im Kanton Bern und dem Ferpècleglетscher im Wallis. Hier müssen wir zugleich auf eine sehr interessante Beobachtung aufmerksam machen. Nach den gesammelten Ergebnissen dieser Beobachtungen wird als feststehend angenommen, dass nach einer längeren Periode der Abnahme von 1840 bis in die Mitte der siebziger Jahre wieder eine Periode des Wachsens der Gletscher begonnen hat, welche sich z. B. beim Rhonegletscher zuerst durch eine Zunahme (des Innern, also) der Dicke kundgab. Diese Zunahme wird für das Jahr 1884 auf 40,000.000 m^3 berechnet, wovon etwa 100.000 m^3 Verlust durch die noch nicht ganz abgeschlossene Rückwärtsbewegung in der Länge in Abzug zu bringen sind. Der Rhonegletscher misst gegenwärtig ungefähr 22 km^2, nachdem er seit 1866 etwa $1^1/_2$ km^2 verloren hatte. Die jetzige Zunahme der Gletschermassen ist nun nicht etwa nur Zufall, ein auf gewisse Hochthäler beschränktes Ereignis, sondern findet ganz regelmässig und systematisch in der ganzen Alpenkette statt. Wird diese Periode des Anwachsens der Gletscher fortdauern? Haben frühere Perioden auch auf diese Weise begonnen? Was ist die Ursache dieser so merkwürdigen und für viele so wichtigen Naturerscheinung? Die Schweizer Gletscherkundigen haben auf diese Fragen noch keine Antwort und konnten bis jetzt nur die Thatsache selbst feststellen.

[2]) »Es ist beinahe gewiss«, sagt Ruden, »dass die ersten Bewohner von Zermatt nicht durch das Visperthal herein, sondern aus dem Eifisch-, Evolena- (Eringer) oder Aostathale über die Berge gekommen sind, um sich in dem Zermatt- oder Zmuttthale niederzulassen.« *Josef Ruden, Familienstatistik der Pfarrei von Zermatt. Ingelkohl,* 1870. S. 144.

von Zermatt, der am 29. August 1849 die Höhe des Triftgrates erklommen hatte, fand hier steile Felswände, die gegen den Zinalgletscher sich absenkten und dem Unternehmen ein Ziel setzten; doch fand er die Bruchstücke einer Leiter, ein Beweis, dass früher über diese Wände ein Weg hinuntergeführt habe. Vom Zmuttthale aus war die Verbindung mit dem Eifisch- und Evolenathale jedenfalls nicht besonders schwierig. Man sagt, dass die Eifischer mit ihren Saumtieren nordöstlich von der *Dent Blanche* (Steinbockhorn) hinübergingen und ins *Aostathal* fuhren, um Lebensmittel und Wein zu holen. Der Weg führte unter dem *Hörnli* hart am Felsen vorbei, wo man vor etlichen Jahren noch ein Stück gepflasterter Strasse will gesehen haben. Auch ist im Schönbühlberge eine Stelle, die jetzt noch die »*Eifischbalme*« heisst. [1])

Bei der uns nun bekannten vormaligen Beschwerlichkeit des Eindringens ins Thal darf es nicht im geringsten wundernehmen, dass die Eifischer jahrhundertelang jede Gemeinschaft mit dem Rhonethale abwehren konnten.

Umrisse der Geschichte des Wallis.

Bevor wir die Geschichte unseres Hunnen-Völkchens in seiner neuen Heimat erzählen, müssen wir notwendigerweise zuerst ins Rhonethal hinabsteigen und uns hier mit den Einrichtungen und der Geschichte des Wallis selbst bekannt machen.

Wallis war schon lange vor Christi Geburt von mehreren kleinen Völkerstämmen bewohnt. Die vorzüglichsten waren die

[1]) *Josef Ruden, Familienstatistik der Pfarrei Zermatt,* S. 144. — Die Benennung »Balme«, auch »Balma« oder »Barma«, findet man häufig in diesen Teilen der Alpen; es werden damit ein oder mehrere solche, aus der Seite eines Berges hervorspringende Felsen bezeichnet, die eine Art Schutzwehr oder Grotte bilden, wo im Sommer nicht selten das Vieh übernachtet.

Viberer, die *Seduner*, *Veragrer*, *Nantuaten*, die *Ardier*, *Tummener*, *Tilangier*, *Habilkonen*, *Daliternen*, *Ambronen* und *Gessaten*. Woher diese Völker kamen, weiss man nicht, doch hält man sie für Kelten.

Kaufleute, welche über den Pass des Jupiterberges (jetzt St. Bernhardsberg) an den Genfersee Waren brachten, führten Klage bei Julius Cäsar über die unmässigen Zölle, sogar auch über Raub, welchen die Bewohner des unteren Rhonethales verübten. Darum sandte Cäsar den *Sergius Galba* nach *Octodurus* (jetzt Martigny), welcher in einigen Gefechten die Seduner, Veragrer und Nantuaten besiegte und sich dann im Wallis festsetzte.

Das Schicksal der Walliser hing nun ganz von den Beherrschern ab: waren diese friedfertige und gerechte Männer, welche kluge und gute Landpfleger und Feldherren wählten, so hatten es auch die Unterthanen gut. Nach der Regierung des Kaisers Augustus hatten die römischen Unterthanen überhaupt, besonders aber die Christen, viel zu leiden. Am grausamsten wütete im Wallis *Maximianus*, welcher (im Jahre 302) zwischen Octodurus (Martigny) und Agaunum (St. Maurice) eine seiner Legionen, von ihrem Vaterlande die *thebaische* genannt, niederhauen liess, weil sie die Christen nicht verfolgen, noch auch den römischen Göttern opfern wollte.

In den Jahren 349—351 finden wir den heiligen *Theodor*[1]) als ersten bleibenden Bischof von Wallis zu *Agaunum* (jetzt St. Maurice), welcher die Christianisierung im Wallis vollendete.

Die Römerherrschaft währte bis 460. Da kamen die Einfälle der nördlichen Völker: der *Sueben*, *Alemannen*, *Vandalen*. Unter diesen waren die Vandalen die grausamsten; sie nahmen Sion ein und verwüsteten ganz Wallis. Von den Hunnen dürfte Wallis weniger zu leiden gehabt haben als die nördlichen und westlichen Teile Helvetiens.

Die alten Einwohner waren nun sehr vermindert; im Ober-Wallis wurden sie durch die *Alemannen* verdrängt, die diese

[1]) Es ist dies nicht der Landespatron des Wallis. Es gab daselbst zwei Bischöfe und Heilige dieses Namens und als dritten den eigentlichen Theodûle.

Gegend noch heute innehaben; Unter-Wallis besetzten die *Burgunder*, deren Macht sich jedoch auf ganz Wallis erstreckte. Doch schon im Jahre 535 kommt Wallis mit dem übrigen Helvetien unter die Herrschaft der *Franken*. Blutige Kämpfe gegen die *Langobarden*, welche sich 569 in Italien niedergelassen hatten und über den Simplon und St. Bernhard in Wallis wiederholt (in den Jahren 569, 574, 575, 579 und 595) eingefallen waren, dann die Kämpfe gegen die *Saracenen*, d. i. die Araber Spaniens, (in den Jahren 730 und 746) und wohlthätige Anordnungen Kaiser *Karls des Grossen* füllen die nächsten Jahrhunderte. Nach der Legende des heiligen Carolus soll Kaiser Karl der Grosse im Jahre 802 oder 805 dem damaligen Bischofe *Aletheus* die Grafschaft und Präfektur samt dem ganzen Gebiet von Sion geschenkt und zum Zeichen der weltlichen Oberherrlichkeit ihm das zweischneidige Schwert verehrt haben, welche Schenkung unter dem Namen der »*Carolina*« bekannt ist.

Nach Auflösung des karolingischen Reiches (im Jahre 888) kam Wallis an *Rudolf von Strättlingen*, welchem sein Vater Konrad schon im Jahre 882 den Titel »*Graf von Wallis*« verliehen hatte, und der sich nun als transjuranischer König Rudolf I. zu St. Maurice krönen liess. Dieses Wagestück erbitterte den deutschen Kaiser *Arnulph*, welcher nun mit zahlreichem Kriegsvolk aus Italien und Deutschland gegen Wallis rückte und (893) einen jahrelangen Krieg mit Rudolf begann. Aber die Walliser schlugen sich an der Seite ihres neuen Königs tapfer und heldenmütig mit den Feinden. Wohlthätig war die Regierung seines Sohnes und Nachfolgers *Rudolfs II.*, besonders aber der Gattin des letzteren, der legendenhaften *Bertha*. Nun hatte man wieder harte Kämpfe mit den *Ungarn* und *Arabern* aufzunehmen, welch letztere sich des St. Bernhardspasses und der Pforte von St. Maurice bemächtigten und dieselbe durch eine Reihe von Jahren besetzt behielten.

Bei dem Aussterben des Hauses Rudolfs ging Wallis an die deutschen Kaiser über, wurde aber von Konrad dem Salier im Jahre 1035 an den Grafen *Humbert »mit der weissen Hand«*,

aus dem Hause *Savoyen*, abgetreten. Später ward Wallis durch Kaiser *Friedrich I., den Rotbart*, den Grafen von Savoyen weggenommen und dem Hause *Zähringen* verliehen. *Berthold V.* von Zähringen zog mit Kaiser Friedrich dem Rotbart 1189 nach Syrien, wo die Eroberungssucht Streit unter ihnen erweckte. Darum entzog Heinrich VI., der in Abwesenheit seines Vaters Friedrich regierte, dem Herzoge Berthold die Statthalterschaft von Wallis mit allen Hoheitsrechten, erklärte dasselbe zu einem unmittelbaren Fürstentume und gab es dem damaligen Bischofe von Sion, *Wilhelm I.*, mit dem Beisatze, dass die Bischöfe von Sion das Bistum in Zukunft als ein unmittelbares Lehen aus des Kaisers Hand empfangen sollten, wie sie es seit einiger Zeit aus den Händen der Grafen von Savoyen empfangen hatten.

Neben der Macht des Bischofs hatte sich auch die des hohen Adels ausgebildet. Fortwährende Streitigkeiten mit dem Bistum und Bedrückung des Volkes waren die Folgen derselben. »*Patrioten*«, welche die Unabhängigkeit des Walliser Landes völlig zu erkämpfen strebten, standen deshalb mit jenen mächtigen Herren, vom Jahre 1218 angefangen, in fortwährendem Streit. Die *vom Turm (De la Tour)*, die neben ihren Knechten nicht gerne freie Leute sahen, riefen demnach 1318 ihre Freunde aus dem Oberwallis zu Hülfe. Diese zogen über die *Gemmi* (ein Pass) nach *Leuk*, wo die Patrioten sich gesammelt hatten. Diese, von der Gefahr unterrichtet, fielen dem Feind in den Rücken und trieben ihn in wütendem Anlaufe vor sich her bis an die Rhone, wo er teils erschlagen, teils in die Fluten gejagt wurde, so dass nur wenige heimkehren und das Unheil verkünden konnten. Dieses Schlachtfeld heisst heute noch die »*Seufzermatte*«. Darauf folgten neue Fehden der Herren *vom Turm-Gestelnburg (Tour-Chatillon)*, Kriege gegen die Grafen *Amadeus VI.* und seinen Nachfolger *Amadeus VII.* von Savoyen. Nachdem Savoyen lange genug und vergeblich gegen die hartnäckig verteidigte Freiheit des Wallis Krieg geführt hatte, in welchem wir den markigsten Charakterzügen entschlossener Alpenhirten wider ein eisenbepanzertes Rittertum begegnen,

kam das Land mit den gefährlichsten Feinden und dessen Verbündeten wieder zum Frieden.

Nach dem Sturze des Hauses vom Turm-Gestelnburg waren die *Freiherren von Raron* bei weitem das gewaltigste Haus im Wallis. Besonders war es der Landshauptmann *Witschard*, der Sohn Peters von Raron, welcher das Volk durch verübte Unzukömmlichkeiten und Gewaltthaten erbitterte und den Bürgerkrieg heraufbeschwor. Eine Volksfeme, die »*Mazze*« genannt, entstand.[1]) Witschard, der auch das Bürgerrecht von Bern besass, wandte sich um Hülfe an dieses, und nur mit harter Mühe gelang es den vermittelnden Kantonen, den Frieden zwischen Wallis und Bern herzustellen.

Während das Bistum unter dem Bischof *Walter von Supersaxo* stand (1451—1482), brachen die Savoyer neuerdings im Wallis ein, wurden jedoch von den durch Zuzüge von Bernern und Solothurnern verstärkten Wallisern bei *La Planta* in der Nähe von Sion geschlagen. Die Folgen dieses Sieges waren ewiges Bündnis mit Bern, Bund der sieben oberen Zehnen mit dem Bistum und die Unterwerfung von Unterwallis im Jahre 1477.

Grosse Verlegenheiten bereitete dem Lande die Parteigängerpolitik des ehrsüchtigen Kardinals *Matthäus Schinner*, (1499 bis 1522), eines gebornen Wallisers aus Ernen. Er bot seine Dienste bald diesem, bald jenem Regenten an; jetzt hielt er es mit Frankreich, um gleich darauf wieder mit dem Herzoge von Mailand *gegen* Frankreich zu unterhandeln; dann wieder hielt er es mit Deutschland, dem Papste u. s. w., und so brachte er denn das für die Schweizer so verderbliche schmachvolle »*Reis-*

[1]) *Mazza* ist ein italienisches Wort und bedeutet einen Knüttel, eine hölzerne Keule. Indem man eine solche Keule vor die Thüre des gehassten Mannes legte, war sie das Losungszeichen des Aufruhrs gegen dessen Macht und Ansehen. Daher »*mazzen*«, d. h. herausfordern zum Tode oder zur Verbannung, ein den Wallisern seit uralten Zeiten ausschliesslich eigentümliches Wort, wovon die ältere Geschichte nur zu traurige Beispiele zu erzählen weiss. Simler nennt die »Mazza« eine skythische Sitte.

laufen« (faire le mercennaire), das sich Verdingen an fremde Mächte, so recht in Schwung.[1])

Diesen Verlegenheiten folgte der durch die Reformation herbeigeführte Parteikampf zwischen Katholiken und den Anhängern der Reformation, welche aber mit der Wiederbekehrung oder Auswanderung der letzteren einen glücklichen Abschluss fand.

Im Jahre 1579 tritt Wallis als ewiger Bundesgenosse in die Eidgenossenschaft.

Nach beigelegtem Religionskampfe beginnt der politische, dessen Zweck war, den Bischof seiner weltlichen Herrschaft zu entheben und das Land als eine freie Republik zu behaupten. Als Bischof *Hildebrand von Riedmatten* gestorben und seine Stelle noch nicht besetzt war, entsagte im Jahre 1613 das Domkapitel der Carolina, d. i. der Schenkung Karls des Grossen, auf Grund deren der Bischof die Souveränitätsrechte ausübte. Aber schon zwei Jahre später nahm es seine Erklärung zurück und nennt seine Entsagung übereilt, bis endlich am 9. Januar 1634 Bischof *Hildebrand Jost* dem Hoheitsrechte endgültig entsagte.

Der ruhigste Zeitabschnitt in der Geschichte des Wallis war die Periode von 1640—1790. Da zog die französische Staatsumwälzung auch Wallis in seine Wirbelstürme, und es entstanden nun die beiden Staaten der *Rhodanischen* und *Sarine-Broye-Republiken*. Als die Franzosen im Wallis einmarschierten, wurden sie von den Unterwallisern als Freunde begrüsst, während die Oberwalliser gegen sie die Waffen ergriffen, aber nach blutigen Kämpfen unterlagen. Die Rhodanische Republik, zu welcher Wallis gehörte, wurde nun der unteilbaren *helvetischen*

[1]) »Der Galeaz (Galeazzo Sforza, Herzog von Mailand) zahlt gut,« sagte der eine; »der König (von Frankreich) nicht minder,« hiess es von anderer Seite: »auch der (deutsche) Kaiser geizt nicht mit dem Gelde,« hörte man von einem Dritten sagen. Und so verdingten sie sich an die fremden Höfe und vergossen ihr Blut in deren Interesse, Bruder gegen Bruder, Landsmann gegen Landsmann. Und mit diesem Blute geizte wahrhaftig keiner dieser hohen Herren; war es doch nicht ihr eigenes, und das Geld, welches sie dafür bezahlten, war das ihrer Unterthanen, die es hergeben mussten, wenn und wann es der mächtige Wille heischte.

Republik einverleibt. Mitte Mai 1800 zog *Napoleon Bonaparte* als erster Konsul an der Spitze von 30,000 Mann, von Lausanne kommend, über den Grossen St. Bernhard gegen Marengo. Im Jahre 1802 von der helvetischen Republik getrennt, entstand die *Walliser Republik*, welche dann Bonapartes Dekret vom 12. Oktober 1810 wieder auflöste und als *Département du Simplon* dem französischen Kaiserreiche einverleibte. Der Sturz Bonapartes gab auch Wallis seine Freiheit wieder, welches nun ein Glied der Eidgenossenschaft wurde. Im Jahre 1847 lehnte sich jedoch Wallis als *Sonderbundskanton* gegen die Tagsatzung auf. Nach Unterdrückung des Sonderbundes wurde die Verfassung dem Wunsche der Unterwalliser gemäss einer Revision auf liberaler Grundlage unterzogen, die Jesuiten ausgewiesen und ein nicht unbeträchtlicher Teil der geistlichen Güter zur Tilgung der Kriegskosten eingezogen.

Nach dieser notwendigen kleinen Abweichung können wir zu unserem Hunnen-Völkchen, den Eifischern, zurückkehren.

Legende von der Bekehrung der Eifischer zum Christentum.

Es sollen, dies ist die allgemeine Überzeugung, so manche Bischöfe von Sion versucht haben, dem Eifischer Hunnen-Völkchen den christlichen Glauben predigen zu lassen; alle Versuche scheiterten jedoch einerseits, so meint Bourrit, an den Bedenken der Prälaten wegen Belassung der politischen Freiheit des Volkes, anderseits aber an der Hartnäckigkeit, mit welcher dieses letztere seine Freiheit zu behaupten entschlossen war.

Es hat sich die liebliche Legende der Bekehrung der Eifischer erhalten; jedoch finden wir in derselben einen bedeutenden Anachronismus, insoferne sie einem *Witschard von Raron*

zugeschrieben wird. Die Familie Raron stammte aus einem uralten rätischen Adelsgeschlechte normannischer Abkunft, das auch *von Thusis* (in Rätien) benannt wurde. Wegen ihrer normannischen Abstammung mögen sie auch gerne die Namen der normannischen Fürsten getragen haben; denn wir finden unter den Rarons mehrere *Wilhelm* und *Guiscard*, im Wallis *Witschard* oder *Widschard* genannt. Aber im Wallis gelangte diese Familie erst nach dem Sturze der Herren vom Turm-Gestelnburg zu Macht und Einfluss; und jener Witschard, dem man das Werk der Christianisierung zuschreiben könnte, und von dem Müller in seiner Schweizer Geschichte sagt, dass er »aus angeborenem Stolz wider alle Volksmacht bitteren Hass im Herzen trug«, lebte zu Ende des XIV. und Anfang des XV. Jahrhunderts, also, wie wir weiter unten sehen werden, zu einer Zeit, als die Eifischer schon längst Christen waren.[1]) Aber vernehmen wir vor allem andern diese schöne Legende,[2]) denn mit ihr treten die Eifischer aus dem Dunkel ihrer Abgeschlossenheit mit der übrigen Welt wieder in Berührung. Wir lassen nun die liebliche Legende folgen.

Sion war längst schon Sitz der Bischöfe, und das ganze

[1]) Dieser Anachronismus ist gewiss auf dieselbe Weise entstanden wie alle andern, wo der Name des Veranlassers eines historischen Ereignisses in Vergessenheit geraten ist. In solchen Fällen pflegt man dann das Geschehene einer solchen Person zuzuschreiben, zu deren Charakter sie am besten passt. War es eine Gewaltthat, so wird sie gewiss jenem aufgebürdet, der als der Gewaltthätigste bekannt ist; war es eine edle, gerechte Handlung, so wird sie gewiss dem Gerechtesten zugeschrieben. Auf diese Weise mag nun auch unser als gewaltthätig bekannter Witschard mit dieser Legende in Beziehung gebracht worden sein.

[2]) Diese Legende erschien im Druck zuerst im Jahre 1847 in einem mir bisher unbekannten deutschen Buche und wurde später ins Französische übersetzt. Das Manuskript dieser Übersetzung habe ich vom vormaligen Herrn Pfarrer in Vissoie erhalten; es trägt die Überschrift: *Le baron et le nain missionnaires, ou conversion de la Vallée d'Anniviers au Christianisme. (Traduction libre de l'allemand.)* Seither ist diese Legende auch französisch im Drucke erschienen und zwar in dem Werke von *Mario ***: Un vieux pays. Croquis valaisans. Lausanne,* 1889. S. 167—192.

Wallis bekannte sich bereits zur christlichen Religion, als die störrischen Bewohner des Eifischthales noch immer ihren Götzen opferten. Durch ihre Berge von der ganzen Welt abgeschlossen, gebrach es ihnen dennoch an nichts, was die Welt bieten kann. Der Ertrag ihrer Gründe und ihre Herden befriedigten all ihre Bedürfnisse. Nur ein einziger Gegenstand mangelte ihnen ganz und gar, nämlich Salz, von dem auf ihrem Gebiete auch nicht eine Spur vorhanden ist. Um sich daher Salz zu verschaffen, drangen sie von Zeit zu Zeit hinunter in die Ebene und forderten dasselbe von den dortigen Einwohnern als Abgabe, waren aber auch bereit, dasselbe mit den Waffen in der Hand zu erzwingen, wenn man es ihnen nicht gutwillig verabreichen würde. Und so waren sie denn der Schrecken und die Plage ihrer christlichen Nachbarn.

Die Bischöfe von Sion sandten von Zeit zu Zeit Missionäre zu ihnen, um sie zu bekehren; doch keiner von diesen kehrte je wieder zurück, und ihre Mission endete jedenfalls entweder unter dem Messer der heidnischen Priester oder in den Fluten des Navisence-Baches.

Da erschien einst der mächtige Baron Witschard von Raron in grösster Feierlichkeit vor dem Hauptaltare des Domes zu Sion und that, gleich einem neuen Kreuzfahrer, dem Bischofe das Gelübde, dass bis zu dem Zeitpunkte, wo er die Eifischer Heiden entweder mit Feuer und Schwert ausgerottet oder aber bekehrt und reuevoll vor die Füsse des Bischofs geführt habe, kein Rasiermesser sein Angesicht berühren solle.

Man muss jedoch wissen, dass der Eingang des gegenüber von Siders mündenden und von dem aus den Gletschern entspringenden Wildbache der Navisence durchströmten, sieben Stunden langen Thales eine derartig enge Felsschlucht ist, dass sie kaum dem Bache als Bett genügt, und dass ihre Wände zu beiden Seiten steile und so mächtige Felsen bilden, dass sie in den Himmel zu reichen scheinen.

Ein besonders trockener Sommer schien dem Baron zur Ausführung seines Vorhabens günstig. Das Wasser des Navi-

sence-Baches schwand nämlich dermassen, dass man, in seinem Bette von Fels zu Fels kletternd, einen schmalen Pfad hatte, auf welchem man durch die enge Schlucht mühsam ins Thal gelangen konnte. Man konnte demnach Leitern und dergleichen Hülfsmittel missen, welche den Walliser Kreuzzüglern bei ihrem Unternehmen nur hinderlich gewesen wären.

Der Baron säumte nicht mit der Ausführung seines Planes; in der Nacht von Mariae Himmelfahrt drang er in aller Stille mit dreihundert seiner Unterthanen in die Schlucht. Langsam und unter ausserordentlichen Schwierigkeiten kletterten sie von Fels zu Fels vorwärts. Aber kaum war der an der Spitze seiner Leute vorankletternde Baron an dem Eingang des geheimnisvollen Thales angelangt und auf einer kleinen Wiese stillgestanden, wo sich die einzeln nacheinander aus der Schlucht herauskommenden Mannen um seine entfaltete Fahne hätten scharen sollen, als nicht weit von ihnen ein grosser Hund wütend zu bellen und zu heulen begann. Gleich darauf erschallte ein mächtiges Berghorn, welches das Echo der Berge weckte, und es währte nicht eine halbe Stunde, so sah man auf allen Höhen Feuersäulen aufsteigen, deren Menge die Walliser nicht einmal zu zählen vermochten.[1])

Aus der Anzahl der Feuer konnten die Walliser leicht schliessen, dass der Feind weit stärker sei als sie selbst; und ob-

[1]) Das Signalisieren durch Feuerbrände war bei den Hunnen und Ungarn ein allseits verwendetes Mittel. Die Burgen Siebenbürgens sind alle so gebaut, dass man die eine von der andern aus sehen kann: wo aber die Aussicht durch einen dazwischen stehenden Berg, der zum Bau einer Burg nicht geeignet war, gehemmt war, da signalisierte man von diesem Berge, was so manche Ortsnamen ausser Zweifel setzen. So giebt es am Fusse des Bekecsberges im Marosszéker Gebiete einen Platz, den man «*várlátó*» (Burgseher) nennt, von wo aus man die Burg von Görgény sehen kann, und wo der Überlieferung zufolge stets ein Posten stand, der das Signalfeuer der genannten Burg weiterzugeben hatte. Auch in den gebirgigen Teilen des eigentlichen Ungarn finden wir bei der Anlage der Burgen diesen Grundsatz beobachtet: in der Ebene aber mag gerade ein grosser Teil jener Hügel, die man Kumanier-Hügel nennt und die sich von der westlichen Grenze Ungarns bis an das Kaspische Meer erstrecken, seinen Ursprung eben nur diesem Zwecke verdanken.

zwar der Baron ein sehr tapferer Mann war, so wollte er doch nicht tollkühn vorgehen, sondern ordnete nach kurzem Kriegsrate den Rückzug an, war aber gleich dem Befehlshaber eines verunglückten Schiffes entschlossen, beim Rückzuge der letzte zu sein.

Bevor er auf den ersten Felsabstufungen der Schlucht abwärts stieg, warf er noch einmal einen Blick nach rückwärts und erkannte, dass er keinen Augenblick mehr zu verlieren habe. Hundert und hundert brennende Fackeln tanzten gleich Irrwischen an den Bergwänden hin und her, und ein Brausen, zuerst undeutlich und fern, dann deutlicher und immer näher und näher, schlug an seine Ohren. Immerhin glaubte er, vorläufig nichts weiter fürchten zu müssen als die Beschwerlichkeit des Hinabkletterns im Bette der Navisence. Aber die Heiden hatten auf das erste Alarmsignal alle die Wasserleitungsschleusen geschlossen, durch welche sie das Wasser des Baches auf ihre Wiesen rieseln liessen, und so stürzte sich denn die Navisence mit ihrer ganzen Macht auf die in Sicherheit sich wähnenden Feinde. Der Baron und seine Unterthanen hatten kaum noch zwei Drittel der Schlucht zurückgelegt, als das plötzlich angeschwollene Wasser sich gleich einem wütenden Löwen auf sie stürzte. Man musste vor ihm beiseite springen und sich, so gut es eben ging, an Felsen und hervorstehende Sträuche klammern, und zwar um so flinker, als die Heiden Felstrümmer und Holzklötze in den Wildbach geworfen hatten, welche die wütende Flut ihrerseits auf die kühnen Eindringlinge wälzte. Zum Glück für sie schien das Mondlicht eben in die wilde Schlucht, und so konnten sich wunderbarerweise beinahe alle retten. Vor der Frühmesse war der Baron bereits wieder nach Siders zurückgekehrt, sich schämend der Schlappe und des Verlustes seines Banners. Einige waghalsige Hirten kletterten dann in der Schlucht hinauf bis zu jener Stelle, wo die Kreuzzügler durch die Heiden auf eine so schmachvolle Weise getauft worden waren und fanden da das Banner samt einem Haufen weggeworfener Hellebarden, Helme und Schilder.

Des andern Tags gab der Herr von Raron ein grosses Gastmahl, während dessen er das Missgeschick seiner Expedition nach Zulässigkeit erzählte und sich dabei bestrebte, es, so weit als möglich, spasshaft erscheinen zu lassen, während er seinen und seiner Unterthanen Kummer in den ausgesuchtesten Walliser Weinen zu ersäufen trachtete.

Da schleppte sich ein armer, krüppelhafter Zwerg, der, in einen Winkel zurückgezogen, an den Abfällen der Tafel seines Herrn nagte und aus diesem erzwungenen Lachen den grimmigsten Ärger las, zum Lehnstuhl des Barons und, sich tief verneigend, sagte er zu ihm folgendes:

»Gnädiger Herr, ich gehe mit Gottes Hülfe allein, jenes Thal zu erobern, wenn Ihr mir nur jenes schöne Evangelium mit den Bildern und goldenen Buchstaben zu geben gewillt seid, das Ihr in den vergangenen Weihnachten von seiner Eminenz dem Herrn Bischof erhalten habt.«

Schallendes Gelächter antwortete dieser Bitte, aber der Baron gebot Schweigen und, sich gegen den Zwerg wendend, fragte er ihn:

»Und wie wirst du dies bewerkstelligen, Freund *Zacheo*?«

»Ich kann Euch, gnädiger Herr, nur so viel sagen,« antwortete der Zwerg, »dass ich so gut lesen kann wie ein Benediktiner-Mönch, dass mich die Heiden da oben im Thale nur als ein Ding ansehen, nicht aber als einen Menschen, und dass ich ausserdem ihre Sprache ebenso gut spreche, wie sie selbst.«

»Wie, du bist ihrer Sprache kundig, die doch niemand versteht?«

»Ja, gnädiger Herr. Als diese Heiden vor etwa zwanzig Jahren in Siders einfielen, um ihr Salz zu fordern, was besser gewesen wäre, ihnen freiwillig zu schicken, schleppte mich einer dieser Wilden, indem er mich offenbar für einen Sack Salz hielt, zum Häuptling seines Volkes, der mich als ein sonderbares Tier drei Jahre bei sich behielt, bis es mir endlich gelang, zu entwischen und nach Hause zu meiner armen Mutter zurückzukehren. Genug an dem, gnädiger Herr, gebt mir das Evangelium-Buch und lasst Euer Rasiermesser nicht verrosten.«

Der Baron willigte in sein Verlangen. Zacheo nahm das in einem geschnitzten Kästchen aufbewahrte Buch zu sich, küsste es, wickelte es sorgsam in seine Schärpe, die er als der Zwerg des freiherrlichen Hauses trug, und zog sich dann mit demselben in seine Hütte zurück, wo er die ganze Nacht mit Beten verbrachte. Bei Tagesanbruch nahm der kleine Apostel, nachdem er vorher den Segen seiner Mutter entgegengenommen, das Evangelium auf seinen Arm und machte sich daran, den Weg aufwärts in dem nun wieder beinahe ganz ausgetrockneten Bette der Navisence zu unternehmen. An den steilsten Stellen der Schlucht schob er das kostbare Buch voraus auf den Fels, welchen er dann selbst erkletterte, wie er eben konnte. In seinem Pilgersacke hatte er noch einige, vom Abendessen des Barons übriggebliebene Bissen, mit welchen er von Zeit zu Zeit seine erschöpften Kräfte belebte.

Auf diese Weise gelangte er gegen Abend in die Thalsohle. Der daselbst aufgestellte Wächter empfing ihn als alten Bekannten, gab ihm Milch und führte ihn dann vor den allgemeinen Rat, welcher auf Grund des Einfalles der Walliser eine ausserordentliche Sitzung hielt, um über die für das Thal zu treffenden Sicherheitsmassregeln zu beratschlagen. Jedermann freute sich über die Rückkehr des Zwerges, dessen Hässlichkeit während der siebzehnjährigen Abwesenheit nur noch drolliger geworden war; und als er erzählte, auf welche Weise die Flut auf Witschard und seine Leute sich ergossen hatte und wie sie in der grössten Unordnung nach Hause gelangten, da erscholl in der Versammlung ein nicht endenwollendes Gelächter, wie ein solches in diesen Bergen noch nicht gehört worden war.

Der alte, blinde Häuptling jedoch, der, auf einem erhabeneren Felsblocke sitzend, im Rate den Vorsitz führte, war weit entfernt, die allgemeine Heiterkeit zu teilen, sondern blieb düster und ernst. Er wies die Lachenden zurecht und erklärte, dass der Zwerg dem alten Gebrauch gemäss, wie jeder andere, der sich in das Thal eindränge, in die Klüfte des Weisshorn-Gletschers geworfen und dem Riesen des Gletschers geopfert werden müsse.

Zacheo, ohne sich auch nur im geringsten um dieses Urteil zu bekümmern, enthüllte seinen Schatz. Tobender Ausruf erscholl im Kreise, als er den von Edelsteinen strahlenden Deckel und das mit schönen roten, blauen, grünen und goldenen Verzierungen geschmückte prächtige Titelblatt des Buches zeigte, und die Mitglieder des Rates sagten sich schon mit lauter Stimme, dass man denjenigen nicht töten dürfe, der ihnen ein so schönes Buch bringe.

Aber der alte Häuptling, so blind er war, sah ungeachtet dessen weiter als die übrigen mit ihren beiden Augen und wiederholte in entschlossenem Tone:

»Als man den Zwerg hieher brachte, liess ich ihn nicht töten; ich ernährte ihn mit meinen Hunden; aber jetzt, wo er selbst hergekommen ist, muss er nach dem Glauben unserer Väter sterben. Sein Blut möge auf ihn selbst zurückfallen!«

Als die Dinge eine so ernste Wendung zu nehmen begannen, entschloss sich Zacheo, den Alten bei der einzigen schwachen Seite zu fassen, welche er schon kannte, und sich gegen ihn wendend, sprach er:

»Meister, ich habe nicht mehr Recht, am Leben zu bleiben, als jene Walliser, die Ihr dem Riesen des Gletschers geopfert habt; aber in diesem schönen Buche, dessen Bilder Ihr nicht sehen könnt, sind auch Geschichten aus den alten Zeiten enthalten, und wenn Ihr erlaubt, werde ich eine Seite vorlesen.«

Und ohne die Antwort abzuwarten, begann der kleine Apostel das eilfte Kapitel des Buches Johannis mit klangvoller und angenehmer Stimme zu lesen, mit einer Langsamkeit, die ihm notwendig war, um den geheiligten Text während des Lesens in die Sprache der Heiden zu übersetzen.

Die Vorlesung hatte einen tiefen Eindruck auf den alten Häuptling gemacht. Er war besänftigt und begnadigte Zacheo, bis er das ganze Buch vor der Versammlung an den hiezu anberaumten Tagen vorgelesen haben würde. Es ist begreiflich, dass der Zwerg mit dem Lesen sich nicht beeilte, teils um sein Leben zu verlängern, teils um die Bekehrung der Heiden

durchzuführen, die ihm weit mehr am Herzen lag als sein trauriges Dasein. Er hatte noch nicht einmal das Evangelium des Matthäus beendet, als er bemüssigt war, wegen des eingetretenen Winters die Vorlesungen einzustellen, weil der Schnee eine derartige Höhe erreicht hatte, dass es den in ihren zerstreut liegenden Hütten wohnenden Heiden unmöglich war, sich regelmässig zu versammeln.

Er verblieb daher unter dem gastfreundlichen Dache des Barden, den der Häuptling beauftragt hatte, aus den schönsten Stücken des göttlichen Buches einige Lieder zu verfertigen. Dieser Befehl stimmte ganz zu den Plänen des kleinen Bekehrers, und er unterstützte bei dieser Arbeit seinen Wirt so kräftig, dass zu Beginn des Frühjahres bereits eine ganze Serie von heiligen Liedern aus der Geschichte unseres Herrn von der Krippe zu Bethlehem angefangen bis zur Himmelfahrt vorlag. Davon aber wollte Zacheo durchaus nichts wissen, dass er den Barden lesen und die Geschichten des schönen Buches selbst erklären lehre. Nachdem der Sommer wieder gekommen war, nahm der Zwerg seine Vorlesungen neuerdings auf und las die übrigen drei Evangelien vor, während dessen der Barde mit seinen neuen Gesängen von Alpe zu Alpe wanderte und sie dem unter irgend einem Tannenbaume versammelten, ihm aufmerksam lauschenden Volke, Männern, Weibern und Kindern, vortrug.

Wie es stets zu geschehen pflegt, bekundete das Wort Gottes auch jetzt seine Kraft und sein Leben. In den Herzen aller war eine gewisse Bewegung vorhanden, welche nur eines äusseren Antriebes bedurfte, um die erfreulichste Wirkung hervorzubringen. Auch der alte Häuptling verspürte in seinem Herzen eine eigentümliche Unruhe; aber anstatt in dieser die Wirkung der gehörten Vorlesungen und Gesänge zu erkennen, schrieb er dieselbe dem Umstande zu, dass er seiner Pflicht entgegen den Fremden so lange am Leben gelassen und dass er dem Riesen des Gletschers das ihm gebührende Opfer so lange vorenthalten habe. Kaum also, dass der Zwerg das letzte Blatt beendet hatte, liess er ihm das Buch um den Hals binden und

befahl, dass man ihn in eine der Gletscherklüfte werfe. Der Befehl war so entschieden und unwiderruflich, dass man ihn diesmal unbedingt vollziehen musste.

Der arme Zacheo, neuerdings gebeugt unter der Last des ihm um den Hals gebundenen dicken Buches, ging wankenden Schrittes vorwärts, gefolgt von seiner Begleitung, dem Gletscher zu, welcher noch mehr als eine Stunde entfernt war und sein Grab werden sollte. Anstatt aber niedergeschlagen zu sein, war er fröhlich und sprach unbefangen mit seinen Begleitern von seiner Freude und seinen Hoffnungen. Je weiter sie kamen, desto mehr wuchs die Menge der Hirten an, die von allerwärts herbeikamen, um ihn noch einmal zu sehen.

Sei es, um ein wenig zu rasten, oder aber, um auch noch die letzten übrigen Minuten zu seiner heiligen Unternehmung auszunützen, setzte er sich von Zeit zu Zeit auf irgend einen Felsblock und mit kurzen, aber kraftvollen Ermahnungen verkündete er seinen Begleitern jenen einzigen Namen, den Namen dessen, der zur Erlösung der Menschheit gesendet worden, den Namen des gekreuzigten, auferstandenen und in den Himmel emporgestiegenen Gott-Menschen, der in ihm den Mut aufrecht erhalten hatte und ihn nun zur ewigen Freude erwarte.

Zacheo konnte auf dem Angesichte aller das Mitleid lesen, welches sein Schicksal hervorrief. Inzwischen näherte man sich dem Weisshorn. Schon war das dumpfe Getöse aus seinen azurfarbenen Seiten zu vernehmen, ärger, als man dies je gehört, als forderte der Riese, im höchsten Grade ergrimmt, das verspätete Opfer.

Man drängte daher den Verurteilten vorwärts und warf ihn oder liess ihn vielmehr aus Bedauern in eine ganz neu entstandene Eiskluft gleiten. Der Berges-Gott schien das Opfer mit noch erschrecklicherem Getöse zu empfangen, und die Volksmenge enteilte schleunigst, um nicht zugleich mit dem Zwerge von dem erbosten Riesen verschlungen zu werden.

Da aber jener Eisspalt sich eben erst in dem Augenblicke gebildet hatte, als man das Getöse vernahm, welches die Voll-

ziehung des Todesurteils beschleunigt hatte, so war der Spalt noch nicht sehr breit und verengte sich schon in ganz geringer Tiefe, und der Zwerg sass oder hing vielmehr über der Tiefe, hinlänglich bequem, um überlegen zu können, was er nun beginnen solle. Hinaufgelangen konnte er nicht, weil er eben keine Flügel hatte. Er empfahl also Gott seine Seele und sank in dem Masse, als der Spalt sich immer mehr und mehr erweiterte, allmählich tiefer und tiefer.[1])

Das Buch, welches man ihm um den Hals gebunden hatte, wurde ihm immer beschwerlicher und unbequemer; aber eher hätte er seinem Leben entsagt, als auf dieses Evangelium verzichtet. Erschöpft und beinahe ganz erstarrt, gelangte er endlich an das unterste Ende des Spaltes und dann in einen leeren Raum, den das Wasser des Gletschers ausgehöhlt hatte. Seinen Schatz unter dem Arme, kroch er nun, dem Laufe des Wassers folgend, auf den Knien bis zu dem Gewölbe, welches dem Wasser als Abfluss dient und sich im Sommer bei den meisten der Gletscher an ihrer Grenze zu bilden pflegt.[2])

Der Zwerg war nun wieder im Freien. Wenn Zacheo nur für seine Person zu sorgen gehabt hätte, so wäre es ihm leicht gewesen, sich bis zur Nacht zu verbergen und dann unter dem Schutze der Finsternis das Rhonethal wieder zu erreichen. Aber er wollte den Beweis, welchen er im Interesse seines Meisters zu führen unternommen hatte, vollständig erbringen, selbst in dem Falle, als man ihn neuerdings zum Tode verurteilen sollte. Er ging deshalb wieder zurück ins Thal und erschien bald unter der Menge, die ihn verlassen hatte; obwohl durchnässt von oben bis unten, war er doch frisch und gesund und unversehrt samt seinem Buche.

Überrascht von seinem Anblicke wie von einer überirdischen Erscheinung fielen alle vor dem Zwerge auf die Knie. Er aber gab ihnen mit der Hand einen Wink, sich zu erheben, und begann ihnen neuerdings mit Inbrunst vom Erlöser zu

[1]) Diese Klüfte sind gegen unten keilförmig.

[2]) Man nennt es Gletscherthor.

sprechen, der die Seinigen in jeder Gefahr beschützt und leitet, und der, wie sie selbst davon Zeugen seien, den Riesen des Gletschers bezwungen hatte.

Kaum hatte er seine Rede beendet, so liessen die Zuhörer ihren Gefühlen freien Lauf. Zwei kräftige Burschen hoben den Zwerg auf den Schild eines der Urteilsvollstrecker und trugen das von Ermattung und Kälte erschöpfte Männchen im Triumphe zum Hause des alten Häuptlings. Nach der Erzählung des ganzen Vorfalles schmolz auch das Eis um das Herz des Greises. Er liess sich auf den Beratungsplatz unter sein gesamtes Volk führen, wo er, die Arme ausbreitend, ausrief:

»Jesus von Nazareth ist unser Gott und Zacheo sein Oberpriester!«

Und das ganze Volk wiederholte mit Begeisterung:

»Jesus von Nazareth ist unser Gott und Zacheo sein Oberpriester!«

Zacheo wies diese Würde, mit welcher der Sitte des Thales gemäss zugleich auch die Häuptlingswürde verbunden war,[1] von sich. Er erklärte dem Greise, dass er kein Priester werden könne, dass man aber aus dem Wallis leicht einen oder auch mehrere verlangen könne. Dies zu thun wurde auch auf der Stelle beschlossen; und schon andern Tags war der hässliche Zwerg mit einer Botschaft der Heiden auf dem Wege hinunter ins Rhonethal, um dem Bischofe anzuzeigen, dass die gesamte Thalschaft von Eifisch sich unter seinen Hirtenstab begebe, ihre Rechte und bürgerlichen Freiheiten jedoch sich vorbehalte[2].

Unterwegs kehrte die Botschaft mit Zacheo auch in Siders bei dessen Mutter und im Schlosse des Barons ein. Gross war die Bewunderung, welche diese Botschaft, aber noch grösser das

[1] Wie viel Wahres und Lehrreiches auch eine Legende bieten kann! Auch bei den Szeklern haben wir gesehen, dass der Ober-Rabonbán, d. h. der erste weltliche Machthaber zugleich der oberste Priester war.

[2] Und dies ist ebenfalls Wahrheit; denn wie wir bei der Besprechung des Gemeindewesens sehen werden, hat das Eifischer Volk heute noch gewisse Einrichtungen und Gepflogenheiten, die von der Verfassung des Wallis abweichen und ebenfalls auf hunnische Zeiten zurückzuführen sind.

Interesse, welches die Geschichte Zacheos erregte. Der Herr von Raron rasierte sich wieder, gab seinen Gästen ein grosses Mahl, liess sie prächtig gezäumte Maultiere besteigen und begleitete sie nach Sion, wo er sie dem Bischofe vorstellte. Der gottesfürchtige Bischof erwartete die Ankömmlinge mit tiefer Rührung und mit thränenvollen Augen am Thore des Domes, segnete sie und streckte seinen silbernen Hirtenstab über ihre Häupter.

Zacheo ward ausnahmsweise zum Priester geweiht und kehrte in Begleitung von einigen Diakonen ins Eifischthal zurück. Dort machte er sich sofort an die Belehrung der Götzendiener und erlebte schon im darauffolgenden Jahre die Freude, den alten Häuptling samt seinem ganzen Volke am Pfingsttage im Bache der Navisence taufen zu können.

Herr von Raron und der unverzagte Zacheo mögen in ihren Gräbern in Frieden ruhen. Sie arbeiteten nicht umsonst; ihr Werk lebt länger als sie. Seit jenem Pfingsttage, an welchem die Heiden getauft wurden, ist es der Ruhm des Thales, dass seine Bewohner Christen sind.

Geschichte des Eifischthales von der Bekehrung an.

Die »Legende« über die Bekehrung haben wir aus des Volkes Munde vernommen; was erzählt uns die Geschichte?

Von der Bekehrung und ihrer Zeit lesen wir in der Geschichte nur Mutmassungen; nur in jenem Punkte stimmen alle Historiker überein, dass die Bekehrung der Anniviarden erst in verhältnismässig sehr später Zeit stattfand, dass aber die Bischöfe ihre Residenz schon viel früher in Sion hatten, [1])

[1]) Früher hatten sie die Residenz in Agaunum d. h. St. Maurice.

als die menschenscheuen Hunnen immer noch ihren Götzen opferten.[1]) *Furrer* setzt das Bekehrungswerk in das XI. Jahrhundert und schreibt es den Bemühungen der zwei Fürstensöhne *Eberhard* und *Aimo* zu, doch, so meint er, mögen auch noch im XIII. Jahrhundert der Bischof *Boson* und der heilige *Garinus* das Ihrige hiezu gethan haben. Und Furrer mag recht haben; denn das Eifischthal wurde thatsächlich vom *Grafen Ulrich von Savoyen*[2]) seinem Neffen, dem Bischof *Aimo II.* (1037—1053) als Lehen gegeben, wahrscheinlich nur als Anerkennung und Belohnung für die Christianisierung seiner Bevölkerung. Bischof Aimo hat dann seinerseits dieses Lehen im Jahre 1053 dem Bistum und Kapitel von Sion vermacht.

Im Eifischthal, unfern von Vissoie, trägt eine Ortschaft mit einer angeblich sehr alten Kapelle den Namen *Mission*, welchen man auf die Bekehrung der hunnischen Ansiedler bezieht.[3])

Thatsache ist, dass im Eifischthale im XIII. Jahrhundert die *Bruderschaft des Heiligen Geistes* bestand, welche eine religiöse Korporation, zugleich aber auch die politische Gemeinschaft der Bevölkerung war, und Vissoie ist schon seit dem Jahre 1239 eine Pfarrei.

Zur Zeit des Bischofs *Conon* (1179—1181) gehörte Eifisch dem Grafen *Humbert III. von Savoyen*. Aber Humbert fiel in Ungnade beim Kaiser, weshalb ihm alles, was er im römischen

[1]) Georg Supersaxo liess (gegen Ende des XV. Jahrhunderts) als Kastellan von Eifisch zwei Brüder wegen vorgeblicher Hexerei hinrichten. Diese Hexerei dürfte nichts anderes gewesen sein als irgend eine Ceremonie des hunnischen Gottesdienstes.

[2]) Die Savoyer herrschten damals im Wallis.

[3]) »— — — ce fut assez tard, que les évêques de Sion firent prêcher le christianisme à la horde païenne qui s'y multipliait et qui le rejetta pendant plusieurs années. Un de ses villages le plus reculés porte le nom de Mission et doit conserver le souvenir du séjour et des travaux des Missionaires qui vinrent s'y établir.« *Fridel*, S. 133. — »La lumière de l'Evangile n'y dissipa que difficilement et assez tard les tenèbres de l'idolâtrie. Le village appelé Mission a été le foyer des premiers travaux des ouvriers évangéliques.« *Boccard*, S. 347.

Reiche zu Lehen hatte, abgesprochen und er selbst in die Acht erklärt wurde, in welcher er im Jahre 1188 starb. Nach dieser Zeit fiel Eifisch dem Kapitel von Sion zu, das es seinerseits im Jahre 1193 dem Bischof *Wilhelm* abtrat und zwar als Tausch für die Pfarreien von Bex, Nendaz, Grimisuat und andere.

Der Bischof von Sion war nun Herr des Thales und setzte über diese Herrschaft einen Lehensherrn, einen *Meier*, sonst auch *Stiftshauptmann*, *Vicedominus*, *Baillif*, *Vogt*, vom Eifischer Volke *Grand-Châtelain* genannt; die ältesten dieser Lehensherren hatten den Namen »*Herren von Eifisch*«, lateinisch »*de Annivisio*«, ein Name, der sich, wie Furrer meint, davon ableiten lässt, dass sie anfangs noch nicht dort wohnten, sondern das Thal jährlich einmal besuchten.

Der Bischof hatte die Oberherrlichkeit und somit auch die Gerichtsbarkeit über das Thal und setzte daselbst als richterlichen Stellvertreter einen Beamten ein, den man *Lieutenant* nannte, welcher die Polizei des Thales ausübte.

Das Lehenswesen war im Wallis allgemein verbreitet und dabei sehr verwickelt. Es war kein Ort im Lande, der nicht seinen besonderen Herrn gehabt hätte, ja oft auch mehr als einen. So war es auch im Eifischthale. Wir lesen da in einer Urkunde aus dem Jahre 1339 von einem Lehen, genannt »das Favre'sche«, dann haben wir Kunde von einem sehr verschuldeten Lehensherrn, namens Albert von Chinaul in Ayer; Peter vom Turm hatte (im Jahre 1219) drei Dörfer im Eifischthale [1]) u. s. w.

Das Eifischthal mit seinen zwei Schlössern, nämlich der Burg Beauregard am Thaleingang und der Burg in Vissoie, war eine wichtige Lehensherrschaft.

Die Burg Beauregard, von den Anniviarden Périgard genannt, soll nach Schiner und Furrer schon im Jahre 1097 erbaut wor-

[1]) Als die Freiherrn vom Turm (nach langen Kämpfen mit den Patrioten) einsahen, dass sie im Wallis alles Ansehen verloren hatten, verkauften sie im Jahre 1375 alle ihre Güter und Rechte im Wallis, also auch im Eifischthale an den *Grafen Amadeus VI.*; aber schon im folgenden Jahre verkaufte dieser alles dem Bischofe um 40.000 Goldgulden.

den sein, also in der Epoche der Christianisierung der Thalschaft; dies bezweifelt zwar Rameau, ohne jedoch die Gründe seiner Zweifel anzugeben.

Das ältere Schloss in Vissoie stand auf jenem Hügel, wo heute die Marienkapelle steht, und diente dem bischöflichen Majordomus als Residenz. Alles, was uns die Geschichte vom Eifischthal zu erzählen weiss, knüpft sich an dieses Schloss. Spärliche Reste seiner Grundmauern deuten uns seine Umrisse an. Nicht weit von diesem Schlosse dürfte der in den Urkunden mehrfach erwähnte uralte Holzturm, »*Barbilios*« und »*Ballios*« genannt, gestanden haben. Aber auch das neuere Schloss von Vissoie, auch jetzt noch »*le château*« genannt, welches im Jahre 1879 abbrannte, dürfte ziemlich alt sein. Dies mutmassen wir aus einer Urkunde vom Jahre 1225, in welcher es heisst, dass der Bischof *Landricus* bei Vergrösserung des Lehens des damaligen Herrn von Eifisch, *Wilhelm*, sich den hölzernen Turm und den unweit desselben liegenden *neuen Hof* vorbehält. [1]) Das ältere Schloss ist jedenfalls sehr bald nach der Bekehrung der Eifischer erbaut worden.

Die reiche und mächtige Familie der »*Herren von Eifisch*« verblieb während sechs Generationen, d. i. vom Jahre 1200 bis 1380 im Besitze des Thales. Der erste war *Ludwig* (um das Jahr 1200), ihm folgte sein Sohn, Ritter *Wilhelm*, welcher im Jahre 1243 als einer der Erben des Bischofs *Boson* auch Lehensherr von Gradetsch wurde. Diesem Wilhelm schenkte Bischof Landricus [2]) »zur Vergrösserung seines Lehensgutes« mehrere im *Castrum* von Vissoie gelegene Häuser aus Stein und eines aus Holz, mit dem Verbote, selbe so hoch zu bauen, wie die des Bischofs seien; der Prälat behielt sich die Rechte der Oberherr-

[1]) »Retinuit tamen D. episcopus sibi et suis turrim ligneam. quae vulgo dicitur Barbilios, et aulam novam, quae iacet iuxta praedictam turrim ligneam, — — —«. *Furrer*, III. B., S. 69. — Bei dieser Urkunde dürfte Furrer das Datum, 1235, unrichtig statt 1225 gegeben haben, weil Landricus nur bis 1233 Bischof war.

[2]) Jedenfalls im Jahre 1225 und nicht 1235, wie schon früher bemerkt

lichkeit samt einem hölzernen Turme »Ballios« oder »Barbilios«.[1] Das Vicedominat, welches Wilhelm verliehen worden war, wurde auch auf seine Nachkommen der Erbfolge nach übertragen. Der dritte Herr von Eifisch war Ritter *Jakob I.*, Gemahl der Guigona von Châtillon aus dem Aostathale; ihm folgte sein Sohn Ritter *Johann*, Gemahl der Beatrix vom Turm. Als im Jahre 1308 *Aimo*, als dritter dieses Namens, Bischof von Wallis wurde, fand er wegen der vergangenen Kriege das Bistum verschuldet, aber die zwei Kirchen von Sion und die bischöflichen Schlösser sollten wieder aufgebaut werden. Um diese Ausgaben bestreiten zu können und in Anerkennung bereits geleisteter Dienste, so auch, um noch fernere Hülfe und Geld zu erhalten, trat Bischof Aimo im Jahre 1311 das Vicedominat von Eifisch, welches schon sein Vorgänger Bonifaz hatte versetzen müssen, der Witwe Guigona und ihrem Sohne *Johannes* gänzlich ab; er behielt sich nur das Hoheitsrecht vor. Im Falle aber, dass Johannes ohne Leibeserben stürbe, sollte das Vicedominat an das Bistum zurückfallen. Der letzte männliche Sprössling der Herren von Eifisch war *Jakob II.*, der im Jahre 1336 in Tourbillon Margarethe von Ayent heiratete und noch vor seinem Vater gestorben war. Jakob II. hatte nur zwei Töchter: *Johanna* und *Beatrix*.

Johanna heiratete einen *Tavelli* und erhielt *Gradetsch*, Beatrix aber heiratete um das Jahr 1380 den mächtigen *Peter von Raron*, dem sie als Mitgift die Lehensherrschaft von *Eifisch* zubrachte.

Peter von Raron hatte im Jahre 1383 mit seinem Vetter Perrod von Raron thätigen Anteil an dem Aufstande der Walliser gegen den Bischof *Eduard* von Savoyen genommen, zu dessen Hülfe der jugendliche *Amadeus VII.*, der »*rote Graf*« genannt, mit einem Heere im Wallis einrückte. Amadeus drang bis Salgetsch vor, um einen Angriff auf die oberen fünf Zehnen zu machen. Da fürchtete Leuk für seine Burg und ergab sich auf

[1]) »— — — turrim ligneam, quae vulgo dicitur Barbilios.« heisst es in der Urkunde.

Gnade. Den grössten Groll hegte Amadeus gegen Peter von Raron, dessen Burg Beauregard ihm trotzig entgegensah. Er zog über die Rhone und wendete sich gegen Eifisch, und während ein Teil seiner Truppen Beauregard belagerte, wo sich Peter von Raron mit grossem Gefolge eingeschlossen hatte, warf er sich, mit der Axt in der Hand, auf die Thalbewohner. Der Widerstand, den diese leisteten, war kräftig, aber der Macht nicht gewachsen. Die Sieger mordeten, plünderten und verheerten, was zu verheeren war.[1]) Auch Beauregard wurde genommen und zweien der Söhne Peters von Raron, *Heinzmann* und *Petermann*, auf der grossen Brücke zu Sion der Kopf abgeschlagen, was eine gewiss sehr unrühmliche That des Savoyers war.

Dies war der erste Fall, dass die Geschichte der »unbezwingbaren« Burg Beauregard erwähnt, welche bald darauf ihr gänzliches Ende erreichen sollte.

Der übermütige *Witschard von Raron*, der vierte Sohn Peters, war der Erbe von seines Vaters Gütern. Wegen der landesverräterischen Unternehmungen Witschards zogen die Ober-Walliser Patrioten gegen ihn zu Felde, zerstörten seine Schlösser und belagerten im Jahre 1415[2]) auch Beauregard, welches, durch Hunger genötigt, sich ergab und von den Patrioten zerstört wurde, um sich aus seinem Schutte nie mehr zu erheben.

Witschard von Raron, zuerst verbannt, ward im Jahre 1420 vom Bischof *Gualdo* in den Besitz des Eifischthaler Vicedominates wieder eingesetzt, vermachte dann im Jahre 1424 die Herrschaft über dasselbe seinen Söhnen *Hilteprand* und *Petermann*, welche im Jahre 1460 dem Bischof huldigten und ihre Eifischer Zinsmannen von allen Lehenspflichten um den Preis von 2900 Gulden

[1]) »— — — ayent ez poings une hache.» se jeta sur les habitants de la vallée. »dont il fict grant chapple (— massacre).« So sagt *Rameau* auf S. 80 auf Grund der *Chroniques de Savoie*.

[2]) Furrer schwankt zwischen den Jahren 1414 und 1415, während Rameau die Belagerung und Zerstörung der Burg Beauregard in das Jahr 1417 setzt.

befreiten.[1]) Witschard von Raron starb im Jahre 1437 im Auslande. Seine Söhne Hilteprand und Petermann, wohlerkennend, dass sie im Wallis das Zutrauen verloren hatten und zu keinen Ämtern mehr zugelassen würden, verkauften daselbst alle ihre Güter und Rechte und suchten ihre Ansprüche auf *Toggenburg*, der Grafschaft ihrer Mutter, geltend zu machen.

Das Geschlecht *Esperlin*, sonst auch *Asperling* genannt, war um diese Zeit so ziemlich das angesehenste und grösste. *Rudolf von Esperlin* erhob unter dem Titel des Pfandrechtes Ansprüche auf Eifisch, wobei er an seinem Bruder Heinrich, Dekan zu Sion, später Bischof, einen mächtigen Gönner hatte. Rudolf von Esperlin wurde also im Jahre 1439 Lehensherr von Eifisch, welches er aber nicht lange behaupten sollte.

Der mächtige Bischof *Walther Supersaxo* (1457—1482) erhob nämlich ebenfalls Ansprüche auf das Eifischthal und schützte vor, dass er das Recht auf diese Herrschaft als bischöfliches Tafelgut schon längst an sich gebracht habe. Begleitet vom Landshauptmann des Wallis, verfügte er sich also nach Vissoie und nahm nach einer deutsch gehaltenen Rede, welche für die Zuhörer ins Französische übersetzt wurde, Besitz vom Vitztum und dem Lehen, nahm als Bannerherr das Banner des Thales entgegen und senkte es dreimal zur Ehre Gottes und des heiligen Georg (welcher also damals der erste Schutzpatron des Thales gewesen sein muss). Als Supersaxo dann den Huldigungseid der Thalbewohner entgegengenommen hatte, führte man ihn auf das Schloss, wo der Kastellan, Petermann, der

[1]) Die Walliser fingen nach dem rühmlichen Siege der Walliser Hirten über den Herzog Berthold von Zähringen bei Ulrichen im Jahre 1211, an freier zu atmen und vergnügter zu leben. Dieser Sieg war die Morgenröte ihrer Unabhängigkeit; von dieser Zeit an wurden die Walliser nacheinander frei: aus Knechten und Leibeigenen wurden sie freie Leute, ein Volk, und fingen an, durch Eroberung oder durch Ankauf sich Rechte und Herrschaften zu erwerben. Je 15 Mann bildeten eine Gemeinde; diese hatte ihre Freiheiten, Rechte und Gebräuche. Erst unter Bischof Hildebrand von Riedmatten erschienen im Jahre 1571 die Statuta Vallesiae. Diese enthielten uralte Gebräuche und Freiheiten. *Furrer*, I. B., S. 93, 94, 292, 293.

natürliche Sohn des Witschard von Raron, ihm die Schlüssel einhändigte.

Rudolf von Asperling nahm seine Zuflucht zum Grafen von Savoyen, weshalb er und seine Familie verbannt wurden. Aus dieser Ursache entstand auch, wenigstens zum Teil, der Krieg von 1475, welcher für Savoyen so verhängnisvoll werden sollte.

Mit der Anlegung der Strasse durch die Pontis trat Eifisch aus seiner Abgeschlossenheit mehr und mehr heraus. Die Thalbewohner fingen an, unten im Rhonethale sich Grundbesitz, namentlich Rebpflanzungen zu erwerben, weil die Verbindung mit Italien, von wo sie bisher den Wein bezogen hatten, durch die Vergletscherung des Weges immer beschwerlicher wurde.

In diese Epoche, d. i. in das Ende des XVI. oder in den Anfang des XVII. Jahrhunderts, fällt auch die erste Teilnahme der Eifischer an den Beratungen der öffentlichen Angelegenheiten des Zehnen Siders, jedoch nicht ohne vorhergegangenen Prozess. Das Eifischthal schickte nämlich als ersten Abgeordneten *Thomas Savio*, in manchen Büchern und Aufzeichnungen *Sapientis* genannt, zu den Beratungen nach Siders; doch wollte man dessen Mandat dort nicht anerkennen und verweigerte ihm auch die Ausbezahlung seiner Diäten. Savio strengte daher einen Prozess an, dessen erste Folge war, dass Siders den Eifischern verwehrte, im Rhonethale, wo sie bereits Besitzungen hatten, Bäume zu fällen, das Wasser der Wasserleitungen zu benützen und Steine zu brechen; die Eifischer hinwiederum verwehrten denen von Siders den Durchzug auf ihren Wegen zu den den Sidersern gehörigen Alpen. Das in diesem Streite gefällte Urteil lautete, dass in jedem civilisierten Staate die Nutzniessung des Holzes, Wassers und Gesteines jedermann erlaubt sei, anderseits sei es aber auch jedermann gestattet, sich zu seinen Grundstücken auf den vorhandenen Wegen begeben zu können. Was aber die Vertretung des Eifischthales anbelange, so sei man mit derselben einverstanden, falls der Betreffende das nötige »Verständnis« dazu habe. Diese etwas verletzende und unbescheidene Klausel war gewiss nicht, am allerwenigsten im vorliegenden Falle, am

Platze, weil Savio seinem Namen (weise, verständig, klug) in vollem Masse Ehre machte.

Savio war also der erste Vertreter des Eifischthales im Zehnenrate und legte im Namen seiner Thalschaft einen Protest ein gegen die Einführung des *Gregorianischen Kalenders*. Mit diesem Kalender hatte es folgende Bewandtnis. Im Jahre 1581 hatte Papst Gregor XIII. den Kalender verbessern lassen, was aus verschiedenen Gründen notwendig war und wozu der Kirchenrat von Trient Anlass und Einleitung gegeben hatte. Der Papst liess zehn Tage wegfallen, so dass man am 15. Oktober den 5. zählte. Diese Veränderung liess er in der ganzen Welt bekannt machen. Alle katholischen Länder nahmen ihn schon im Jahre 1582 an. Wie ihm der Papst befohlen hatte, verkündete auch der Bischof von Wallis diese Abänderung am 20. (nach dem alten Kalender am 30.) März 1582. Dem Unter-Wallis hatte er als hoher Herr denselben anzunehmen befohlen; Ober-Wallis aber (wenigstens einige Zehnen) nahm diesen neuen Kalender erst mehr als 70 Jahre später, im Jahre 1656, an. Die *Eifischer* wendeten ein, dass sie im Frühlinge in Siders zehn Tage des Weiderechtes verlieren, indem sich das Jahr um so viele Tage im Winter zurückziehe. Später ward neuerdings zur Annahme des Kalenders gemahnt. Die vier oberen Zehnen antworteten, dass sie ihn schon angenommen hätten, während die drei unteren Zehnen, also auch Siders, die Annahme ablehnten, aber trotzdem in Aussicht stellten, dass sie sich der Mehrheit anschliessen würden. Da trat Thomas Savio auf und protestierte im Namen der Thalschaft Eifisch, dass der Kalender zwar ohne Nachteil für ihre Gebräuche und Freiheiten eingeführt werden könne, dass sie aber dadurch in ihrem Weiderechte in Siders geschädigt würden, weil sich dieses, wie schon bemerkt worden, um zehn Tage in den Winter zurückziehe. Dergleichen Proteste legten auch alle andern Zehnen ein. Erst nach Regelung dieser Angelegenheit wurde dann der neue Kalender im ganzen Wallis angenommen.

Nach und nach erwarb sich das rührige, arbeitsame Völkchen des Eifischthales seine volle Freiheit in Hinsicht von Lehen

und Abgaben. Das neue Schloss in Vissoie wurde im Einverständnis mit der Thalschaft nur noch vom Kastellan des Bischofs bewohnt, welcher die Rechtspflege übte. Aber im Jahre 1798 wurde auch das Amt des Kastellans abgeschafft, und das Volk ist seither vollkommen frei und unabhängig. Das Bistum hat gegenwärtig im Thale nichts mehr als einige Häuser und Felder.

Eifisch war eines jener wenigen Thäler, die von der französischen Invasion zu Ende des vorigen Jahrhunderts verschont blieben.

Die Mundart (Patois) der Eifischer. Dichtkunst und Lieder derselben. Spuren der hunnischen Schrift.

Im Wallis giebt es zwei Hauptsprachen: die französische im Unter-Wallis und die deutsche im Ober-Wallis. Dies sind die offiziellen Sprachen, deren man sich im öffentlichen Leben und in der Schrift bedient. Der kleine Ort *Pfyn*, französisch *Finge*, östlich von Siders, bildet die Sprachgrenze. Aber im gewöhnlichen Leben, unter sich selbst, sprechen sowohl Deutsche als Franzosen ihre eigentümlichen, uralten Dialekte, die nicht überall dieselben sind. Es giebt Gegenden, wo man, obwohl sie ganz nahe beieinander liegen, ganz verschiedene Dialekte hat. Der Einwohner des Entremont-Thales versteht den von Granges jedenfalls nur sehr schwer, der von Vouvry den Eifischer ganz gewiss nicht. So zählt man im Wallis über zwölf Hauptdialekte; die feineren Nuancierungen derselben aber betragen jedenfalls ein halbes Hundert, da beinahe jede grössere Gemeinde, jeder abgeschlossenere Winkel seine eigene Mundart hat. Man kann also behaupten, dass es vielleicht auf der ganzen Welt kein Land von der Grösse des Wallis giebt, wo so viele Dialekte

vorhanden wären als eben hier. Und diese sonderbare Erscheinung findet ihre ganz natürliche Erklärung in der Niederlassung der verschiedensten Völker, sowohl was Sprache, als auch was Race anbelangt. Schon Julius Cäsar nennt uns verhältnismässig auffallend viele keltische Stämme. Zuwachs kam durch die Römer, Franken, Burgunder, Cimbern, Vandalen, Alemannen, Hunnen, Langobarden, Araber, Savoyer und andere.

Die Sprache, die man im Eifischthale spricht, ist direkt weder aus dem Französischen noch aus dem Italienischen abzuleiten. Das Patois der Eifischer ist ein sonderbares Gemisch von Worten, deren manche direkt dem Italienischen entnommen sind und mit den noch vorhandenen ungarischen, oder besser gesagt hunnischen, wohl die ältesten Bestandteile ihrer Sprache sind; denn die rein italienischen, ja selbst die an die lateinische Sprache mahnenden Wörter [1]) haben diese Hunnenabkömmlinge während ihres hundertjährigen Aufenthaltes jenseits, an der Südseite der Penninischen Alpen sich angeeignet. Andere Wörter stehen näher dem Französischen, wieder andere sind absolut deutsch. Diese beiden letzteren Gattungen sind die Errungenschaften aus dem Burgundischen und aus dem Alemannischen und entstammen jener Zeit, wo sie Italien schon verlassen und den Verkehr mit dem Rhonethale schon aufgenommen hatten. Dann giebt es schliesslich solche Wörter, die aus keiner dieser Sprachen abgeleitet werden können; diese sind entweder so verstümmelt, dass wir sie nicht mehr erkennen, oder sie entstammen thatsächlich, wie manche meinen, der keltischen Sprache, deren wir so ziemlich insgesamt unkundig sind [2]).

Im grossen Ganzen kann man sagen, dass die Eifischer Mundart dem Italienischen oder, richtiger gesagt, dem an der

[1]) Der Eifischer gebraucht z. B. das lateinische *sit* (es sei), nur spricht er es *schit* aus.

[2]) Bridel, Engelhardt, Desor und andere finden Wörter, die ihrer Meinung nach bald an das Keltische, bald an das Gaëlische, dann wieder an das Bretagnische, das Irische oder an das Arabische erinnern. Aber es wirft sich von selbst natürlich gleich die Frage auf, ob diese Herren denn wirklich alle diese Sprachen verstanden haben, um die Analogien feststellen zu können.

Südseite der Penninischen Alpen gesprochenen piemontesischen Dialekte näher steht als dem Französischen, nicht nur der grössern Reinheit der Wörter wegen, sondern auch, weil die Eifischer die Nasenlaute nicht auf jene Weise aussprechen wie die Franzosen. Diese meine Erfahrung stütze ich auf mein Gehör, auf meine Kenntnis der italienischen und französischen Sprache. Wie der Bau der Eifischer Mundart selbst ist, habe ich während meines verhältnismässig kurzen Aufenthaltes (von einigen Wochen) nicht erforschen können. Diese ihre Mundart kennen am besten eben nur die Anniviarden selbst; Sprachlehre haben wir keine.[1]) Und diese Sprache war, wie wir aus mehreren Beschreibungen des Thales ersehen, noch in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts die ausschliessliche Verkehrssprache der Eifischer, von denen damals nur wenige nebstbei auch die französische Sprache verstanden und sprachen.

Uns kümmert hier ausschliesslich nur das, was in der Eifischer Mundart[2]) an das Hunnische erinnert, das, wie wir ja wissen, eine vom Ungarischen nur ganz wenig verschiedene Mundart ist.

Die eine dieser Eigenschaften ist vor allem andern die Betonung der ersten Silbe als derjenigen, die im Ungarischen stets die Wurzelsilbe des Wortes ist. So sagt man im Eifischthale: *Dsîruk* (Zirouque), *Bôsson*, *Kàlloh* (Calloz), *Dàntzoh* (Danzo), *Finek* (Finec), ganz so, wie man diese Namen im Ungarischen ausspricht. Diese Eigenschaft in der Aussprache konnten sie weder dem Französischen noch dem Italienischen entnommen haben, weil der Franzose, gerade umgekehrt, die letzte Silbe des Wortes, der Italiener aber, je nachdem, bald die vorletzte, bald die letzte oder aber die drittletzte Silbe betont.

Die zweite hunnische Eigenschaft im Patois der Eifischer ist das ungarische *a*, ein Laut, der zwischen dem deutschen

[1]) Wir wollen hoffen, dass dieser Mangel ersetzt wird, bevor diese Mundart noch ausstirbt.

[2]) Man verwechsle diese ja nicht mit dem Französischen, das jetzt alle, namentlich die jüngere Generation, regelrecht sprechen.

a und *o* steht und dem plattdeutschen *å* entspricht, und weder im Italienischen noch im Französischen vorkommt.

Wie wir schon in der Einleitung über den Ursprung der Hunnen und Ungarn bemerkt haben, charakterisiert die Sprache der schwarzen Hunnen eine überaus grosse Vorliebe für Doppellaute *(luo* oder *lou* statt *ló*, *idiö* oder *ideö* statt *idö*, *aduo* oder *adao* statt *adó)*, ferner die Substituierung eines Mitlauters durch einen Vokal *(bauta* statt *balta*, *eume* statt *elme)*, oder, wo dies nicht der Fall ist, wenigstens die Auslassung von Mitlautern *(êment* statt *elment*, *fêment* statt *felment)*.

Der um die ungarische Litteraturgeschichte hochverdiente Gelehrte Franz Toldy vermutete mit seinem Scharfblicke, seinem feinen Ahnungsvermögen — denn andere Anhaltspunkte für seine Mutmassung hatte er nicht, — dass dies die für ausgestorben gehaltene Sprache der Hunnen sei. Und Toldy ahnte richtig; denn heute sehen wir durch die Erfahrung bestätigt, dass diese Vorliebe für Diphthonge oder wenigstens für die Auslassung einzelner Mitlauter bei allen Schwarzungarn vorhanden ist, unter denen, wie schon bemerkt, die Hunnen Attilas zu verstehen sind.

Und wie dies in Ungarn der Fall ist, ebenso frisch finden wir diese Spuren auch im Wallis überall, wohin die »Sage« Hunnen versetzt. So nennt der Bewohner des *Illiez-Thales* heute noch seinen Bach *Vièze* (statt *víz*, spr. wihs = Wasser) und zwar mit einer Aussprache, dass man einen Ungarn der Göcsej oder des Eisenburger Komitates zu hören wähnt. So finden wir diese Vorliebe für Doppellaute oder Weglassung von Mitlautern in der Eifischer Mundart ebenfalls, z. B. *tzau* (chaud = warm), *eteja* (stella, étoile = Stern), *vouarig* (guarire, guérir = heilen), *plieck* (plaisir = Vergnügen). Am ausgesprochensten und unzweifelhaftesten, weil durch ungarische Analogien nachweisbar, finden wir diese Eigenschaften in den uralten Familiennamen. In Ungarn führen bekanntlich unzählig viele Ortschaften uralte Familien- und Amtsnamen. So hat man an der Theiss ein Dorf Namens *Roff*; ebendiesen Namen

treffen wir im Anniviersthale als Familiennamen an, im ältesten Matrikelbuche *Rov*, *Rouov* und *Ruov* geschrieben, der aber stets und immer (deutsch gelesen) *Ruov* lautet. Der Familienname *Roux* lautet ebensowenig *Ru*, sondern (deutsch gelesen, nämlich das *o* und *u* getrennt ausgesprochen) *Rou;* der Familienname *Vardaud*, *Vuardou*, *Wardo* und *Warduz* geschrieben, lautet (deutsch gelesen) stets und immer nur *Wuardo*, während man in Ungarn, bei den Weissungarn, einen Familiennamen *Várdó* kennt, schreibt und liest.

Es mag wohl manchem sonderbar vorkommen, dass man hier anders schreibt und anders liest; aber es ist dem so und zwar von altersher. Ich habe die Liste sämtlicher Familien, alphabetisch geordnet, aus dem Matrikelbuche zusammengestellt, und daneben hat dann der jetzige Deputierte im Grossen Rate, Herr Joachim Peter, ein Kind des Thales, die Namen so geschrieben, wie sie ausgesprochen werden; und da sah ich denn Wunder, wie z. B. bei dem Namen *Epinay*, welcher *Finec* ausgesprochen wird. Inzwischen hatten sich die Umstände so gestaltet, dass ich das Thal zum zweitenmal, und zwar auf längere Zeit, besuchen konnte. Ich nahm meine Namens- und Ortsregister mit, um das Vergnügen zu haben, alle diese Namen mit eigenen Ohren aus dem Munde des Herrn Peter selbst nennen zu hören, um auch die feinste Nuancierung in der Aussprache zu vernehmen; da ich aber Herrn Peter nicht sprechen konnte, so war der damalige Kaplan von Vissoie, Herr Salaming, ebenfalls ein gebürtiger Eifischer, so gütig, mir sämtliche Namen der beiden Namens- und Ortsregister vorzusagen. Nun hatte ich die vollste Überzeugung, dass sich Herr Peter nicht nur nicht geirrt, sondern alle Rubriken meiner Namens- und Ortsregister mit gründlichster Lokalkenntnis und auf das gewissenhafteste, auf das umständlichste und genaueste ausgefüllt hatte. Ähnliche unregelmässige Leseweisen wie bei *Epincy* wird der freundliche Leser in den Namensverzeichnissen noch mehrere finden.

Wir wollen hier die Leseregeln nicht weitläufig auseinandersetzen, sondern nur noch einige Bemerkungen beifügen.

Die Nasalbuchstaben *m* und *n* lauten im Eifischer Patois wie das deutsche *m* und *n*. Will man in der Eifischer Schreibweise ihre Aussprache auf französische Art andeuten, so deutet man sie auf eine Weise an, wie z. B. bei dem Familiennamen *Tabin*, indem man *Tabein* schreibt.[1]) Das *a* lautet, wie schon gesagt, wie das ungarische geschlossene oder das plattdeutsche *â*; das *eu* lautet bald wie *o*, bald wie das deutsche *u*, z. B. *vieux* = *wioh* (alt), *Mayeux* = *Mâju* (ein Weiler); das *s* lautet bald wie das deutsche *sch*, bald wieder wie das französische *j*, ein Laut, der als *zs* auch im Ungarischen vorhanden ist, z. B. *Massi* = *Mâschschi*, *Ressi* = *Rêschschi*, *Savio* = *Schâwio*, *Salaming* = *Schâlamin*, oder aber *misêri* = (französisch ausgesprochen) *mijêri* (Elend), *crisit* = (französisch ausgesprochen) *crijite*, *Barneusa* = (französisch ausgesprochen) *Bârnonja* u. s. w.

Bemerkenswert ist, dass, wo man im Französischen das (dem deutschen *sch* entsprechende) *ch* findet, im Eifischer Patois stets das *z* angewendet wird, z. B. *zagno* (spr. sanjo) = *chène*, *zalaur* (spr. salohr) = *chaleur*, *zan* = *champ*, *zapella* = *chapelle*. Auch das im Französischen vor einem *e* und *i* stehende *g* verwandelt sich in ein *z*, z. B. *Züllet* (spr. Süllet) = *Gillet*, das französische *j* aber in ein gelindes *s* (wie im Worte *Rose*), z. B. *Schein Suan* = *St. Jean*. Umgekehrt aber verwandelt sich das im Französischen vor einem *e* oder *i* stehende *c* und das scharfe *s* im Eifischer Patois in *sch*, z. B. *schlieg* = *celui*, *schaux* (spr. schoh) = *ses*, *scha* = *sa*, *sche* = *se*, *schit* = *soit*, *Schein Suan* = *St. Jean* u. s. w. Diese Eigenschaft, statt *s* ein *sch*, und umgekehrt statt *sch* ein *s* zu gebrauchen, ist jedenfalls uralt; denn Jerney fand sie auch bei den Schwarzungarn, den Csángós der Moldau, vor.

Viel merkwürdiger noch sind die Verwandlungen des *t* und *tt* in ein deutsches *ch* oder in *sch*, z. B. *Crettaz* lautet *Krecha*, *Cotter* lautet *Kocher*, *Teytaz* lautet *Teicha*, *crettetaz* (Hügel) lautet *krêcheta*, *crettet* aber *kreschet*.

[1]) In einer Inschrift auf einem Hause in Grementz.

Eine andere, nicht minder merkwürdige Eigentümlichkeit ist die, dass man den Wörtern französischen oder italienischen Ursprungs sehr häufig ein *g* oder *k* angehängt findet, z. B. *schlieg* = *celui*, *eteindouk* = *étendu*, *plieck* = *plaisir*, *lick* = *là*, *beinkonk* = *beaucoup*, *vouarig* = *guérir*, *voick* = *aujourd'hui*, *fretk* = *fruit*. Wollte man etwa mit diesem *k* die Vielzahl andeuten, als man noch hunnisch deklinierte, aber fremde Wörter schon anzunehmen anfing? Es ist diese Anhängung eines Gutturals jedenfalls eine Eigenschaft, die man auch im Szeklerischen findet; *mi* (wir) sagt der weisse Ungar und die Schriftsprache, und *mük* sagt der Szekler. Schon Engelhardt mutmasst in dieser Anhängung von Gutturalen an das Ende der Wörter *eine orientalische Spracheinwirkung*.

Auch das *y* verwandelt sich in manchen Fällen in ein *k*, z. B. *Epinay* = *Finek*, *Mottey* = *Mottek*. Es ist dies eine Eigentümlichkeit, die wir auch im nachbarlichen Thale, Val d'Hérens, finden, welches ebenfalls eine hunnische Kolonie hatte, und wo sich das *y* sogar in der Mitte des Wortes in *k* verwandelt, z. B. *Beytrison* (ein Familienname) wird *Bektrison* ausgesprochen.

Dies sind so ziemlich die bemerkenswertesten Eigentümlichkeiten des Eifischer Patois.

Bücher, Lieder, Gesänge oder Sagen in Eifischer Mundart oder eine Sprachlehre dieser Mundart sind bisher, wenigstens im Druck, noch nicht erschienen. Wir wollen hoffen, dass dies eine baldige Sorge der ihre Heimat so sehr liebenden Anniviarden sein wird, um all das viele Schöne und Herrliche dieser Art, was sie noch besitzen, vor dem Untergange zu retten.

Der Eifischer hat in seiner Sprache viele eigentümliche Ausdrücke. Die folgenden verdanke ich der Güte des Deputierten Herrn Joachim Peter.[1])

Joës pers	yeux bleus	blaue Augen
Coufet dou moutzo	crâne d'nn mouton sans cornes	Schädel eines Hammels ohne Hörner
bizet	chevreau	junge Ziege

[1]) Diese schickte er mir in seinem Briefe vom 23. Februar 1887.

feya	brebis	Schaf
vouéro volivo?	combien voulez-vous?	wie viel wollen Sie?
chouc inkillon	là-haut	dort oben
voulrinquillingo	là-outre	dort jenseits
yo vey crainta	je vais me fiancer	ich verlobe mich
kuistai chauma!	tais-toi, ennuyeux!	schweige, Langweiliger!
crouai, tzarapo	mauvais, corbeau	schlecht, Rabe
noko, tarapo	fou, idiot	Narr, Dummkopf
grau, graucha	aïeul, aïeule	Ahn, Ahnfrau
grau lolet	bisaïeul	Urahne
crusse avanikte	son de farine détérioré	Kleie von verdorbenem Mehl
lacé innirik	lait gâté	verdorbene Milch
botschel du bau	trou de l'écurie où on sort le fumier	Loch in der Stallmauer, wo man den Mist hinauswirft
jougda de matte	tablier de fille	Schürze der Mädchen
beguing di drôles	espèce de bonnet des femmes	Gattung Haube der Frauen
tzasse de buebo	pantalon de garçon	Beinkleid der Knaben
cassoula zana	lampe de laiton jaune	Lampe aus Messing
zippe a kantey	jaquette française	französische Jacke
ouna pichotta	une cascade	ein Wasserfall
chourtz, tchopo	robe, paletot de femme	Kleid, Jacke der Frauen
choffa	lait étouffé dans un vase	geronnene Milch in einem Gefässe
pis macera	cheveux noirs ou salis	schwarze oder schmutzige Haare
czer de trey	un peu de viande	ein wenig Fleisch
mota vouahaïe	frômage gâté	verdorbener Käse
aula, auletta	marmite à fig.	Kochtopf in dieser Form
gouige brountz	marmite ordinaire	gewöhnlicher Kochtopf
czarko de bacon	gros morceau de lard	grosses Stück Speck
czarkouat de foua	tison de feu	Feuerbrand
zottes richine	blettes carottes	überreife, teigichte Rüben
monzet, mordatz	couteau de boucher	Fleischermesser
zapafau	jeu du bandeau	Blindekuhspiel
chauchig	jeu du bandeau avec danse	Blindekuhspiel mit Tanz
cloquillimart	jeu de cache-cache	Versteckenspiel
zalouc	cri d'appel au jeu de cache-cache	Alarmschrei bei diesem Spiele
gnova.	cri de trouvé au même jeu	Schrei des Gefundenen in diesem Spiele
aloïer lo bracherau	arranger le crochet	den Haken oder die kleinen Haarlocken auf der Stirne richten

achona la zounouhia	sentir l'œillet	die Nelke riechen
bourgo ehourno	ruer en déroute	in regellose Flucht schlagen
herezo	sorcier	Hexenmeister
inrazion	enragé	rasend
mire, miouc	moissonner, moissonné	ernten, geerntet
rin de bada	pas étonnant	nicht zu erstaunen
pervoui émégo	poires en marmelade	Birnenmus
fachill d'arbehing	fagot de buisson	Reisigbündel
zittalovey	avorter le veau	vorzeitig kalben
geyge inkisseyes	vases malpropres	schmutziges Geschirre
zilina qu'ouve	poule qui fait d'œufs	Henne, welche Eier legt.

Vom vormaligen Herrn Pfarrer von Vissoie habe ich folgende erhalten:

brozet	saillon	kleines hölzernes Geschirr für Milch
breye	fréquenter	besuchen, z. B. der Bräutigam die Braut
manec	bagages	Gepäck
dret	tout-de-suite	sogleich.

Dicjenigen Ausdrucke, welche Michael Horváth gesammelt hat, sind folgende: [1])

borra, tzenevi	Nebel
larba	Morgendämmerung
lekuj	Schneegestöber
delegni	Brennholz
fosha	Baum
lesu	Wald
matton	Knabe
matta	Mädchen
boebo	Säugling [2])
feya	Melkschaf
bera	Widder
mozon	einjährige Kuh
sora	zweijährige Kuh, die noch nicht gekalbt hat
visigra	einjährige Ziege
versatze	Eichhörnchen
vuyku	Kuwik, Toteneule

[1]) Für die richtige Schreibweise bei diesem und dem folgenden bürge ich nicht.

[2]) Nach Herrn Peter bedeutet es Knabe und stammt ohne Zweifel aus dem Deutschen.

puk	Hahn
tzase	Unterhose
tzukson	Strumpf
berra	Kappe, Mütze
dorbade	Hochzeit
verseta	Ring.

Der anonyme Reisende Maltens hat folgende Ausdrücke aufgezeichnet:

schussie	Alpenrose
pezza biack	Alabaster
tschiehwa	Ziege
kibick-kass	Hütte
wodas	Bach
starr	Berg
glisch	Gletsch (?)
rhabi	Baum.

Wörter unzweifelhaft hunnischen Ursprungs giebt es heute schon sehr wenige, aber vor nicht vielen Jahrzehnten waren solche Wörter noch sehr häufig. Furrer sagt hierüber (im Jahre 1852) folgendes: »Sogar ihre (der Eifischer) Mundart soll einen ganz eigenen Charakter haben und viele asiatische Wörter und Redewendungen in sich fassen, die sich aber nach und nach verlieren und durch ein französisch-deutsches Kauderwelsch ersetzt werden.« [1]) Und weil nun die Eifischer Mundart litterarisch bisher noch nicht gepflegt wurde, so ging der hunnische Wortschatz beinahe gänzlich verloren, mit Ausnahme eines Teiles ihrer beinahe unverdorben erhalten gebliebenen Familien- und Ortsnamen und einiger weniger anderer Wörter, die zwar noch immer richtig, aber schon ohne Kenntnis ihres Sinnes, ihrer Bedeutung angewendet werden. Die Familien- und Ortsnamen werden in einem selbständigen Abschnitte behandelt werden, wir haben also hier nur jener wenigen andern zu gedenken.

»*Bis*«, auch »*bisse*« nennt man im Patois hier und in einigen andern Thälern die Wasserleitungen, von den Deutsch-Wallisern »*Wasserfuhren*« oder »*Suonen*« genannt. Dem Laute nach entspricht das Wort »*bis*« beinahe vollkommen dem unga-

[1]) *Furrer*, II. B., S. 114.

rischen Worte »*víz*« (spr. Wihs), und auch dem Sinne nach ist es ihm nicht fremd, weil man im Ungarischen den Bach, den Strom, den See auch mit dem Worte *víz* zu bezeichnen gewöhnt ist und nicht immer ausdrücklich den Bach oder Fluss, oder gar dessen Namen zu nennen pflegt, wie wir dies auch an dem »*Vièze-Bache*« des Illiez-Thales gesehen haben. Man sagt in Ungarn z. B. »eredj le a vízhez« (geh hinab zum Wasser), ob dies nun ein Bach, ein Strom oder See ist. Dass dieses Wort in manchen andern romanischen Mundarten des Unter-Wallis auch heimisch ist, beweist eben nichts gegen seine hunnische Abstammung, weil hunnische Bevölkerung auch in einigen andern Thälern des Wallis zu finden ist, und weil auch manche ihrer Sitten, z. B. die des Bescheidtrinkens, ja sogar die Ornamentik der Töpferwaren nach ungarischem, also auch hunnischem Muster sich durch diese Flüchtlinge unter die nichthunnische Bevölkerung des Wallis verpflanzt hat. Ebenso konnte und musste dies auch mit dem Worte »*bis*« geschehen sein.

In dem bei den Eifischern allein heimischen Worte »*evoui*« (Wasser) finden wir ein dem Participe »*ivó*« (von *inni* = trinken) laut- und sinnverwandtes Wort; »*ivó víz*« nennt man im Ungarischen das Trinkwasser.

»*Racca*« nennt man im Eifischthale und in einigen andern Teilen des Unter-Wallis die Scheunen. Diese Benennung stammt ohne allen Zweifel von dem ungarischen, also auch hunnischen Wurzelworte »*rak*« ab, da dieses mit jenem nicht nur laut-, sondern auch sinnverwandt ist, denn »*rakásol*« heisst: er häuft an, stapelt auf; »*rakás*« heisst der Haufe, die Menge; »*rakhely*« der Lagerplatz, die Niederlage, das Depot; »*rak*« selbst ist die dritte Person der Einzahl des Präsens und bedeutet so viel als: er legt, stellt, setzt; das Particip von einem Zeitworte vertritt im Ungarischen auch das Hauptwort; »*rakó*« also, was heute so viel bedeutet als Lader, Aufstapler, konnte einst auch allein, ohne das Wort »*hely*« (Ort, Platz), einen Lagerplatz, ein Depot, ein Magazin bedeutet haben. Neben *Korond* im Udvarhelyer Komitat giebt es einen Berg Namens »*Rakodó*«, was

ganz gleich dem »*rakó*« ist, also ein Depot-Berg, welcher seinen Namen mutmasslich daher erhalten haben mag, dass man zur Zeit von Feindesgefahr Lebensmittel auf ihm barg.[1])

»*Barma*« bedeutet soviel wie das französische »*caverne*« (Höhle) und ist daher dem ungarischen »*verem*« = Grube sowohl laut- als auch sinnverwandt.

Eine nur im Eifischthale gebräuchliche Redensart ist: »*j'ai fait un bon requic*«, mit welcher der Betreffende andeuten will, dass er gut gegessen, gut getrunken, viel gegessen, viel getrunken hat. Nun muss man aber wissen, dass die Eifischer ohne Ausnahme sehr mässig essen und trinken und Fleisch und Wein auf ihrer Tafel nur an Sonntagen zu sehen ist und sie nur bei ihren Totenmahlen und Bescheidtrinken sich etwas zugute kommen lassen. Diese Schmausereien benennen sie mit dem italienischen Worte »*merenda*«, was Vesperbrot, Halbabendbrot bedeutet. Diese Merendas aber werden im Eifischthale meistens, die Totenmahle stets vormittags abgehalten und entsprechen daher dem veralteten ungarischen »*regi*« (statt des heutigen *reggeli*) = Morgenimbiss vollkommen.[2]) Mit dem »j'ai fait un bon requic« will man daher nichts anderes andeuten, als was der Ungar mit dem »*jó regit ettem*« (ich habe ein gutes Frühstück eingenommen) sagen will. Das *t* ist im Ungarischen das Suffix des Accusativs, während wir in der Eifischer Redensart ein *c (k)* finden. Wie könnte man diesen Umstand auf die einfachste Weise erklären? Einfach damit, dass sich dieses *t* nach dem gänzlichen Erlöschen der hunnischen Sprache unter den Eifischern in ein *k* verwandelt hat, sowie wir eine gewisse Relation zwischen dem *t* und dem deutschen *ch* auch schon früher bei den Eigen-

[1]) *Blasius Orbán* an der bezüglichen Stelle seiner Beschreibung des Szeklerlandes.

[2]) »Reg« (der Morgen) ist das veraltete Hauptwort, statt dessen heute sehr unrichtig »reggel« oder »regvel« (wörtlich »mit dem Morgen, morgens«) gesagt wird. Im *Lányi-Codex*, S. 288 und 289, heisst die Frühmesse noch immer »regmise« und nicht, wie heute, »reggeli mise«. Auch heissen die übrigen Tageszeiten, dem ursprünglichen »reg« ganz entsprechend, jetzt noch »dél« (Mittag), »est« (Abend), »éj« (Nacht).

namen *Teytaz* (spr. Teicha), *Crettaz* (spr. Krecha) u. s. w. bemerkt haben. Man sage ja nicht, dass wir mit dieser Annahme eine solche Behauptung aufstellen, wie wir sie den Verfechtern der finnisch-ugrisch-magyarischen Sprachverwandtschaft nicht glauben. Zwischen den Behauptungen dieser letzteren und unserer Annahme wollen wir einen gewaltigen Unterschied gemacht wissen. Die Verfechter der finnisch-ugrischen Theorie verkünden nämlich, um ihre Theorie plausibel zu machen, dass eine *lebende, gangbare* Sprache im Volksmunde ihre Laute im Handumdrehen ändern könne, wie das Chamäleon seine Farbe, was wir, durch die Erfahrung hinsichtlich des Konservatismus so ziemlich aller Sprachen, vorzüglich aber jener der ungarischen Sprache belehrt, nicht glauben dürfen; wir hingegen nehmen an, dass das ursprüngliche »*regit*« sich bei den Eifischern erst nach dem gänzlichen Aussterben der hunnischen Sprache in das jetzige »*requic*« verwandelt habe, also in einer Zeit, wo man den Sinn des Wortes nicht mehr verstanden hat. Eine solche Veränderung von Lauten treffen wir höchstens, und auch nur selten, bei Wörtern, welche von einer Sprache in die andere übergegangen sind; aber auch dann ist ihr Ursprung noch deutlich und zweifellos nachzuweisen. So heisst beispielsweise »*grossus*« (der Groschen) im Ungarischen »*garas*«. Dass sich aber die eigenen, ursprünglichen Laute eines Wortes nicht so leicht ändern, das beweisen uns eben die Eifischer mit ihren unverändert erhaltenen vielen hunnischen Namen. Übrigens haben wir für die Eifischer Redensart noch eine andere Erklärung. Man sagt im Ungarischen »*reggelig*« (statt des ursprünglichen, richtigen »*regig*«) *ettem, ittam, reggelig mulattam*« (ich habe bis morgens gegessen, getrunken, mich unterhalten), ohne dass dies wörtlich zu nehmen wäre; sondern man will eben nur andeuten, dass man viel und gut gegessen und getrunken und sich gut unterhalten habe und daher lange geblieben sei. Dasselbe ist nun auch der Sinn der Eifischer Redensart: »j'ai fait un bon requic«.

Es giebt im Rhonethale unter den vielen vorzüglichen Weingattungen auch einen weissen Säuerling, den man »*reyse*«

(spr. res mit gelindem *s*) heisst und dessen samt dem *neyrum* und *humagny* schon in einer Urkunde aus dem Jahre 1313 gedacht wird. [1]) Nun ist aber das Wort »rez« (ebenso wie das französische Wort, das *z* als sehr gelindes *s* ausgesprochen) ein in Ungarn sehr häufig vorkommender Ortsname. So giebt es speciell im Szeklergebiete ein *Nagy-Rez*, *Köz-Rez*, *Magyaros-Rez*, *Fekete-Rez*, *Kakod-Rezi* und andere, sämtlich Namen von Bergen und Bergesteilen. Jenseit der Donau finden wir die Namen *Rezi* und *Reznek*, [2]) Namen von Orten, welche in einer sehr weinreichen Gegend liegen. Auch in der Hauptstadt Ungarns, in Budapest, ist der ältere Name des Rochusberges, eines Rebberges, *Rez-mal*, [3]) ein Name, der schon in einer Urkunde aus dem Jahre 1394 [4]) zu lesen ist. Die Bedeutung des Wortes »Rez« ist jetzt nicht mehr zu bestimmen. Baron *Blasius Orbán*, dieser tiefsinnige und eifrige Forscher seines Heimatgebietes, kann nur sagen, dass alle den Namen »Rez« führenden Berge des Szeklergebietes oben mit dunklem Laubholze bedeckt sind. Nun, dies ist bei den meisten der in anderen Teilen Ungarns liegenden Orten des Namens »Rez«, wenigstens gegenwärtig, nicht der Fall. Schliesslich mag uns die Bedeutung des Wortes gleichgültig sein: uns ist es genug zu wissen, dass das Wort »*reyse*« seine Einbürgerung im westlichen Wallis durch die dortselbst angesiedelten Hunnen erlangt hat. Furrer sowie auch das weiter unten folgende Eifischer Gedicht nennt diesen Wein sogar »*Resi*«, was im Ungarischen nichts anderes heisst als »Reser«, d. h. »Wein vom Rez«.

---

[1]) Rameau S. 72.

[2]) Im Ortschaftslexikon, in welchem die Namen der Berglehnen, kleinerer Berge u. s. w. nicht enthalten sind. Es giebt also ausser diesen jedenfalls noch viele andere Orte dieses Namens.

[3]) Das Wort »Mál« ist der Name gewisser Berggelände in den Weinbergen der Hegyalja, Tokaj, Tarczal und anderer Orte. Ein anderes Gelände als das eines Weinberges führt diesen Namen nirgends. Die Bedeutung des Wortes »Mál« kann heute nicht mehr definiert werden.

[4]) *Fejér, Codex Diplomaticus*, B. X., S. 2. 252. 253.

Das Wort »*ris*« (spr. ris) heisst in der Eifischer Mundart »betrunken« und entspricht daher dem Sinn und Laute nach vollkommen der veralteten Wurzel »*rész*« des ungarischen Wortes »*részeg*« (betrunken) und seiner Derivata. Es ist übrigens im Szeklergebiete auch jetzt noch gebräuchlich, von manchen Wörtern nur die Wurzelsilbe allein statt des Derivatums zu gebrauchen; so sagt man »*bá*« statt »*bátya*« (älterer Bruder), »*röv*« statt »*rövid*« (kurz), »*csid*« statt »*csidkó*« (Follen) u. s. w.

Das Wort »*tschopo*« der Eifischer, eine Art Mantel (Paletot) der Frauen, entspricht vollkommen dem ungarischen Worte »*suba*« (spr. schuba), das ebenfalls ein mantelartiges Kleidungsstück für Männer und Weiber ist.

»*Schapa*« ist ein hauenartiges Werkzeug, mit dem man die Wasserleitungskanäle und Furchen zur Bewässerung der Wiesen macht, und das mit dem französischen Worte »*pioche*« (Steinhaue, Hacke) übersetzt wird. Im Ungarischen heisst »*csap*« und »*csapa*« (spr. tschap, tschapa) die Fahrte des Wildes, also eine Vertiefung, und kann somit füglich auch für die Furche gegolten haben, die man im Wallis (wohl auch anderwärts) in die zu bewässernden Wiesen eingräbt, aus welchen das Wasser durch Stauung direkt über die Wiesen hinabrieselt. Der Begriff der Furche konnte somit auf das Werkzeug selbst, das sie erzeugt, übertragen worden sein; auch ist es nicht ausgeschlossen, dass »schapa« das verdorbene Partizip »*csapó*« (furchenmachend) ist. Übrigens heisst im Ungarischen »*kapa*« soviel wie »Haue«.

In dem weiter unten folgenden Gedichte in Eifischer Mundart finden wir den Ausdruck: »*de la schapa te terlo*« (de ma pioche je te donne = ich werde dir mit meiner Haue geben). Dieses Wort »*terlo*« ist, wie man mir sagte, ausschliessliches Eigentum der Eifischer und entspricht dem Laute und Sinne nach zwei ungarischen Wörtern. Das eine lautet »*torlok*« und ist die erste Person Singularis Praesentis (von »*torol*«) und heisst »ich rache«; das andere lautet »*törlek*«, eine Form, die dem griechischen Dual ähnlich und eine Spezialität der ungarischen Sprache

ist und in welcher die handelnde und die leidende Person vereinigt sind, denn »*törlek*« heisst »ich zerbreche dich, ich vernichte dich.«

Ausser diesen wenigen Überbleibseln aus dem Hunnischen giebt es gewiss noch andere. Diese könnten durch die Eifischer selbst dem Untergange dadurch entrissen werden, wenn sie alle ihnen fremd klingenden, weder aus dem Italienischen noch aus dem Französischen ableitbaren Wörter sammelten, aus denen man dann ohne viele Mühe die noch übrigen hunnischen Wörter herauslesen könnte.

Das Thal hatte vor noch nicht langer Zeit seinen eigenen Dichter in der Person *Zuffereys*, ehemaligen Pfarrers von Luc. Der Stoff seiner Dichtungen war aus dem Leben der Eifischer genommen. Das nachfolgende seiner Gedichte verdanke ich der Güte des vormaligen Herrn Pfarrers von Vissoie.[1]) Der Titel des Gedichtes ist:

Arrosage des prairies d'Anniviers.

(Bewässerung der Wiesen im Eifisch.)

Mundo, quinta misèri	Monde, quelle misère
Le s'ans de grand zalaur ;	Les années de grand chaleur;
L'oun erive de colèri,	L'un périt de misère,
L'atre mour de doulaur!	L'autre meurt de douleur!
(*Munde, kwinta mischèri*	(Welt, welches Elend
Le sch'an de gran zalôr ;	Die Jahre der grossen Hitze;
L'un krîwe de kolèri,	Der eine geht vor Elend zu Grunde,
L'atre mûr de dulôr!)	Der andere stirbt vor Schmerz!)
L'évoui tou riens po prendre,	Tu viens pour prendre l'eau,
L'évoui t'appartien pa ;	L'eau ne t'appartient pas;
Lonten tou pou attendre,	Longtemps tu peux attendre,
Lonten te repogea.	Longtemps te reposer.
(*L'ewui tu rien po prendre,*	(Du kommst, um Wasser zu nehmen,
L'ewui t'appartien pa ;	Das Wasser gehört dir nicht;
Lonten tu pû attendre,	Lange kannst du warten,
Lonten te reposcha.)	Lange dich ausruhen [: bis die Reihe wieder an dich kommt :]).

[1]) Links steht der ursprüngliche Text in Eifischer Mundart und Schreibweise, unterbalb einer jeden Strophe, zwischen Klammern, die Aussprache, während rechts die französische und deutsche Übersetzung steht.

Jo te fari comprendre,
Li zachelan Gustin
Scha que l'évoui fa prendre
A me de gran matin.
(*Jo te fari komprendre,*
Li sakhelan Güstin
Scha ke l'ewui fa prendre
A me de gran matin.)

Vio coucou en roben l'evoui
Tu me robe lo fen;
Enfer en ouna zevoui
Tou foure ben, coquen.
(*Wiô kukû en roben l'ewui*

Tu me robe lo fen;
Enfer en una sewui
Tu fure ben, koken.)

Va te ferma te mêmo,
Laschi me de repou,
Ou de la schapa te terlo
Va brocha ton recou.
(*Wa te ferma te mêmô,*
Lâsche me de repû,
U de la schapa te terlo
Wa brokha ton rekû.)

J sch'appillon de razi
Zaque va plat ou bis
D'évoui bit po de vezi
Zicoun lo crisit ris.
(*J sch'appilljon de râsi*
Sak wa plat u bîs

D'ewui bit po de vesi
Sikûn lo krischit rîs.)

Ma Zaque sche relive
E pren — — — schapa en man,
Contre Zoan sche scholive
E l'entiche oun momen.
(*Ma Sak sche reliwe*

Je te le ferai comprendre,
Le châtelain Augustin
Sait que je dois prendre
L'eau de grand matin.
(Ich werde es dir begreiflich machen,
Der Vogt Augustin weiss,
Dass ich das Wasser
Am zeitlichen Morgen nehmen soll.)

Vieux coucou en volant l'eau
Tu me voles le foin;
Enfermé dans une cage
Tu serais bien, coquin.
(Alter Kuckuck, indem du mir das Wasser stiehlst,
Stiehlst du mir das Heu;
Eingeschlossen in einem Käfig,
Würdest du gut sein, Schurke.)

Va t'y enferme toi-même,
Laisse moi de repos,
Ou de ma pioche je te donne
Et t'envoie brouter le refoin.
(Gehe dich selbst einschliessen,
Lasse mir Ruhe,
Oder ich gebe dir eines mit meiner Hacke
Und schicke dich abzuweiden das schon abgeweidete Gras.)

De colère ils s'empoignent,
Jaques tombe étendu dans l'aquéduc,
Boit de l'eau au lieu du vin,
Chacun le croyait raide.
(Aus Zorn prügeln sie sich;
Jakob fällt ausgestreckt in die Wasserleitung,
Trinkt Wasser anstatt Wein;
Jeder glaubte ihn betrunken.)

Mais Jaques se relève,
Prend son pic à la main
Contre Jean se soulève
Et l'entête un moment.
(Aber Jakob erhebt sich,

E pren — — — schapa en mân,	Nimmt seine Steinhaue in die Hand,
Kôntre Zoan sche scholîwe	Richtet sich gegen Johann auf
E l'entikhe un momen.)	Und besinnt sich einen Augenblick.)
Porquoi tan de zincagne	Pourquoi tant de chicanes
E de schagrin por chen?	Et du chagrin pour cela?
Erzen nouchre campagne	Arrosons nos campagnes
Ma de dispute ren.	Sans nous disputer.
(Purkoa tan de sinkânje	(Warum so viele Ränke
E de schagrin por khen?	Und Kummer deshalb?
Ersen nûkhre kampânje	Bewässern wir unser Land,
Ma de dispûte ren.)	Ohne uns zu streiten!)
Que zicoun en son houra	Que chacun à son heure
Prenge l'évoui conten	Prenne son eau, content,
Schen roba un quar d'houra,	Et sans voler un quart d'heure,
Qui la remette à ten.	La remette à temps.
(Ke sikûn en schon ûra	(Nehme jeder zu seiner Stunde
Prensche l'ewui konten	Sein Wasser, zufrieden,
Schen rôba un quar d'ûra,	Und ohne eine Viertelstunde zu stehlen,
Ki la remette a ten.)	Gebe er es zur Zeit zurück.)
J fat le z'oun le z'atro	Il nous faut les uns les autres
En Chrétien nos amas	En Chrétiens nous aimer,
No schecourir en fraro	Nous secourir en frères
E no s'ire pa ma.	Et il nous ira pas mal.
(J fa le s'un le s'âtro	(Wir müssen uns gegenseitig
En Kretjen nosch âmâ	Als Christen lieben, uns
No schekurîr en frâro	Helfen als Brüder, und es
E no sch'ire pa mâ.)	Wird uns nicht schlecht gehen.)

Volkslieder, historische Gesänge hunnischen Ursprunges giebt es im Eifischthale nicht mehr, sie sind wahrscheinlich mit der hunnischen Sprache selbst erloschen. [1]) Mit diesem Verschwinden des Liedes ist ein stark ausgeprägtes und charakteristisches Gut des hunnisch-magyarischen Stammes erloschen.

---

[1]) Nach den eingezogenen Erkundigungen besitzt Wallis überhaupt kein Volkslied. Im romanischen (französischen) Wallis singt man wohl einige altfranzösische Romanzen, die aber meistens Bezug auf das »Reislaufen« haben und oft zweideutigen Inhaltes sind. Eine Sammlung dieser Lieder giebt es jedoch auch nicht.

Von hunnischer Dichtung haben wir so manche geschichtliche Kunde. Der Erste, welcher ihrer Erwähnung thut, ist Priscus Rhetor. Er erzählt, dass, als König Attila von der unteren Donau in seine Residenz (beim heutigen Szegedin) zurückkehrte, ihm ein festlicher Zug von Frauen und Mädchen entgegenging; die Frauen hielten sehr feine Linnen ausgebreitet, unter welchem die Madchen, je sechs in einer Reihe, einherschritten und *skythische Loblieder* sangen. Dann sagt er an einer andern Stelle: »Abends, als man schon die Fackeln angezündet hatte, traten zwei Dichter ein, die vor Attila *in hunnischer Sprache von ihnen selbst komponierte Lieder sangen*, in welchen sie Attilas Kriegstugenden und Siege priesen. Ihre Lieder erregten ein an Raserei grenzendes Entzücken, die Augen funkelten, die Angesichter nahmen einen furchtbaren Ausdruck an; manche weinten, die Jungen Thränen der Sehnsucht, die Alten Thränen des Leides.« Auch von den Ungarn finden wir ähnliches in den Chroniken aufgezeichnet. Als *Árpád* in *Aquincum* (dem heutigen Altofen) seinen Einzug hielt, war man froher Dinge, schmauste und unterhielt sich bei dem Klange der Cymbel, dem Schalle der Blasinstrumente und dem *Gesange der Spielleute*. Auch Ekkehard schreibt, dass, als eine Abteilung Ungarn im Kloster zu St. Gallen weilte, sie im Beisein ihres Anführers tanzten, *sangen* und froher Dinge waren. Überhaupt mangelte der Gesang bei keiner Gelegenheit. Bei ihren Opfern wurde Gott mit Gesang gepriesen, die Priester redeten in Reimen zum Volke, und bei den Begräbnisfeierlichkeiten wurden Trauerlieder gesungen.

Die grösste Rolle im geistigen Leben der Nation spielten jedenfalls die *historischen Lieder*, welche, indem sie die Widerwärtigkeiten, die Heldenthaten der Nation und ihrer Führer in ausführlicher Weise behandelten, die Stelle der nationalen Geschichtschreibung vertraten. Diese Lieder waren unter dem ganzen Volke verbreitet, wie wir aus Anonymus ersehen, welcher neben den Liedern der Barden, ziemlich geringschätzig, auch die Sagen des Volkes erwähnt.

Zur Dämpfung der Eintönigkeit dieser Recitationen gebrauchte man Musikbegleitung, weswegen die Barden *(regösök)* die Troubadoure der Nation, zugleich auch *Spielleute (hegedősök)* genannt wurden. [1])

Wenn auch die Barden und das hunnische Lied im Eifischthale verschwunden sind, so hat sich doch das Andenken der Barden in der Legende von der Bekehrung, das Andenken ihres Gesanges aber in einer Volkssitte erhalten, die erst ganz kürzlich erloschen sein muss, weil man sich ihrer noch ganz genau erinnert.

Hinsichtlich gewisser, von Malten erwähnter Festlichkeiten zur Zeit der Sonnenwende schrieb ich an meinen gefälligen Sammler und Aufschlussgeber, Herrn Joachim Peter. Er antwortete mir, dass er von diesen Festlichkeiten jetzt zum erstenmal höre, und dass ich sie wahrscheinlich mit jenen Lustbarkeiten verwechsle, welche sich die jungen Leute des Eifischthales an den Bitttagen, im Fasching und am ersten Tage des Marienmonates, Mai, gestatteten. Ledige junge Männer der Pfarre vereinigten sich nämlich und begaben sich von einer Ortschaft in die andere, indem sie sangen und Geschenke erhielten, die man sodann bei der Lustbarkeit zusammen nützlich verwendete. [2]) Auf mein späteres Ersuchen, mir eines dieser

[1]) Die Spielleute, lateinisch *ioculatores*, sangen ihre Lieder in recitativem Tone bei Begleitung eines Saiteninstrumentes, *hegedő* genannt, das man mit den Fingern, wie die Guitarre, schlug, eine Art des Spieles, welche sich gegenwärtig nur mehr bei den Serben findet; aber auch in ungarischen Tänzen und Liedern ist das Pizzicato noch immer sehr häufig. — Musikinstrumente eigener Erfindung, wenigstens der Form und Benennung nach zu urteilen, waren ausser der *hegedő* das *Cymbal*, der *csákány* (auch der Streithammer heisst so) und *furulya*, zwei flötenartige Instrumente, jenes mit, dieses ohne Klappen.

[2]) »Quant aux fêtes des solstices dont vous me parlez je ne puis vous donner aucun détail: j'en suis à la première nouvelle. On les a sans doute confondu avec les réjouissances que les jeunes gens d'Anniviers s'accordent aux rogations, au carnaval ou le premier du mois de Marie. Celle-ci consistait dans une réunion des célibataires de la paroisse se rendant successivement aux différents villages en chantant et recevant des dons que l'on utilisait ensuite en se réjouissant ensemble.« *Joachim Peter, Zinal 12 août 1892.*

Lieder zukommen zu lassen, schickte er mir jenes, welches man am 1. Mai zu singen pflegte und das er von bejahrten Mannern erhalten, mir aber leider nicht im Urtexte, im Patois, sondern nur in französischer Umschreibung schickte. [1]) Dieses Lied lautet folgendermassen:

Chanson du premier mai.

(Lied am ersten Mai.)

Quel joli jour plaisant	Welch ein schöner froher Tag
Du printemps!	Des Frühlings!
Quel joli jour plaisant	Welch ein schöner froher Tag,
Qui fait accroître l'herbe	Der das Gras wachsen lässt
Et fleurir toutes fleurs:	Und alle Blumen blühen:
Qu'il y en a de belles	Wie schöne giebt es darunter
Et de toutes couleurs!	Und von allen Farben!
Le premier jour de mai	Am ersten Tage des Mai
Sans délai,	Ohne Aufschub,
Le premier jour de mai,	Am ersten Tage des Mai
Faisons notre tournée	Lasst uns unsern Rundgang machen
Dans ce jardin en fleur,	In diesem blühenden Garten,
Qu'on nomme la vallée,	Welchen man das Thal nennt,
En chantant le Sauveur.	Indem wir dem Erlöser Lob singen.
Tous, vierges et soldats,	Alle, Jungfrauen und Soldaten,
Bien au pas,	Ganz im Schritt,
Tous, vierges et soldats,	Alle, Jungfrauen und Soldaten,
Formez un beau cortège.	Bildet einen schönen Zug.
Vous, généreux bourgeois,	Ihr. edle Bürger,
Que le bon Dieu protège,	Welche der gute Gott segne,
Vos dons font notre joie.	Eure Gaben machen uns Freude.
Il y marche au milieu,	Es geht in der Mitte
Ce grand Dieu.	Der grosse Gott.
Il y marche au milieu,	Er geht in der Mitte,
Eblouissant le jaune	Blendend das Gelb,
Tout est beau son destin.	So schön ist sein Los.
Marie tient la pomme,	Maria hält den Apfel,
Jésus fleur du jardin.	Jesus die Blume des Gartens.

[1]) »A cette époque et jusqu'à ce jour je me trouvais eloigné des personnes anciennes qui pussent me donner le texte de la chanson que vous demandiez. Aujourd'hui j'ai le plaisir de la transcrire à peu près telle que j'ai pu la comprendre, bien qu'elle paraisse assez bizarre.« *Joachim Peter, Ayer 2 novembre 1892.*

Venez tous pour Jésus	Kommt alle für Jesus
Dans ce jour,	An diesem Tage,
Venez tous pour Jésus:	Kommt alle für Jesus:
Venez, rose et tulipe,	Kommt, Rose und Tulpe,
Venez, vous fleur de lis,	Kommt, weisse Lilie,
Saint Jacques et saint Philippe,	Heiliger Jakob und heiliger Philipp,
Je vous invite aussi.	Ich lade auch euch ein.
Venez toutes les fleurs	Kommt alle Blumen
De couleurs,	Von (verschiedener) Farbe.
Venez toutes les fleurs:	Kommt alle Blumen:
Venez vous, marjolaine	Kommt, du Majoran
Et orchis vanille, brunnelings gentils,	Und vanillenduftende Orchideen, liebliche Prünellen,
Thym, violette et silène,	Thymian, Veilchen und Leinkraut,
Je vous appelle aussi.	Ich rufe auch euch.
Plantez toutes ces fleurs	Pflanzet alle diese Blumen
Dans nos cœurs,	In unsere Herzen,
Plantez toutes ces fleurs:	Pflanzet alle diese Blumen:
Faites les bien accroître.	Lasset sie gut wachsen.
Rendez-nous tous heureux	Mache uns alle glücklich,
Jésus-Christ notre maître	Jesus Christus, unser Herr,
Nous mettant dans les cieux.	Indem du uns in den Himmel aufnimmst.

Die Sitte, von Haus zu Haus zu wandern und singend Lebensmittel zu irgend welchem Zwecke zu sammeln, war einst auch in Ungarn allgemein, ist aber schon im Erlöschen begriffen und wird gegenwärtig nur mehr in einigen Ortschaften geübt. Diese Sitte hiess und heisst »*regelés*« oder, was dasselbe ist, »*regölés*«, diejenigen aber, die diesen Brauch ausüben, heissen »*reges*« oder »*regös*.« Beide Wörter stammen von »*rege*«, die Sage, das Märchen, »*regelés*« und »*regölés*« bedeutet also soviel als das Recitieren von Sagen, das Erzählen, »*reges*« oder »*regös*« soviel als der Erzähler alter Ereignisse, Barde.

Aus dieser Definition können wir ersehen, was übrigens die Geschichte auch bestätigt, dass dieser Brauch früher nicht, wie heute, durch junge Burschen und Knaben des Volkes ausgeübt wurde, sondern eben nur Sache der Barden war; denn sie waren die Überlieferer der Geschichte der Nation, indem

sie ihre Heldengesänge, die Lieder vom Wohl und Wehe der Nation von Sohn auf Sohn vererbten und so im Gedächtnis des Volkes wach und rege erhielten.

Die Barden hatten eine innungsartige Verfassung und waren im ganzen Lande verbreitet. Zu ihrer Erhaltung waren gewisse Liegenschaften bestimmt, an welche noch viele Ortsnamen erinnern. [1])

Wegen dieser Verteilung der Barden im ganzen Lande waren auch ihre Lieder unter dem ganzen Volke verbreitet; dies ersehen wir ganz deutlich aus Anonymus, welcher neben den Liedern der Barden, ziemlich geringschätzig, auch die Sagen des Volkes erwähnt.

Aber auch die Stammesfürsten und später die Könige hatten ihre eigenen Barden. Die ersten, denen wir in der Geschichte begegnen, waren die am Hofe Attilas, deren Priscus in seinen Aufzeichnungen erwähnt.

Lange noch übten die Barden ihren Beruf auch nach Annahme des Christentums aus. Der heilige Gerhard, (im XI. Jahrhundert) Bischof von Csanád, machte den Grossen des Reiches harte Vorwürfe, dass sie noch immer die Vorträge der Sänger und Spielleute anhörten. Aber auch viel später finden wir sie in den Chroniken als noch vorhanden und ihren Beruf ausübend erwähnt. In den Dekreten der Könige aus dem Hause Árpád wird sehr häufig von den verschiedenen Klassen der Hofleute und des Gesindes des Königs und der Königin Er-

[1]) Diese Ortsnamen sind: *Hegedűsfalva* (Geigersdorf), *Igricze* und *Igriczi* (ist die slavische Benennung für die Spielleute), *Regtelek* (Bardengrund), *Regvölgy* (Bardenthal), welch letztere zwei speciell, urkundlich nachweisbar, den königlichen Barden gehörige Grundstücke bezeichneten und zwischen Pest und Palota sich befanden, die aber jetzt nicht mehr existieren. Die ebenfalls nicht mehr vorhandenen Ortschaften *Reged*, genannt in einer Urkunde aus dem Jahre 1298, und *Regvény*, genannt in einer Urkunde aus dem Jahre 1208 (in Jerneys »*Ungarische Sprachschätze*«), dann die noch vorhandenen Ortschaftsnamen *Regécz*, *Regény*, *Regenye*, *Regede*, *Régethe*, *Regetö*, *Regöly* weisen ebenfalls dahin, dass sie einst Bardenkolonien waren. Auch giebt es unzählige Familiennamen *Hegedüs* (Geiger).

wähnung gethan, als da waren die Schatzmeister, Truchsesse, Mundschenke, Köche, Stallmeister, Fuhrleute, Jäger, Hundewärter, Falkner, Vogelsteller, Fischer, Waffenträger, Spielleute u. s. w., welche ihren bezüglichen Schaffern untergeordnet, dem königlichen Hofe, von Sohn auf Sohn, gewisse, ihrem Berufe entsprechende Dienste zu leisten hatten und dafür vom Könige oder der Königin mit Grundstücken belehnt wurden, über welche sie jedoch nicht nach freiem Willen verfügen, sondern sogar samt dem Grundbesitz einem andern verliehen werden konnten. Bezahlung erhielten sie nicht, im Gegenteil, sie hatten, sowie der Bauer, gewisse Abgaben an das Ärar zu entrichten. Diese Spielleute mussten bei den königlichen Gastmählern die frohe Laune mit ihrem Spiele erhöhen, die Vergangenheit mit ihren Heldengesängen rege erhalten. Im Archive der gräflichen Familie Lázár in Medgyesfalva befindet sich ein Dekret König Ludwigs I. aus dem Jahre 1347, aus welchem wir wissen, dass die königlichen Barden, »*regös*« (lateinisch combibatores) genannt, ihr Lehen, *Regtelök* (Bardengrund), *Regvölgy* (Bardenthal) unweit von Pest hatten.

Aber diese königlichen Barden von Regtelök waren laut Zeugnis derselben Urkunde im Jahre 1347 nicht mehr vorhanden. Ihr Amt erlosch unter den Königen aus dem Hause Anjou infolge Einflusses italienischer Sitten. Das Andenken der Barden überhaupt hat sich in Ungarn seit mehr als fünfhundert Jahren nur mehr in einer nun auch schon im Erlöschen begriffenen Volkssitte erhalten; dass aber der Vortrag ihrer Lieder noch über zweihundert Jahre später bei den Gastmählern des Volkes noch allenthalben sehr im Schwunge war, bestätigt uns Caspar Heltai in seinem zu Klausenburg im Jahre 1552 herausgegebenen Werke »*A reszegségnec és tobzodásnac veszedelmes voltáról való Dialogus*« (Dialog über die Schädlichkeit der Trunkenheit und Schlemmerei), wo er in der Widmung folgendes sagt: »Gleich nach dem Tage der Geburt unseres Herrn Jesus Christus folgt der grosse Festtag des Teufels, die Sänger- oder Erzählerwoche (regelő hét), dann der

Fasching u. s. w. Da trinken die Menschen, schlemmen und schmausen und machen sich verschiedene unnütze Auslagen. Und obwohl man dies thut, bedenken doch wenige, was sie thun. Unter hundert bedenkt auch nicht einer, welch überaus grosse Sünde die Trunkenheit und Schlemmerei sei«. In dem Werke selbst aber donnert er folgendermassen gegen den Bardengesang (regelés): »Und trotzdem haben die vielen Trinkgelage und das Singen (regelés) kein Ende: sie hören nicht auf, bis sie nicht den Zorn Gottes auf sich laden, welcher die Erde vernichten und im Feuer schmelzen wird, wie er sie einst wegen ebenderselben Sünden mit der Sündflut heimgesucht hat.«

Wie wir aus diesen Worten ersehen, verdammte der eifrige protestantische Geistliche Heltai mit aller Entschiedenheit die am »grossen Festtage des Teufels« in der Sängerwoche gebräuchlichen Gastereien und Lieder, und man dürfte wohl kaum irren, dass eben nur wegen der Verdammung und des Verbotes der Kirche die beim Volke im Gebrauch gewesene »regelés« nach den Weihnachten derart erloschen ist, dass ihr Gebrauch heutzutage nur mehr in der Göcsej, im Komitate Zala und in einem einzigen Dorfe des Komitates Udvarhely, in Kénos, anzutreffen ist, anderwärts aber sogar das Andenken an diesen Gebrauch erloschen ist.

Die Sitte des »regelés« haben in der ungarischen Litteratur *Franz Plánder*, *Alexander Torkos*, *Johann Kriza* und *Karl Szabó* [1]) behandelt.

Die eine Gegend, in welcher diese Volkssitte jetzt noch herrscht, ist, wie gesagt, das Gebiet Göcsej im Komitate Zala. Diese Sitte besteht darin, dass am zweiten Tage nach Weihnachten, d. h. am St. Stephanstage, mehrere junge Leute oder Knaben (denn diese Sitte wird hier nur mehr von diesen aus-

[1]) *Plánder* in der Zeitschrift *Tudományos Gyujtemény, Jahrgang 1838. VI. B.* S. 20—22., *Torkos* in der Zeitschrift *Magyar Nyelvészet* (Ungarische Sprachkunde) *Jahrgang 1860*, S. 335—337 und 371. *Kríza, Vad rózsák* (Wilde Rosen) S. 121, 122 und 533. *Szabó* in der Zeitschrift *Századok XV. Jahrgang*, 1881, VII. B. S. 553—568.

geübt) das Dorf durchziehen und vor jedem Hause (ausserhalb der Zimmerthüre) folgendes recitieren: »Die armen Diener St. Stephans sind aus kaltem, schneeigen Lande angekommen; dem einen sind die Ohren, dem andern die Füsse abgefroren; aus eurer Gabe wollen wir sie heilen.« Dann fragen sie:

»Sollen wir es sagen oder unterdrücken?«

Ihre eigene Antwort lautet:

»Sagen wir es!« (Hiemit treten sie in das Zimmer). Und nun folgt das Lied: [1])

»Stehe auf, Hauswirt, stehe auf, Gott ist in dein Haus eingekehrt mit vielen, mit Scharen, mit geflügelten Engeln, mit gedecktem Tisch und vollem Glase. *Riétöki rigi törviny, hej regüö rejtem!*

Dort spriesst ein kleiner runder Rasen, auf welchem ein wunderliches Hirschkalb weidet, mit tausendzinkigem Geweih. Tausend Altarkerzen mögen unangezündet sich entzünden und unausgelöscht erlöschen. *Riétöki rigi törviny u. s. w.*

Auch das hat uns der grosse Gott erlaubt, dass unser Tisch ein heiliger Altar, unser Tischtuch ein Messgewand, unser Glas der heilige Kelch, unser Brot die heilige Hostie sein könne. *Riétöki rigi törviny u. s. w.*

Gebe Gott diesem Hauswirt zwei kleine Ochsen, einen kleinen Knecht, in dessen Hand eine goldene Pflugsterze, dem Ochsentreiber ein Peitschenende aus goldenem Faden. *Riétöki rigi törviny u. s. w.*

Gott gebe diesem Hauswirt auf einem Joch Feld hundert Kreuze Weizen, einen mit Glöckchen und Schellen versehenen goldenen Wagen mit Rädern aus Gold. *Riétöki rigi törviny u. s. w.*

[1]) Wir reproduzieren hier in Übersetzung nur das von Alexander Torkos mitgeteilte Lied, weil es viel origineller, besser erhalten und abgerundeter ist als jene von Pländer gesammelten, obwohl dem Sinne nach alle vollkommen übereinstimmen.

Gebe Gott dieser Hauswirtin eine Henne mit hundert Küchlein, eine Truthenne mit hundert Küchlein, eine Gans mit hundert Gänschen, eine Sau mit neun glatten Ferkeln, von einer Kuh hundert Eimer Butter. *Rietöki rigi törviny u. s. w.*

Auch hier giebt es einen schönen Burschen, dessen Name Steffi, auch dort giebt es ein schönes Mädchen, dessen Name Ännchen. Gott beschirme sie, gebe sie in seine Arme und mit ihm zusammen. *Riétoki rigi törviny u. s. w.*

Unser Hauswirt liegt im Bette, mit dem beschnallten Geldgürtel um den Leib; in dem Gürtel befinden sich zweihundert Gulden, die zur Hälfte den armen Barden, zur Hälfte dem Hauswirt gehören. Aus Buchweizenfasern ist unser Gewand, aus Eichenrinde unsere Besohlung. Wenn Ihr (Hauswirt) uns hinauslasset, gleiten wir auf dem Eise hinaus. Gelobt sei! (Gott oder der Hauswirt?)«

Nach dem Absingen des Liedes erhalten die »armen Barden« (szegény regösök) natürlich eine kleine Gabe und begeben sich zu einem andern Haus. Besonders suchen sie jene Häuser auf, wo heiratsfahige Mädchen sind, wo man sie auch gerne sieht, weil man glaubt, dass jenes Mädchen, welches durch die Barden mit einem jungen Manne zusammengenannt wird, im künftigen Fasching sicherlich heiratet und zwar jenen, der im Liede genannt wurde. Hievon stammt die Redeweise: »*Elregelték oder kiregelték ôket*« (man hat sie zusammengesungen).

Ausser auf dem Gebiete Göcsej hat sich diese Volkssitte nur noch im äussersten südöstlichen Winkel des Landes, in einem einzigen Dorfe des Szeklergebietes, in Kénos, erhalten. Das Lied des Barden von Kénos veröffentlichte Bischof Johann Kriza, der eifrige Sammler und Bekanntmacher von Szekler Volksliedern, wie folgt:

»Schneestäubchen fallen: *de hó reme róma*,
Hasen, Füchse spielen: *de hó reme róma*.[1])

[1]) Dieser Refrain, dessen Bedeutung schon entschwunden ist, wird nach jeder Zeile wiederholt. Der letzte Satz des Gedichtes ist, weil hier nicht wiederzugeben, frei übersetzt.

Wir drangen ein in das Dorf,
In den Hof des Franz Sándor.

Da fanden wir ein wohl versehenes Haus
Und in demselben ein gemachtes Bett.

In demselben liegt der fromme Hauswirt.
Innen seine zarte Frau.

Inzwischen liegt das Kind,
Das seine Eltern wiederholt zu wecken trachtet.

Stehe auf Vater, stehe auf Mutter,
Denn die Barden (*regesek*) sind gekommen.

Ein alter Brauch ist es, dass des grossen
Rotbraunen Ochsen Hälfte den Barden gehört.

Über seinem Rücken hängen sechzig Würste,
Deren Hälfte den Barden gehört.

Seine Hörner sind vollbehängt mit Bretzen,
Deren Hälfte den Barden gehört.

An seinem Schweifbüschel hängt ein Krug Bier,
Davon gehört die Hälfte den Barden.

Sein Ohr ist voll mit kleiner Münze,
Die möge der Hauswirt behalten.

Unter dem Bauche hängt ein Kübel Hopfen,
Den behalte der Hauswirt.

Des Ochsen Hinterteil ist voll mit Haselnüssen,
Die gehören den Kindern.

Lässt du uns ein, frommer Hauswirt?
Lässt du uns nicht ein, so bedauern wir es auch nicht.

Aber dann versperren wir die Thüre,
Und du bist gefangen.«

Über die Sitte von Kénos finden wir bei Kríza folgenden Aufschluss: »Wenn ein Paar heiratet oder sich ein von anderwärts gekommenes Paar im Dorfe Kénos niederlässt, so beehrt man sie am zweiten Tage nach Weihnachten mit dem Absingen dieses Liedes, was man »*regelés*« nennt. Zu diesem Behufe erscheinen zuerst die älteren, dann die jüngeren und endlich die ganz jungen Männer im Hofe des betreffenden Paares, wo man zu singen beginnt: »Schneestäubchen fallen« bis zu jener Stelle, wo das Kind den Eltern meldet, dass die Barden ange-

kommen sind. Da begeben sich die Sänger zur Hausthüre und singen weiter: »Ein alter Brauch ist es, dass des grossen rotbraunen Ochsen Hälfte den Barden gehört« (Régi törvény, nagy rôtt ökör, annak fele regeseké), bis zum Ende.

Den in den verschiedenen Varianten der Göcsejer Lieder nach jeder Strophe wiederkehrenden Refrain: »*Riétöki régi törvény, hej regüö rejtem*«, dann »*Rôk ökör, régi törvény, haj regô rajtunk*« und »*Röjtököm régi törvény, hej regô rejtem!*« versteht das Göcsejer Volk heute nicht mehr; der Sinn kann demnach nicht mehr festgestellt werden. Nach der Ansicht Karl Szabós, der auch wir uns anschliessen, hat also nicht das Göcsejer Volk diesen Refrain gedichtet, sonst hätte der Sinn desselben bei dem Umstande, dass das Lied alljährlich gesungen wurde, nicht bis zur Unkenntlichkeit erblassen können. Szabó meint also, dass der Refrain nichts anderes als das vom alten Liede der einstigen Barden zum Volk gedrungene, aber durch dasselbe nicht gehörig verstandene und ebendeswegen in verschiedenen Variationen aufgetauchte und immer mehr verzerrte Bruchstück sei. Alexander Jakob aber, der Seelsorger von Kénos, sagt über den Ursprung und die Bedeutung des dortigen Volksbrauches folgendes: »In diesem Volksliede ist der Hauptgedanke, aus dem alles übrige entspringt, der rotbraune Ochs, der nichts anderes ist als die Versinnlichung des Füllhornes, ein aus Holz geschnitzter Ochs, welcher wohl auch rotbraun angestrichen sein konnte, oder aber dem die auf seinem Rücken hängenden Würste und Bratenstücke die rotbraune Farbe verliehen haben konnten. Diesen Ochsen pflegte man, wie die Überlieferung sagt, am ersten Tage nach Weihnachten in das Haus des jungen Paares zu tragen; in sein Ohr legte man Geld, an seinen Schweif band man einen Krug Bier (welches seiner Zeit in jedem Hause gebraut wurde); sein Bauch war so beschaffen, dass man in demselben Hopfen unterbringen konnte, sein Hinterteil aber zur Aufnahme von Haselnüssen hergerichtet, welche Esswaaren dann, wie im Liede gesagt wird, in der geschilderten Reihenfolge durch das neue

Ehepaar herabgenommen und den Barden gegeben wurden. — — — — So viel habe ich über dieses Volkslied und die mit ihr verbundene Volkssitte erfahren; mehr wissen selbst achtzig Jahre alte Leute nicht.«

Vergleichen wir nun die mitgeteilten drei Lieder, nämlich das von Eifisch, von der Göcsej und das Szekler Lied mit einander.

In den beiden letzteren finden wir eben nur das »rȯtt ökör, régi törvény« und die Benennung »reges« oder »regös« übereinstimmend; die Barden verlangen in der Göcsej die Hälfte der im Geldgürtel des Hauswirtes befindlichen zweihundert Gulden, bezüglich Groschen, in Kénos aber die Hälfte der auf den rotbraunen Ochsen gehängten Würste, der Bretzen und des Bieres. Im Göcsejer Liede sowohl als im Kénoser Liede heisst es: »Unser Hauswirt liegt im Bette.« Eine fernere Übereinstimmung in diesen Liedern finden wir noch darin, dass sie uns eine winterliche Landschaft zeigen; denn im Szekler Liede heisst es: »Schneestaubchen fallen«, in der Einleitung des Göcsejer Liedes aber: »Die Diener des heiligen Stephan sind aus kaltem, schneeigem Lande angekommen.« Die Volkssitte beider Gegenden stimmt auch darin überein, dass sie am zweiten Tage nach Weihnachten ausgeübt wird, dass sie eine Ehrfurchtsbezeugung und Segenswünsche ausdrückt, in der Göcsej für den Hauswirt, die Hauswirtin und das heiratsfähige Mädchen, in Kénos für das junge Ehepaar. [1])

[1]) Mit der Analogie dieser beiden Lieder wollte nun Paul Hunfalvy beweisen, dass die Szekler eben nur solche Ungarn d. h. Nichthunnen seien, wie man sie im westlichen Ungarn findet, was ihm natürlicherweise auch gelang; nur hätte er beifügen sollen, dass zwischen Szeklern und Göcsejern einerseits (in deren Kategorie wir noch das schwarze Gebiet im Süden und Norden und das Palóczengebiet zählen) und dem andern Volke Ungarns anderseits in der Sprache, wie gesagt, ein ziemlich bemerkbarer Unterschied ist. Für diese seine Beweisführung, dass zwischen Szeklern und Göcsejern kein Unterschied ist, sagen wir ihm, obwohl er etwas anderes bezweckt hatte, den gebührenden Dank, weil wir ja dasselbe behaupten, nämlich, dass Szekler und Göcsejer Abkömmlinge der schwarzen Hunnen sind.

Wenn auch die Eifischer Volkssitte mit der ungarischen entschieden übereinstimmt, so ist der Text und Geist des Liedes doch vollkommen verschieden. Natürlich! gilt es doch einzig und allein für den Frühling, wie es im Texte ausdrücklich gesagt wird, während in den ungarischen Liedern von Schnee und Frost gesprochen wird. Nur den Segenswunsch für die Spender finden wir auch im Eifischer Liede, wo es heisst: »Ihr edle Bürger, welche der gute Gott segne, euere Gaben machen uns Freude.«

Aber dafür finden wir im Eifischer Liede in erster Linie die Rose und Tulpe genannt, von welchen jene die Lieblingsblume der weissen, diese die Lieblingsblume der schwarzen Hunnen war, wie sie die Volkslieder und die Ornamentik der betreffenden Völkerstämme heute noch aufweisen. Auch das Veilchen ist in Ungarn allseits beliebt und genannt. Dann die Einladung an die Blumen, beim Feste zu erscheinen! In dieser Hinsicht finden wir eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Blumenliede bei der Feier der Johannisnacht (in Ungarn), wo die Blumen sogar sprechen:

Kornblume redet: Thu' mit mir nicht streiten,
Denn von mir wahrhaftig lebt die ganze Welt nur:
Rebenblüte redet: Thu' mit mir nicht streiten,
Denn mit mir wahrhaftig wird allweg geopfert:[1])
Veilchenblüte redet: Thu' mit mir nicht streiten,
Denn mit mir wahrhaftig schmücken sich die Dirnen.

Wir dürften kaum irren, wenn wir dieses Eifischer Lied mit den verschollenen »Blumen-Liedern« (virág énekek) der Ungarn in Verbindung bringen, welche gänzlich verklungen sind, weil sie von seiten des Klerus, ob nun katholisch oder protestantisch, einmütig verurteilt, verdammt und verfolgt wurden.

Obwohl nun das Lied von Eifisch und Göcsej eine ausgeprägt christliche Färbung hat, so darf dieser Umstand unsern Glauben hinsichtlich des heidnischen Ursprunges derselben nicht im geringsten beirren. Namentlich im Eifischer Liede ist unver-

[1]) Mit Wein nämlich.

kennbar zu ersehen, dass die »Mutter Erde« des hunnischen Glaubens durch Maria substituiert wird, wo es heisst: »Maria hält den Apfel«, während der »Sonnengott« des hunnischen Glaubens durch Jesus ersetzt wird, der »die Blume des Gartens hält« d. h. wachsen lässt; denn auf was anderes könnte das »Gelb« Bezug haben als auf das Sonnenlicht selbst, wo es lautet: »Es geht in der Mitte der grosse Gott, *blendend das Gelb.*«

Die hunnischen und ungarischen Barden samt ihren Heldengesängen sind verschwunden; aber das Volk, das sich an die hergebrachten Sitten und Gebräuche viel fester anklammert als die höheren Klassen, hat die Gewohnheit der Bardengesänge nach dem Aussterben der Barden noch durch viele Jahrhunderte, im Eifischthale sowie in Ungarn, nicht aussterben lassen. Das Erhaltene ist zwar nur ein winziges Bruchstück; aber da, wo die Denkmäler der alten Kultur durch die Stürme vielhundertjähriger Kämpfe verwüstet wurden, in neuester Zeit aber die Sorglosigkeit und das Unverständnis gleichfalls mitgeholfen haben, sie zu vernichten, da sind auch so kleine Bruchstücke um so schätzenswerter, je seltener sie geworden sind und werden.

Wenn auch das hunnische Volkslied im Eifischthale erloschen ist, so scheint seine Melodie, wenn auch nur teilweise oder annähernd, doch noch immer fortzuleben. Es war auf dem Wege ins Moirythal, dass ich, nicht sehr ferne, eine jener langgehaltenen klagenden Weisen hörte, wie sie nur der Ungar kennt, und deren Rhythmus nichts weniger als romanisch war. Überrascht schaute ich nach allen Seiten; der Gesang verstummte, und auch die Sängerin, denn eine weibliche Stimme war es, konnte ich nicht erblicken. Die Erforschung und Bekanntmachung dieser Melodien und Gesänge möge die Aufgabe eines Musikkundigen des Thales sein.

Wie der Eifischer in der Erhaltung des von seinen Voreltern überkommenen Erbteiles im allgemeinen konservativ war,

so war er es auch in der Erhaltung, wenn auch nicht gerade seiner Schrift selbst, so doch des Andenkens an dieselbe. [1])

Es war im August 1886, als ich mit dem Herrn Rektor *Felly* Grementz zu verlassen im Begriffe war, um ins Moirythal zu gehen. Unser Weg führte an mehreren Ställen vorüber, bei denen ich in der Mitte des obern Pfostens der niedrigen Thüre verschiedene eingekerbte Zeichen gewahrte, und zwar bei dem einen ein stehendes Kreuz, bei dem andern ein Andreaskreuz, bei anderen wieder andere Zeichen, unter andern auch solche von höchst auffallender Zusammensetzung. Verwundert fragte ich den Herrn Rektor, was das zu bedeuten habe, und er erwiderte, dass es die Zeichen seien, welche sich die Leute auf das im Walde gefallte Holz einkerben, damit jeder das seinige erkenne. Ich fragte ihn nun, warum es auch hier und zwar gerade über der Thüre der Stalle angebracht werde, worauf er erwiderte, dass ihm dies wahrlich noch gar nicht aufgefallen sei

Dass diese Zeichen die wahrhaftigen Überbleibsel der hunnischen Schrift waren, daran zweifelte ich wegen der übereinstimmenden Form mancher Schriftzeichen, der Art ihrer Ligaturen (Zusammensetzungen) und ihrer Einkerbung keinen Augenblick. Aber zu welchem Zwecke waren sie gerade da über der Stallthüre angebracht?

Ich mutmasste, dass diese Zeichen, einst regelrecht eingekerbt, eine Beschwörungsformel oder ein Segensspruch gewesen seien, um das Vieh vor Verschreien, vor dem »bösen Blicke«, vor bösen Geistern zu schirmen, und dass man diese Zeichen jetzt nur mehr aus alter Gewohnheit, aber schon unbewusst ihres ursprünglichen Zweckes, noch immer daselbst anbringe. Ich täuschte mich zu meiner unaussprechlichen Freude in keiner der beiden Annahmen: in der ersteren deshalb nicht, weil mir der vormalige Herr Pfarrer von Vissoie später schrieb, dass diese Zeichen, die man »*marques domestiques*« (Hauszeichen) nennt, und mit denen man jetzt manches Hausgerät, das gefallte Holz

[1]) Diese Pietät gegen alles Althergebrachte finden wir bei den Eifischern in allem und jedem.

u. s. w. bezeichnet, einst, als die jetzige Schreibkunst unter dem Volke noch nicht verbreitet war, *die Schrift vertraten und an Stelle der Unterschrift gesetzt wurden.*[1]) Meine andere Mutmassung aber, dass diese, manchmal eigentümlich zusammengesetzten Zeichen ursprünglich eine Beschwörungsformel gegen das Verschreien des Viehes gewesen seien, bestätigte Herr Joachim Peter, den ich um eine kleine Sammlung dieser Zeichen gebeten und der von meiner Mutmassung keine Ahnung hatte. Herr Peter schrieb mir in seinem diesbezüglichen Briefe folgendes: »Die ober den Stallthüren angebrachten Zeichen deuten vielmehr eine gottesdienstliche Handlung an, indem sie als Schutzmittel gegen jede Zauberei für das darinnen befindliche Vieh dienen.«[2]) Also sogar noch des ursprünglichen Zweckes bewusst, bringen sie diese Schriftzeichen an! Natürlich war mit dem Erlöschen der hunnischen Sprache auch die Kenntnis der Buchstaben-Ligaturen, dieser kennzeichnenden Eigenschaft der hunnisch-ungarischen Schrift,[3]) in Verfall geraten, und die ursprünglich verständlichen Sätze oder Abkürzungen derselben machten diesen jetzt unverständlichen Zeichen Platz. Nicht so verhielt es sich mit dem hunnischen Alphabete selbst; denn Buchstaben des-

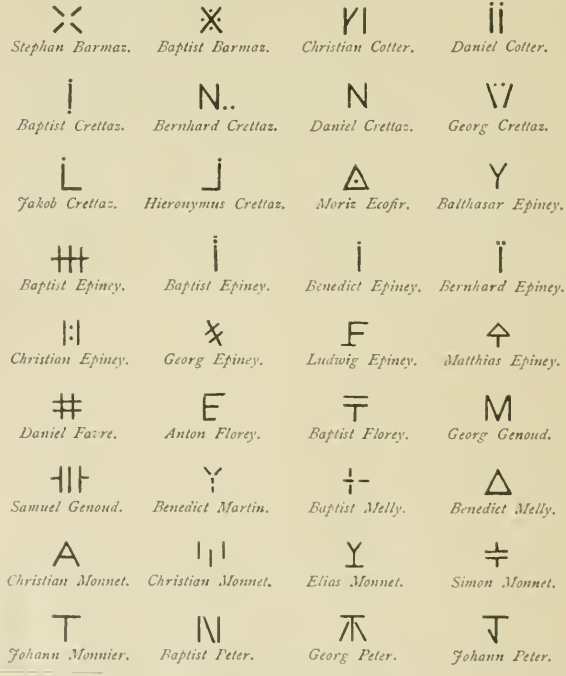
[1]) »Les marques que vous avez observées à Grimenz sont généralement employées chez nos campagnards sous le nom de marques domestiques pour désigner la propriété des meubles et des bois abattus. Autrefois elles remplaçaient l'écriture et servaient de signature.« Herr *A. Bagnoud in seinem Briefe vom Januar 1890.*

[2]) «Les croix (aber es sind dies nicht nur Kreuze) faites sur les portes des écuries signifient plutôt un acte religieux servant de préservatifs contre tout maléfice au bétail y demeurant.« *Brief des Herrn Joachim Peter aus Ayer am 5. Oktober 1891.*

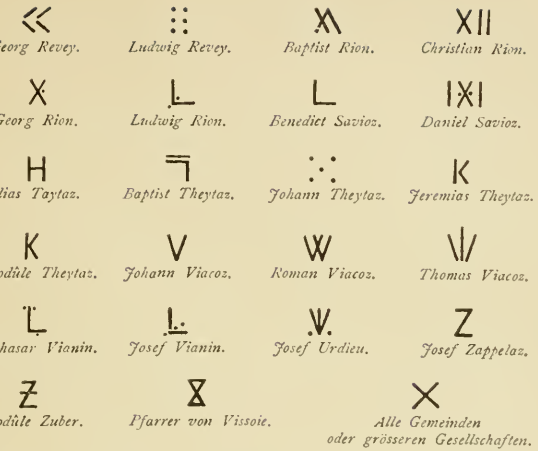
[3]) Diese Schriftzeichen wurden auf Holzstäbchen eingekerbt. Dieses mühsame Verfahren, sowie der Raummangel selbst erforderten Abkürzungen; es wurden also mehrere Buchstaben miteinander verbunden, so dass eine Linie nicht nur für einen, sondern auch für zwei, ja sogar für drei Buchstaben zugleich dienen musste. Ausser diesen Abkürzungen wurden, wie in der hebräischen, arabischen und türkischen Schrift, gewisse Selbstlauter ebenfalls der Abkürzung halber gänzlich weggelassen. Beispiele solcher Ligaturen werden wir weiter unten mehrere kennen lernen.

selben scheinen nach dem Briefe des Herrn Pfarrers von Vissoie noch lange nach dem Aussterben der hunnischen Sprache verwendet worden zu sein, wie wir denn thatsächlich auch heute noch einige von ihnen finden, darunter solche, die wirklich die Anfangsbuchstaben des betreffenden Namens sind.

Zur Veranschaulichung möge hier die ganze Sammlung der Schriftzeichen folgen, die ich der Güte Herrn Peters verdanke. [1])



[1]) Die unter den Schriftzeichen stehenden Namen sind die Namen derjenigen, die diese Schriftzeichen gebrauchen.

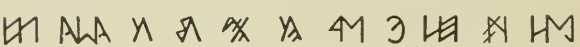


Wie übereinstimmend diese Zeichen mit der altungarischen oder hunnischen Schrift sind, möge der freundliche Leser aus dem Alphabete und durch die Vergleichung mit den verbundenen Buchstaben einer noch im vorigen Jahrhundert in Csik-Szent-Miklós vorhanden gewesenen Kirchenaufschrift selbst entnehmen. [1])

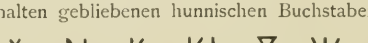
[1]) Ich will hier nur in Kürze bemerken, dass jetzt etwa 20—25 Varianten von hunnisch-magyarischen Alphabeten bekannt sind, von denen ich zwölf in meinem im Jahre 1889 erschienenen Werke »*A hun-magyar iráse* (die hunnisch-magyarische Schrift) veröffentlicht habe. Obwohl alle diese Alphabete auf die gemeinschaftliche Quelle hinweisen, so finden sich doch bei einzelnen Buchstaben kleinere Abweichungen, welche ihren Ursprung den Zeiten oder dem Geschmacke des Schreibers zu verdanken haben, wie es auch heute bei der lateinischen und deutschen Schrift der Fall ist. Immerhin aber ist das Grundprinzip unverkennbar ein und dasselbe. Ja selbst der Umstand, auf welches Material geschrieben wurde, wirkte verschieden auf die Gestalt des Buchstabens; wurde die Schrift auf Holz eingekerbt, so bestanden die Buchstaben beinahe ausschliesslich nur aus geraden Linien; wurde sie mit dem Griffel eingeritzt oder mit Punzen eingeschlagen (wie auf dem Goldfunde von Nagy-Szent-Miklós) oder gar auf Pergament oder Papier geschrieben so waren die Buchstaben mehr abgerundet.

Das hunnisch-magyarische Alphabet.

Ligaturen der Kirchenaufschrift in Csik-Szent-Miklós.



Die nachfolgenden Zeichen aber sind die im Thale unverändert erhalten gebliebenen hunnischen Buchstaben:



Hiebei ist noch zu bemerken, dass die Zeichen des Stephan Barmaz, Bernhard und Daniel Crettaz thatsächlich die Anfangsbuchstaben ihres Namens sind.

Die Echtheit der hunnisch-ungarischen Schrift wurde, namentlich in letzterer Zeit und ohne Angabe auch nur des geringsten Beweises, in Zweifel gezogen, obwohl eine ganze Reihe glaubwürdiger Autoren, wie die Wiener Bilderchronik (aus dem XIV. Jahrhundert), Johann Thuróczi und Anton Bonfini (aus dem XV. Jahrhundert), Nikolaus Oláh, Anton Verancsics (aus dem XVI. Jahrhundert) und noch manch andere Historiker bis herauf in das XVIII. Jahrhundert, in welcher Epoche der Gebrauch dieser Schriftzeichen unter dem Volke gänzlich erloschen war,[1]) Kunde von ihr geben, ja sogar die

[1]) Am längsten hatte sich diese alte Schrift bei den Szeklern erhalten.

Gebrauchsweise genau beschrieben, andere aber das Alphabet hinterlassen haben.[1])

Aber auch schon bei einigen Historikern des Altertums finden wir unzweifelhafte Beweise des Vorhandenseins dieser Schrift, so bei *Menander Protector*, der uns berichtet, dass Dizabulus, der Fürst der Turken (= Ungarn), im Anfang des vierten Jahres der Regierung *Kaiser Justins II.* (also im Jahre 569) an diesen selbst, unter Führung eines gewissen *Maniach*[2]) eine Botschaft sandte, welche Geschenke und *skythische Briefe* zu überreichen hatte. Der Text der diesbezüglichen Stelle lautet wörtlich folgendermassen: »Nachdem er (Maniach) also in den kaiserlichen Palast gekommen und zu dem Könige (Kaiser Justin) geführt worden war, that er alles, was die Bande der Freundschaft erheischen, händigte den hiezu bestimmten Leuten das Schreiben und die Geschenke ein und bat, es möchten ihm die Beschwerden der Reise nicht ohne Vorteil sein (d. h. er möge die Reise nicht umsonst gemacht haben). Aber nachdem der König (Kaiser Justin) *mit Hülfe der Dolmetsche das skythische Schreiben gelesen hatte*, liess er die Gesandtschaft sehr gerne vor.«[3])

Nicht minder deutlich spricht von dieser Schrift der Araber *Ibn-abi-Jakub-el-Nedim* (im X. Jahrhundert). Er sagt wörtlich

---

[1]) Die erste Veröffentlichung des Alphabetes und der Abkürzungen (Ligaturen) besorgte Johann Telegdi in seinem kleinen, zu Leyden im Jahre 1598 erschienenen Werkchen »*Priscae Hungarorum linguae rudimenta.*« Nach ihm folgten noch andere, so dass wir bis jetzt gegen zwanzig Varianten des Alphabetes kennen, die sich aber dennoch so wenig voneinander unterscheiden, dass sie die gemeinschaftliche Wiege unzweideutig erkennen lassen.

[2]) Mányok ist jetzt noch ein Ortschaftsname in Ungarn.

[3]) »— — — *καὶ τοίνυν εἰς τὰ βασίλεια παρελθὼν καὶ παρὰ βασιλέα γενόμενος ἅπαντα ἔπραξε τὰ ὅσα ἔπεται τῷ τῆς φιλίας δεσμῷ, τό τε γράμμα καὶ τὰ δῶρα ἐνεχείρισε τοῖς ἐς τοῦτο ἀνειμένοις, καὶ ἐδεῖτο μὴ ἀνονήτους αὐτῷ γενέσθαι τοὺς τῆς ὁδοιπορίας ἱδρῶτας. ἀτὰρ ὁ βασιλεὺς ἀναλεξάμενος διὰ τῶν ἑρμηνέων τὸ γράμμα τὸ Σκυθικὸν ἀσμενέστατα προσήκατο τὴν πρεσβείαν.*« *Corpus Scriptorum Historiae Byzantinae. Bonnae* 1829. *Ex Historia Menandri Protectoris Excerpta de legationibus Barbarorum ad Romanos. I. Teil,* S. 298.

folgendes: »Die rusische (nicht russische)[1]) Schrift. Jemand, dessen Worten ich trauen darf, erzählte mir, dass einer von den Königen des Berges *Kabk* (Kaukasus, wo damals wie heute noch, obwohl jetzt schon anderssprachig, ungarische Völkerzweige vorhanden waren,) ihn an den König der Rusen geschickt habe; und er nahm davon Veranlassung zu der Bemerkung, dass diese eine Schrift hätten, die auf Holz eingekerbt werde. Dabei zog er ein Stückchen weisses Holz hervor, das er mir hinreichte. Auf demselben waren Charaktere, die, ich weiss nicht, ob Wörter oder isolierte Buchstaben darstellten.« [2])

Ausser diesen Argumenten ist das uralte ungarische Wort *betû* (Buchstabe) selbst Bürge fur das Altertum der Schrift. Wir finden es auch in der Mandschusprache, in welcher das Wort *biti* ein Schriftzeichen bedeutet. Auch *ir* (er schreibt), *rô* (er kerbt Schriftzeichen ein), *betût vet* (er reiht Buchstaben aneinander — er schreibt) sind uralte, keiner andern Sprache entlehnte Wörter.

Freilich besitzt man sehr wenig von solchen Schriftdenkmälern. Die christlichen Missionäre haben eben alles bis auf die letzten Reste vertilgt, begreiflich genug bei dem immer wieder aufflackernden Kriege, den die Anhanger der Urreligion bald in diesem, bald in jenem Teile des Landes fuhrten und der in Siebenbürgen noch zweihundert Jahre nach Stephan dem Heiligen das Christentum gefahrdete. Dieser Mangel an Schriftdenkmälern war in den Augen der Doktrinare ein hinlanglicher Grund, die Echtheit der erhaltenen Alphabete und einiger auf

[1]) Die Rusen waren, wie wir aus *Ibu-Fosslan*, *Bakuwy*, *Abu-l-Abbas-Dimeschky* deutlich ersehen, ein ungarischer Völkerzweig, der bei Magister Simon von Kéza *Rusd*, das Territorium der Rusen aber von andern Chronisten *Rusia* genannt und von manchen fälschlicherweise auf ganz Ungarn übertragen wird. Der Tribusfürst der Rusen war nach den Hildesheimer Jahrbüchern im Jahre 1031 Emerich, der Sohn König Stephans.

[2]) *Ch. M. Frähn. Ibn-abi-Jakub-el-Nedims Nachricht von der Schrift der Rusen. Mémoires de l'Académie impériale des Sciences de St-Pétersbourg. St-Pétersbourg* 1836. III. B.. S. 513.

dem Szeklergebiete vorhanden gewesenen oder noch vorhandenen Kirchenaufschriften anzuzweifeln.

Mir war es vom Glücke beschieden, auf die ältesten, bis jetzt bekannten hunnisch-magyarischen Schriftdenkmäler hinzuweisen.

Die erste Partie derselben befindet sich auf dem Goldfunde von Nagy-Szent-Miklós, [1]) welche manche für jüdische, andere für gotische, griechische, ja sogar türkische Aufschriften hielten und noch halten, ein Beweis, wie gut sie alle diese Schriften kennen. [2])

Die zweite Partie habe ich erst kürzlich, im Oktober 1891 in Venedig, auf jenen zwei allein stehenden viereckigen Säulen,

[1]) In meinem im Jahre 1889 zu Budapest erschienenen Werke *»A hunmagyar irás és annak fennmaradt emlékeie«* (Die hunnisch-magyarische Schrift und ihre erhaltenen Denkmäler) mit 12 Varianten der Alphabete und vielen Faksimilen.

[2]) Dieser Schatz wanderte wie alles andere Ähnliche in die Schatzkammer nach Wien, von wo er im Jahre 1884 zur Goldschmiedekunstausstellung in Budapest geliehen wurde. Man konnte ihn von ganz nahe betrachten und alle Schriftzeichen, mit Ausnahme der auf dem Boden der Gefässe eingeritzten, genau sehen. Aber die Vernachlässigung dieses Zweiges der Wissenschaft war in Ungarn schon so weit vorgeschritten, dass selbst der Archäologe und Oberkustos der Antiquitätenabteilung des Nationalmuseums, Dr. Joseph Hampel, der eine umfangreiche Abhandlung über den Fund herausgab, sie nicht mehr erkannte und diese Inschriften als ungarisches Eigentum nicht mehr reklamieren konnte. Auch an den Stierköpfen der zwei Schalen hätte ihm die Ähnlichkeit mit den auf den Säulenkapitälern der persischen Königsgräber von Pasargadä auffallen müssen. Diese zwei Schalen und noch einige andere Stücke des Schatzes zeigen ausdrücklich orientalische Motive, während andere zweifellos die Werke griechischer Meister sind. Von den Inschriften des Schatzes habe ich drei Namen enträtselt; sie lauten: *Endes, Eger* und *Ru*. Es war nicht schwer, diese drei Namen, die wir heute noch vorfinden, zu lesen, weil sie isoliert stehen, während die übrigen Schriftzeichen ohne Abteilungszeichen aneinandergereiht und beinahe ohne Ausnahme Mitlauter sind, was wohl wieder nicht ein Spiel des Zufalles, sondern die gewöhnliche Art des Abkürzens ist. Gegen die Bemerkungen jener, die auch seither diese Buchstaben noch immer für gotische Runen, griechische, ja sogar türkische Buchstaben erklären, haben wir weiter kein Wort mehr zu verlieren.

auf den sogenannten »*Pili Acritani*«, [1]) die neben der Markuskirche auf der Piazzetta stehen, entdeckt und veröffentlicht.[2]) Sie mögen hier als Schluss dieses Abschnittes stehen.

Verzeichnis der Familiennamen des Eifischthales samt ihren Analogien in Ungarn und in griechischen und römischen Autoren.

Mit Sorgsamkeit stellte ich das Verzeichnis der Familiennamen zusammen, um ja keinen einzigen zu übergehen. Sie verdienten auch die auf sie verwendete Mühe, weil es auf der ganzen Welt kaum einen zweiten, vom Mutterstocke so abgetrennten, seit vielen Jahrhunderten so alleinstehenden Zweig eines Volkes geben dürfte, der seine ursprünglichen Namen so unverdorben und rein bewahrt hätte, wie die Eifischer die ihrigen. Viele ihrer Namen lauten noch genau so, wie sie vor anderthalb

[1]) Sie stammen nämlich aus St. Jean d'Acre, was aber gewiss nicht ihre Urheimat war.

[2]) Die eine Veröffentlichung geschah ungarisch in der Beilage des »*Néphevelők Lapja*« (Blatt der Volkserzieher), *XXVII. Jahrgang* 1892. *9. Heft*, die andere italienisch in der Zeitschrift »*L'Ateneo Veneto*«, *Venedig*, 1892. *Serie XVI. II. Band*, 1. bis 4. *Heft* (Juli—Oktober), S. 96 bis 104.

tausend Jahren niedergeschrieben wurden oder wie sie beim Muttervolke heute noch lauten.

Diese Namen sind also auch ein gewiss nicht zu unterschätzender Beweis für die hunnische Abstammung der Eifischer. Auf diesen Umstand habe ich bereits in meinem im Juni 1889 erschienenen Werke über die hunnisch-magyarische Schrift hingedeutet, worauf dann Paul Hunfalvy in der am 27. Oktober desselben Jahres abgehaltenen ersten Generalversammlung des ungarischen ethnographischen Vereines unter anderem meinte, dass man aus den Eigennamen der Hunnen gar nichts folgern könne. Ich will mir nicht im geringsten schmeicheln, dass Hunfalvys Worte dieser meiner Behauptung gegolten hätten. Da jedoch Hunfalvy im Auslande als Kapazität bekannt ist, so kann und darf ich meinetwegen und zur Rechtfertigung meiner Behauptungen nicht unterlassen, auf diese seine Worte die notwendigen Bemerkungen zu machen. Hunfalvy sagte wörtlich folgendes: »Aus den Sprachen der Jazyger, Hunnen und Avaren ist ausser Eigennamen gar nichts auf uns gekommen;[1]) aus jenen Namen aber ist es unmöglich, hinsichtlich der eigenen Sprache des betreffenden Volkes einen Schluss zu ziehen; denn wir wissen erstens nicht, ob diese Namen durch die Schriftsteller fremder Nationalität richtig niedergeschrieben worden sind; zweitens wissen wir nicht, ob jene Namen, wenn sie auch fehlerlos niedergeschrieben wurden, aus der Sprache des betreffenden Volkes stammen. Wer wollte aus den ungarischen Taufnamen *István* (Stephan), *Béla* (ein ungarischer Name der Urzeit, der aber jetzt für Albert gilt), *Dávid*, *Salamon*, *Sámuel* u. s. w. die Beschaffenheit herausbuchstabieren!«[2])

Was den ersten Zweifel dieses Gelehrten anbelangt, so glauben wir uns nicht allein auf die heutzutage zur Manie gewordene und dabei sehr problematische Sprachforscherei

[1]) Er vergisst auf die Wörter »vadon«, »Hunnivar«, welch letzteres für uns auch dann von Bedeutung ist, wenn es, wie in manchen Handschriften »quem Hunni Var appellant«, nur »Var« lautet.

[2]) *Ethnographia*, *Budapest*, *I. Jahrgang*. 1890. S. 3.

stützen zu dürfen; denn wir haben ja auch Geschichtsbücher, deren Glaubwürdigkeit mindestens ebenso gross ist, wie die der finnisch-ugrisch-magyarischen oder türkisch-magyarischen Theorie, welche beide sich als Antipoden entgegenstehen. Aus der Geschichte ersehen wir klar und deutlich, dass Hunnen, Avaren und Ungarn ein und derselben Völkerfamilie angehörten. Den Leitfaden haben wir also in Handen, und diesen Leitfaden kann kein Finnist oder Turkist mit seinen Hypothesen abschneiden, wenn ihre Waffen auch noch so scharf und spitz sind. Die überkommenen hunnischen Eigennamen widersprechen der Geschichte nicht im geringsten. Natürlich können die Analogien, bei den Haaren herbeigezogen, auch von anderswo geholt werden, wenn man jede Silbe einzeln für sich definiert. Das ist ja eben das Unerhörte, dass der Weg gezeigt ist und man dennoch von ihm abweicht. Nehmen wir z. B. den Namen des Hunnenkönigs *Karaton*, wie ihn uns die Griechen erhalten haben. Es wird herumgehascht nach Analogien bei Türken, Mongolen, Tschuwassen und, weiss Gott, bei welch andern Völkern; man giebt dem Namen die abenteuerlichsten Deutungen, während man hierzuhause die Analogie dieses Namens fertig vorfindet; denn es giebt zwei Ortschaften namens »*Karád*« und eine namens »*Karadfölde*« (Karads Gebiet); das *on* aber ist weiter nichts als das griechische Anhängsel, wie wir dies auch bei den hunnischen, ebenfalls durch einen Griechen, Priscus Rhetor, aufbewahrten Eigennamen »*Edekon*« (Egyek, sprich: Edjek, ist eine Ortschaft) und »*Zerkon*« (der kleine Hofnarr Attilas, von gyerk, sprich djerk = Kind) finden. »*Irnak*« war nach Priscus der jüngste und geliebteste Sohn Attilas, weil die Hellseher dem Vater prophezeit hatten, dass sein Stamm einzig und allein durch diesen seinen Sohn fortgepflanzt werden würde. Wie leicht konnte Priscus einen einzigen Buchstaben dieses Namens von den Lippen seines hunnischen Tischgenossen inmitten des häufigen Leerens der Weinbecher schlecht verstanden oder später schlecht aufnotiert haben! Statt des einzigen Buchstabens *n* ein *m* gesetzt, haben wir das heute noch

in Verwendung stehende Wort »*irmag*«, welches so viel bedeutet als *der letzte seines Stammes*. »*Álmos*«, der Vater Árpáds hatte erwiesenermassen, d. h. der Geschichte gemäss, seinen Namen einem ausgelegten Traume zu verdanken; der Name bedeutet nämlich der »Traumhafte«, und dennoch leitet ihn Vambéry aus dem tatarischen »*Ulumus*« ab.

Hunfalvy meint ferner, man könne nicht wissen, ob die Namen richtig geschrieben sind. Nun, wir glauben, dass, wenn wir dieselben aus dem Ungarischen definieren können, und wenn wir im Ungarischen Analogien vorfinden, was nur bei wenigen nicht der Fall ist, sie zweifellos richtig geschrieben sind; wenn nicht, so sind sie wahrscheinlich unrichtig, wie manche Eigennamen und das Wort »*strava*« (Totenmahl) bei Jordanes. Aber auch von diesen können wir die meisten durch Vergleiche mit andern Autoren oder den heute noch gebräuchlichen Namen mit grosser Wahrscheinlichkeit ableiten.

Hunfalvy meint weiter, dass man auch dann, wenn die Namen richtig geschrieben sind, nicht wissen könne, ob sie aus der Sprache des betreffenden Volkes selbst stammen, und führt zur Bekräftigung dieser seiner Behauptung die heutigen Taufnamen (!) als Beispiel an. Wir unternehmen es, den jedenfalls sehr gelehrten, aber etwas unpraktischen Herrn auch hinsichtlich dieses seines Zweifels zu beruhigen. Wahr ist es, dass man aus den heutigen Taufnamen, z. B. aus dem griechischen Frauennamen *Eulalia* nicht entnehmen kann, ob die Trägerin desselben eine Griechin, eine Engländerin oder eine getaufte Toltekin sei. *Hamsa* kann heute nicht nur ein Araber, sondern auch ein Perser, ein Osmane, ja (wer verwehrt es?) auch ein Pole heissen. Aber so wahr einerseits das jetzt Gesagte ist, so wahr ist es anderseits, dass einst jedes Volk sich seine Namen selbst machte. Diese Namen waren stets von den Eigenschaften des Geistes oder Körpers, von der Beschäftigung oder dem Berufe des Betreffenden abgeleitet und alle diese Namen im Geiste des betreffenden Volkes gebildet, daher auch voneinander so wesentlich verschieden. Zur näheren Beleuchtung wollen wir einige solcher

Namen aufzählen. Bei den alten Deutschen finden wir die Namen »*Ekkehard*« oder »*Ekard*« (der Schwertstarke), »*Herman*« (der Kriegsmann = der Tapfere), »*Hartmann*« (Bergmann, Waldmann), »*Eberhard*« oder »*Ebert*« (der Starke, hart oder stark wie ein Eber), »*Hildegard*«, »*Hildemund*« (die Kampfesjungfrau, die Kampfbeschützte), »*Wiborada*« (Weiberrat) u. s. w. Jüdische Namen waren: »*Aaron*« (der Erleuchtete), »*Abraham*« (Vater der Menge d. h. Volker), »*Rebekke*« (die Dicke, Feiste, Starke), »*Josua*« (Gotthilf), »*Adam*« (der Mensch, Erdensohn), »*Rachel*« (das Mutterlamm, die Geduldige), »*Judith*« (Jüdin, d. i. Bekennerin Gottes), »*Dovid*« (der Geliebte). Lateinische Namen waren: »*Agricola*« (Ackersmann), »*Augustus*« (Mehrer, Vermehrer, namentlich des Reiches, daher Beiname vieler Cäsaren), »*Lucius*« und »*Lucia*« (der oder die mit anbrechendem Lichte Geborene), »*Faustina*« (die Glückselige), »*Domitianus*« (der Thörichte), »*Severus*« (der Strenge, der Ernsthafte). Arabische Namen waren: »*Nur-Chanüm*« (die Lichtfrau), »*Ali*« (der Erhabene), »*Nureddin*« (Licht des Glaubens), »*Schemseddin*« (Sonne des Glaubens), »*Nasreddin*« (Kämpe des Glaubens), »*Ghaffari*« (der dir verzeiht), »*Schihabi*« (der Funkenhafte), »*Fachri*« (der Rühmliche), »*Dschanfeda*« (Seelenopfer), »*Ssaffije*« (die Reine). Ungarische Namen waren und sind: »*Lábatlan*« (der Fusslose), »*Balog*« (der Linkhandige), »*Bornemissza*« (szeklerisch statt des eigentlichen Bortnemissza, der keinen Wein trinkt), »*Fényes*« (der Glänzende), »*Szőke*« (der Blonde), »*Vitéz*« (der Tapfere), »*Kádár*« und »*Gyula*«, einst opferübende Personen des Urglaubens, sind, namentlich ersterer, heute noch in grosser Menge vorhanden. Ungarische Frauennamen waren: »*Czifra*« (die Schmucke), »*Kellemes*« (die Angenehme), »*Szerelmes*« (die Verliebte) u. s. w.

Derartige Namen nun hatte jedes Volk für sich selbst in Hülle und Fülle; und es lag nicht die geringste Notwendigkeit vor, einen derartigen Namen von einem andern Volke zu borgen, dessen Bedeutung man anderswo ja gar nicht verstand.

Als aber das Christentum, von Palästina ausgehend, über Griechenland und Italien auch zu andern Völkern Eingang gefunden hatte, da legten diese natürlicherweise die verpönten heidnischen nationalen Namen ab und nahmen in der Taufe die ihrer griechischen oder römischen Missionäre oder die jüdischen Namen des alten und neuen Testamentes an. Ebendenselben Prozess finden wir auch bei der Verbreitung des Islams, der sich von Arabien aus über Persien, die seldschückischen Völker und einen Teil Indiens verbreitete, und von welcher Zeit an die bis dahin ungekannten arabischen Namen auch bei Persern, Indiern und Seldschücken sich einbürgerten.

Aber niemand kann uns aus der Geschichte auch nur einen einzigen Fall aufweisen, dass ein Deutscher schon vor der Christianisierung seines Volkes Stephan, Joseph, Julius, Cornelius oder Lucius und eine Deutsche Cäcilia, Julia oder Etruscilla geheissen habe. Umgekehrt hat auch ein Römer nie Alarich, Ratpert, Ekard und eine Römerin nie Brunhilda oder Hildegarda geheissen. Einen türkischen oder persischen Hassan, Muhammed oder Ali hat es vor der Annahme des Islams nicht gegeben; und wäre es vor dieser Epoche einem Türken je eingefallen, einen jener bizarren arabischen Namen anzunehmen, so hätte sein Volk ihm gewiss noch einen andern, aber türkischen Namen, den Namen »*deli*«, beigelegt. Der arabische Name wäre sodann durch diesen verdrängt worden und der türkische, verständliche Name geblieben, und der Betreffende hätte bis an das Ende seiner Tage (je nachdem er Civilist oder Militär war) »*deli effendi*« oder »*deli aga*« (der närrische Herr) geheissen. Nun, weil wir ja von Hunnen schreiben, hat man je von einem Römer gehört, der Attila, Rua oder Edekon geheissen, oder umgekehrt von einem Hunnen, dass er den Namen Sempronius, Galba oder Caracalla geführt habe? Nicht einmal Attila, dem man doch den Rang eines *römischen* Heerführers zugesprochen hatte, um so die Zahlung des sündenschweren Tributes wenigstens einigermassen zu beschönigen, änderte seinen ursprünglichen hunnischen Namen; denn die römische Geschichte nennt ihn

stets und immer nur Attila, die ungarische aber, jedenfalls richtiger, Etele.

Nun müssen wir noch erwähnen, dass es manche höchst verdächtig finden, wenn in der Geschichte eine und dieselbe Person unter zwei, voneinander wesentlich verschiedenen Namen genannt wird. So nennt die römische Geschichte den Vater Attilas *Mundzuch*, *Mundiuk* und *Mundok*, während die ungarische Tradition und Chronik nur einen *Bendeguz* kennt. Wir finden in diesem Umstande durchaus nichts Anstössiges und halten diesen letzteren, welcher in manchen Teilen Ungarns, speciell bei den Palóczen, auch jetzt noch in Verwendung steht, aber meist abgekürzt als *Bende* gebraucht wird, für den eigentlichen Namen, während jener andere ein Amts- oder Eigenschaftsname war; denn »*mondó*« oder »*mondó ember*« heisst bei den Szeklern, [1]) strichweise auch im übrigen Ungarn, der *Hellseher;* die Hellseherei aber war innig verbunden mit dem Opfern, das auch in den Amtskreis der Stammesoberhaupter gehörte, wie wir dies bei der Amtsausübung der »*Gyulas*« und »*Rabonbáns*« gesehen haben. Übrigens müssen wir uns vielmehr wundern, dass wir nicht noch einen dritten Namen vorfinden, nämlich den Spitznamen, der vom Volke überaus treffend und charakterisierend ausgedacht und beigelegt wird, dem beinahe niemand entgeht und der manchmal, auch in der Geschichte, den wirklichen Namen verdrängt. Dies beweisen die vielen zu Familiennamen gewordenen Spitznamen in Ungarn. Die Geschichte nennt uns einen Palóczenfursten *Csemeg-Répa* (sprich Tscheneg Rehpa), was so viel bedeutet als »*Rübe klingt*«. Wer wollte behaupten, dass dies kein Spitzname sei? Dennoch kennen wir keinen andern Namen dieses Fürsten.

Diese kleine Abschweifung glaubten wir dem Namensverzeichnis der Eifischer notwendigerweise vorangehen lassen zu müssen.

[1]) *Orbán, Beschreibung des Szeklergebietes*, III. B., S. 73.

Die Namen dieses Verzeichnisses habe ich dem Matrikelbuche[1]) zu Vissoie entnommen; sein Titel lautet:

LIBER REGENERATORUM
sive
REGISTRUM BAPTIZATORUM
in Ecclesia parochiali Magnae
S. Euphemiae Virg. et Mart.
in celebri
VALLE ANNAVISIENSI
ab anno verbi incarnati 1682
R. D. Aegidio Mathy (Massi) Parocho ab 18 annis,
R. D. Joanne De-Combe Vicario a 4 annis, et abinde a
R. D. Joanne Follonier de Harens.[2])

»*Nisi quis renatus fuerit ex aqua et Spiritu Sancto, non potest introire in regnum Dei.*«

S. JOAN. CAP. 3. V. 5.

Vissoviae 1682. 1. Januarii.

Es ist dies das älteste Matrikelbuch des Thales; die früheren sind wahrscheinlich durch Feuersbrünste vernichtet worden. Dieses Buch umfasst den Zeitraum von 1682 bis 1700 und enthält sämtliche Familiennamen der Thalschaft, Getaufte, Verheiratete, Verstorbene, sowie Paten und Trauungszeugen, weil zu jener Zeit Vissoie die einzige Pfarre des Thales war.

Mit welcher Neugierde, beinahe Bangigkeit schlug ich dieses Buch auf! Aber schon der erste Name, der mir in die Augen fiel, überraschte mich freudig, war er doch ein alter Bekannter aus dem Buche des Priscus Rhetor; dann kam noch ein zweiter, dritter, vierter u. s. w.

Ich machte mich nun an das Abschreiben der Namen; jeden Namen schrieb ich wenigstens zehn-, ja fünfzehnmal,

[1]) Das Buch ist ganz in Leder gebunden, hat eine Länge von 24 1/2 *cm*, eine Breite von 16 *cm* und eine Dicke von 6 1/2 *cm*.

[2]) Val d'Hérens Eringerthal.

absichtlich, teils um ja keinen einzigen auszulassen, teils um die verschiedenartige Schreibweise derselben zu besitzen.

Die im Verzeichnisse angedeutete Aussprache des Namens beruht auf der schriftlichen Mitteilung Herrn Joachim Peters und auf dem mündlichen Vorsagen dieser Namen durch den damaligen Kaplan von Vissoie, Herrn Salaming, welche beide gebürtige Eifischer sind.

Abbe, *Abbey* und *Abbez*, jetzt *Abbé* geschrieben, lautet deutsch gelesen *Abbeh* und bedeutet im Französischen »*Abt*«. Aber diesen Namen finden wir auch in der Szekler-Chronik als *Abé*,[1]) ein Name, der einst jedenfalls dieselbe Bedeutung hatte wie der *Aba* (Vater) der Weissungarn, welcher Name wieder mit dem heutigen *apa* und *atya* (Vater) identisch ist. Schon Strabo nennt einen Skythenkönig *Ἀτέας*; auch dieser Name bedeutete gewiss nichts anderes als das Wort *atya*. Ungarns dritter König hiess *Aba Sámuel*, meist auch nur *Aba* genannt, weil er diesen Namen ob der grossen Liebe und Güte zu seinem Volke von diesem erhalten hatte. Auch giebt es in Ungarn viele Ortschafts- und Ortsnamen *Aba*, welcher übrigens als Taufname noch jetzt gegeben wird. — Die Familie Abbé zählt sich unter die Ureinwanderer d. h. unter die Hunnenabkömmlinge.

Antillio und *Antille*, jetzt *Antille* geschrieben, *Antiljo* aber ausgesprochen. Für diesen Namen fand ich keine Analogie. Die Familie gehört der Überlieferung nach ebenfalls zu den Ureinwanderern.

Barma und *Barmaz*, jetzt *Barmaz* geschrieben und *Barma* gelesen, ist ein Name, der auch in Ungarn vorkommt. Ein Michael Barma aus Raab ward bei Gelegenheit der Landesausstellung in Budapest zum Jury-Mitglied gewählt.[2]) Barma bedeutet übrigens im Eifischer Patois so viel als »*caverne*« (Höhle) und ist dem ungarischen Worte »*verem*«, Accusativ

[1]) » — — — Tum Abe, qui erat filius Isinnae — — —.«

[2]) Tagblatt »Függetlenség« vom 11. Juni 1885.

»*verm-et*« (spr. wärem, wärmet, Grube), dem Laute und Sinne nach verwandt. Es kann daher dieser Familienname möglicherweise auch aus dem ebenfalls vorhandenen Ortsnamen entstanden sein, wofür wir Beispiele auch in den von Eifisch aus bevölkerten Visper Thälern finden, wo derartige Örtlichkeiten »*Im Seng*« genannt werden, von denen die dort wohnenden Familien ebenfalls diesen Namen »*Im Seng*«, erhielten. Dieser Benennung entspricht wieder der ungarische Familienname *Vermes* (Gruber). — Die Familie Barma wird ebenfalls unter die Ureinwanderer gerechnet.

Bartho und *Berto*, am häufigsten aber *Bertho* geschrieben und ebenso ausgesprochen, ist ein in ganz Ungarn sehr gewöhnlicher Name, welcher daselbst in den Variationen *Barta*, *Bartta*, *Bartha*, *Bartó*, *Barthó*, seltener *Bertha*[1]) und *Berthó* vorkommt. — Die Familie Bertho, welche ebenfalls zu den Ureinwohnern zählt, ist nach Siders übersiedelt.

Barza habe ich nur ein einziges Mal gefunden; jetzt weiss man von einer Familie dieses Namens nichts mehr. Es ist dies der unverdorbene ungarische Name *Barcza* (spr. Bartza), welcher als Familienname sehr verbreitet und auch als Ortschaftsname in den Komitaten Abauj und Borsod zu finden ist. *Barcza* oder *Barczaság* heisst ferner ein ganzes Gebiet im siebenbürgischen Teile Ungarns.

Bona, *Bonal* und *Bonard*, jetzt *Bonard* geschrieben, aber *Bona* gelesen, ist ein in Ungarn nicht eben seltener Name. — Diese Familie gehört auch zu den Ureinwanderern.

Bond, *Pond* und *Pont* geschrieben und *Pon* ausgesprochen. Der Name *Bond* war auch bei den Szeklern in Gebrauch; denn wir finden ihn als Mannernamen in der Szekler-Chronik, und eine Variation desselben, *Bonda*, war nach ebenderselben Chronik der Name eines Rabonbáns. Auch gab es bei Székely-

[1]) Ein Dr. Johann Bertha ist derzeit Dechant in Ödenburg. Tagblatt »Függetlenség« vom 17. April 1886, und ein Alexander Bertha ist Komponist.

Udvarhely eine Burg *Bondvár* (Bondburg), welche man mit dem heutigen *Budvar* identisch wähnt. Die Szekler-Chronik, welche, wie wir bereits bemerkten, erst im XVI. Jahrhundert, aber auf Grund von uralten Dokumenten zusammengestellt worden ist, nennt diese Burg konsequent *Bondvár*. Der Überlieferung nach soll sie schon zu Attilas Zeiten erbaut worden sein. Thatsache ist, dass sie der Sitz des Ober-Rabonbáns und somit der Centralpunkt des politischen Lebens der Szekler war. Es ist möglich, dass Bond als Familienname in andern Teilen Ungarns auch gegenwärtig noch sich findet. Leider hat man es daselbst noch nicht für notwendig erachtet, ein derartiges Verzeichnis zusammenzustellen, wie ein solches der leider zu früh gestorbene unitarische Bischof Kriza von den Szeklernamen verfasst hat. — Die Familie Pont zählt ebenfalls unter die Ureinwanderer.

Bourginet und *Burginet*, jetzt *Bourginet* geschrieben und *Burschine* ausgesprochen, erinnert an den ungarischen Ortschaftsnamen *Börzsöny* (spr. französisch Beurjeugne) und *Berzseny* (spr. französisch Bairjeigne) und die von denselben abgeleiteten Familiennamen *Börzsönyi* und *Berzsenyi*. — Auch diese Familie zählt sich unter die Ureinwanderer.

Callo, *Calloz*, *Calo* und *Caloz*, jetzt *Caloz* geschrieben und *Kâlloh* ausgesprochen, ist der unverdorben erhaltene hunnisch-ungarische Name *Kálló*, welcher als ein Sohn Ikas schon in der Szekler-Chronik erwähnt wird. *Kálló* ist ferner der Name einer Stadt und einiger Dörfer in den Komitaten Borsod, Nógrád und Szabolcs; aber auch als Familienname ist er gebräuchlich.[1]) Einen andern, ähnlichen Namen hat man auch noch in Ungarn, *Kalló* (das *a* hier ohne Accent), welcher das Partizip des Wortes *kall* ist und so viel bedeutet, als (Tuch-, Hut-, Strumpf-)Walker. Einer der Träger dieses Namens war der Seelsorger Anton *Kalló*[2]) in Gelej. Wir

[1]) Es giebt derzeit unter andern einen k. ung. Gensdarmerie-Offizier dieses Namens.

[2]) Der Kopist des in der Litteraturgeschichte Ungarns erwähnten Kecskemétischen Gebetbuches.

müssen uns aber als Analogie dennoch an den Namen *Kálló* (das *á* mit Accent) halten, weil man *Calloz* im Eifischthale genau auf diese Art ausspricht. — Die Familie Calloz ist eine der Urbewohner des Thales.

Chapella, *Chepella*, *Zapella*, *Zapellay* und *Zapellaz*, jetzt *Zapellaz* geschrieben und *Tzapella* ausgesprochen, bedeutet im Patois eine Kapelle, jedenfalls eine sehr eigentümliche Benennung einer Person. Dieser Name ist gewiss kein anderer wie der hunnisch-ungarische Mannesname *Csepel* (spr. Tschepel). Ein Csepel, kumanischer Abkunft, wird von der Geschichte als einer der Mannen Árpáds genannt; ausserdem finden wir eine Donau-Insel und mehrere Ortschaften dieses Namens in den Komitaten Pest, Somogy, Veszprém, Baranya und Ung. — Die Familie Zapellaz leitet ihren Ursprung von den Ureinwohnern des Eifischthales ab.

Cotter, *Chotter*, jetzt *Cotter* geschrieben, aber *Kocher* ausgesprochen, bedeutet im Patois so viel als »*commérage*« (Geschwätz). *Ko* war einst ein alt-szekler Mannesname, welcher sich in dem Ortschaftsnamen *Kovászna* (wörtlich Kos Leinwand) im Komitate Háromszék erhalten hat, in dessen (Kovásznas) Bereiche sich auch noch zwei andere auf Ko Bezug nehmende Ortsnamen erhalten haben: *Ko-vaczka* (spr. Ko-watzka, Kos-Lager, Kos-Boden) und *Ko-karja* (Kos-Arm),[1] mit welch letzterem als *Ko-kar* (Ko-Arm) der Name Kocher die meiste Ähnlichkeit hat. Übrigens finden wir noch zwei Dörfer namens *Köhér* im Komitate Torda, welche wir ihrer Ähnlichkeit wegen hier ebenfalls anführen müssen. — Die Familie Cotter zählt unter die Ureinwohner.

Crettaz, auch jetzt noch so geschrieben, aber *Krecha* ausgesprochen, bedeutet »*monticule*« (kleiner Berg). Dieser Name ist bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden, weil wir für denselben nirgends eine Analogie finden. Kein wirklich hunnisch-

[1]) Blasius Orbán in seiner Beschreibung des Szeklerlandes an der bezüglichen Stelle.

ungarisches Wort hat je mit zwei Mitlautern angefangen. Doch gehört die Familie zu den Ureinwohnern.

Daliard und *Dalliard* geschrieben, aber *Dalla* ausgesprochen, war der Name einer Familie hunnischer Abkunft, die seither ausgestorben ist. Nicht weit vom Eifischthal, bei Leuk, unten im Rhonethal, giebt es einen *Dala-Bach* und ein nach ihm benanntes Thal, das der Überlieferung nach ebenfalls eine Hunnen-Niederlassung ist. Ob es in Ungarn Familien dieses Namens giebt oder gegeben hat, konnte ich bei dem gänzlichen Mangel an derlei Hulfsmitteln nicht ergründen; als Ortschaftsname ist er vorhanden in den Variationen *Dál* und *Dállya*. Übrigens heisst *Dalla* im Ungarischen so viel als ein kleines Liedchen (canzone).

Dallios, *Dallioz*, jetzt *Dallioz* geschrieben und *Dâlloh* ausgesprochen. Es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich, dass es auch in Ungarn solche Familiennamen giebt. Bei den Szeklern finden wir den Namen *Dali*, welcher dem *Dalló* vollkommen entspricht, wie z. B. das »*becsali*« der Szekler statt des anderswo gebräuchlichen und grammatikalisch richtigen »*becsaló*«. *Dalló* ist im Ungarischen das Partizip von *dall* (er singt) und bedeutet so viel als Sänger, weil im Ungarischen das Partizip als Hauptwort gilt. Auch in Ortsnamen haben wir zwei, dem Laute nach ähnliche: *Dallyó* und, wie beim Vorhergehenden: *Dállya*. — Die Familie war nach der Überlieferung hunnischen Ursprunges, ist aber schon ausgestorben.

Danzo geschrieben und *Dântzoh* ausgesprochen, ist ein vollkommen ungarisch klingender Name, dessen Bedeutung aber schon entschwunden ist. Ob es in Ungarn einen ganz so lautenden Namen giebt, kann ich nicht sagen; aber ähnliche giebt es. Ein *Dancz* (spr. Dantz) ist gegenwärtig Direktor einer Provinzial-Schauspieler-Gesellschaft, deren in den Tagblättern öfter gedacht wird; *Dancs* (spr. Dantsch) und *Daczó* (spr. Datzoh) sind Familiennamen bei den Szeklern; einen Johann *Dancsó* (spr. Dantschoh) erwähnt ein Tagblatt,[1]) und

[1]) »Függetlenség« vom 27. November 1885.

Danczа (spr. Dantza) ist ein Bergesteil im Udvarhelyer Komitat.[1]) So ziemlich übereinstimmend mit diesem lautet auch bei Jordanes der Name des einen Sohnes Attilas, *Dintzik*, den andere Autoren *Dengisik* nennen. — Die Familie Danzo war der Überlieferung nach hunnischer Abkunft, ist aber jetzt ausgestorben.

Dorbon geschrieben und ebenso ausgesprochen, war der Name einer jetzt erloschenen Familie, wie man mir bemerkte, unbekannten Ursprunges. Ähnlich klingend sind die in der Szekler- Chronik vorkommenden Mannesnamen *Dombon* und *Bordon* und der heute noch (in Farkasd) vorhandene Familienname *Bardon*.

Dué geschrieben und *Dûch* (nicht Düe) ausgesprochen, war der Name einer nun bereits ausgestorbenen Familie. Möglich, dass dieser Name in Ungarn noch im Gebrauch ist; denn er existierte thatsächlich. Im Pressburger Codex kommt er als *Dua* vor; in der Szekler-Chronik finden wir ihn im Accusativ als *Duanum*.[2]) Dem Dué sind der Wortbildung nach verwandt die szeklerischen Namen *Déé*, *Dóczé*, *Dané*, *Kóré*, und die anderwärts in Ungarn existierenden *Boné*, *Reé*, u. dgl.

Epineid, *Epiney*, jetzt *Epiney* geschrieben. Aber die Familie heisst nicht Epiney, sondern *Finek*, ja Finek. Was der Grund war, der diese Familien (denn es giebt mehrere) bestimmte, einen andern Namen als den wirklichen und richtigen zu schreiben, konnte man mir nicht sagen. Aber Thatsache ist, dass *Finec* der eigentliche Name ist und nichts anderes bedeutet als das ungarische »*finak*«, unter dem man in den Siebenbürger- und einigen andern Teilen Ungarns

[1]) Blasius Orbán in seiner Beschreibung des Szeklerlandes. I. B., S. 64.

[2]) »Petrus Sandour 1412, ob quam Vaivoda a Duce expulsus ex terra Siculorum, post huius expulsionem Murcho ad obtinendum Imperium Valachiae auxilium parabat contra Duanum, tandem pluribus meritis tumulatus homo —.«

einen heranwachsenden Knaben, Bürschchen, einen Burschen versteht.[1]) Ob der heute noch bei den Szeklern gebräuchliche Familienname *Fina* und *Finna* die Verkürzung des ursprünglichen Finak sei, wollen wir, als nicht mehr ermittelbar, dahingestellt sein lassen. — Die Familie Finec zählt unter die Ureinwohner, also unter die Hunnenabkömmlinge.

Fabri, *Faure*, *Fauri*, *Faury* und *Favre*, jetzt *Favre* geschrieben, aber *Favro* ausgesprochen, bedeutet »*maréchal*« (Schmied) und wäre also dem italienischen »*fabbro*« ähnlich; da aber die Familie auch zu den Hunnenabkömmlingen zählt, so dürfte ihr Name mit den in Ungarn überall sehr häufig vorkommenden Familiennamen *Forró* identisch sein. Auch Ortschaftsnamen *Forró* giebt es in den Komitaten Bihar, Abauj, Gömör, Nógrád. Ähnlich dem Namen *Favro* klingt auch jener der adeligen Familie *Faur* in dem Orte Paulis bei Arad.[2])

Finec ist unter dem Namen *Epiney* behandelt worden.

Forney und *Forny* geschrieben und *Forni* gelesen, war eine der Überlieferung nach von den Ureinwohnern abstammende Familie, die aber ausgestorben ist.

Genau, *Genaud*, *Geneu* und *Genoud*, jetzt *Genoud* geschrieben, aber *Snu* gelesen, bedeutet »*genou*« (Knie). Dieser Name käme, besonders nach der Schreibweise *Geneu* dem ungarischen *Jenő* am nächsten, der als Taufname für *Eugen* gilt, aber nach der Behauptung eines hervorragenden Grammatikers eben nur die Nachbildung von »Eugen« sein soll. Möglich; aber wie käme dann der eine der Szeklerstamme zu der Benennung *Jenő*, der wie die übrigen andern dieselbe noch in der Urzeit erhalten hat? Auch der eine der sieben weissungarischen Stämme heisst bei Kaiser Konstantin

[1]) In anderen Teilen Ungarns heisst es fiók (von fiú), das ähnlicher Entstehung ist wie anyjok von anya und apjok von apa.

[2]) Laut dem Tagblatte »Budapesti Hirlap« vom 13. April 1888 ist ein Johann Faur mit dem Prädikate »von Tövis« daselbst verstorben.

Γενάχ, ein Wort, welches man allgemein für das ungarische *Jenő* hält. Da ich nicht weiss, welche Beweisgründe jener Grammatiker und Professor und, wie mir genau bekannt ist, gründliche Forscher und Kenner der altungarischen Sprachdenkmäler für seine Behauptung beizubringen vermag, so will ich mich jedes Urteils enthalten und nur noch bemerken, dass es ausser dem auch als Familiennamen gebrauchten *Jenő* in Ungarn noch viele Ortschaften dieses Namens giebt. — Die Familie Genoud zählt unter die Ureinwohner.

Gillet geschrieben und *Süllet* ausgesprochen. Für diesen heute noch vertretenen Namen der von den Ureinwohnern sich ableitenden Familie finde ich im Ungarischen keine Analogie, wenn nicht der Ortsname *Séllye* als solche angenommen werden kann.

Jaquier geschrieben und (französisch) *Jaquet* gelesen, ist der Name einer später eingewanderten französischen Familie.

Julliet und *Juliet* geschrieben und *Süllet* ausgesprochen, war der Name einer mir als ausgestorben bezeichneten Familie; möglicherweise aber ist sie identisch mit der Familie *Gillet*.

Lauy und *Louy* (richtiger *Louis*) geschrieben, war der Name einer später eingewanderten, jetzt ausgestorbenen Familie.

Loyé und *Loye*, jetzt *Loye*, geschrieben und (deutsch gelesen) *Loje* ausgesprochen, bedeutet im Patois soviel als »*Gallerie*« (bedeckter Gang). — Die Familie Loye zählt sich unter die Hunnenabkömmlinge, und ihr Name ist jedenfalls identisch mit Loya, den wir als einen der 108 Geschlechternamen der Weissungarn finden. *Loj* als Familiennamen finden wir heute noch in Petrozsény in Ungarn.

Maschi und *Massi*, auf dem Titelblatte des Matrikelbuches sogar *Mathy*, jetzt *Massi* geschrieben, aber *Maschschi* gelesen, ist der Name einer von den Ureinwohnern sich ableitenden Familie. Diesen vollkommen ungarisch klingenden Namen übersetzen wir ins Deutsche wörtlich so: »*von* (der

Ortschaft) *Masch«* oder *»Mascher«*. Wir brauchen nicht weit zu wandern, um wirklich einen Ort dieses Namens, *Mage* (spr. Masch mit gelindem *sch*), im benachbarten Eringerthale zu finden, das ebenfalls von Hunnen bewohnt war und teilweise noch ist. Diese Familie mag also ihren Ursprung von dort genommen haben zu einer Zeit, als die eigene, die hunnische Sprache noch nicht ausser Gebrauch gekommen war. Dieses Verdrängen des ursprünglichen Namens durch einen Ortsnamen finden wir im Ungarischen heute noch. Der neue Ankömmling in einem Dorfe wird natürlicherweise nach seinem Herkommen oder seiner Nationalität gefragt und wird dann, wenn man von ihm spricht, so bezeichnet; ist er z. B. von Halas, so sagt man: *»a halasi«* oder *»a halasi ember«* (der Halaser oder der Mann von Halas), *»a cseh«* (der Böhme) u. s. w. Ich weiss mehr als einen Fall, wo diese neue Bezeichnung den wirklichen, mitgebrachten Namen mit der Zeit in Vergessenheit gebracht hat. Schliesslich muss ich bemerken, dass es auch in Ungarn eine Ortschaft *Más* giebt in der Zusammensetzung *Máslak* (Maschheim).

Meiling, *Melin*, *Meling*, *Melyn*, jetzt *Melly* geschrieben, aber *Melle* ausgesprochen, ist eine von den Ureinwohnern abstammende Familie, also ebenfalls hunnischen Ursprunges. Analogien dieses Namens finden wir in Ungarn in den Familiennamen *Mellen* [1]) und *Melly*. [2])

Melingolin. Diese Familie wurde mir durch Herrn Peter, den Herrn Pfarrer von Vissoie und seinen Kaplan als unbekannt bezeichnet. [3])

[1]) Wird genannt im Tagblatt »Függetlenség« vom 21. April 1884.

[2]) Ein Melly ist derzeit Pfarrer in Pilis-Csaba.

[3]) Ich muss bemerken, dass die dreierlei Handschriften in der Matrikel sehr gut leserlich sind und daher von einem Irrtume keine Rede sein kann. Es war vielleicht der Name des letzten Sprösslings einer Familie, die seither in Vergessenheit geraten ist. Ich fand diesen Namen nur ein einziges Mal. Der Name scheint ein zusammengesetzter gewesen zu sein; denn einen den letzten zwei Silben ähnlichen Namen, Alin, finden wir im nachbarlichen Visperthale, das den speciellen Namen Saas-Thal führt und ins Deutsche übersetzt soviel heisst als Adler-Thal. Den Sinn des Wortes Saas versteht man dort nicht; aber Adlerpass heisst jener beschwerliche Pfad, welcher aus dem Saasthale nach Italien führt.

Mellet wurde mir durch die Eifischer Herren ebenfalls als unbekannt bezeichnet und ist wahrscheinlicherweise identisch mit dem Namen *Meiling* oder *Melle*.

Monier und *Monnier*, jetzt *Monnier* geschrieben und *Monnich* ausgesprochen, ferner

Monnet geschrieben und *Monnet* ausgesprochen, sind zwei, der Überlieferung nach von den Hunnen abstammende Familien. Ähnlich lautende Namen haben wir in Ungarn in den Ortschaften *Monaj* und *Mon* und in dem Familiennamen *Monó*.

Pernet war eine später eingewanderte, jetzt nicht mehr existierende Familie.

Peter geschrieben und *Pete* gelesen, ist der auch in Ungarn häufig vorkommende Familien- und Ortschaftsname *Pete*, von dem wir sogar auch das Diminutivum *Petke* als Familiennamen bei den Szeklern vorfinden.

Pond und *Pont* ist unter *Bond* behandelt worden.

Pott geschrieben und *Pot* (nicht Po) ausgesprochen, bedeutet im Französischen »Topf«. Es ist aber dies ein Name, der in Ungarn, namentlich bei den Szeklern als *Bot*, *Both* und *Bod* vorkommt. Auch Ortschaftsnamen haben wir *Bot*, *Bót*, *Bod*, sowie die von diesen abgeleiteten *Botta*, *Botfa* (Botbaum), *Botfalva* (Botsdorf), *Botháza* (Botshaus), *Boda*, *Bodafalva* (Bodas Dorf), *Bodaháza* (Bodas Haus), *Bodmezeje* (Bods Feld).

Reuer, *Rever*, *Revez* und *Revey*, jetzt *Rever* geschrieben und *Rewej* ausgesprochen, hat möglicherweise auch in Ungarn seine ganz gleichlautenden Namensvettern, was ich wegen des Mangels an Hilfsquellen nicht sagen kann. Eine Ähnlichkeit hat man jedenfalls in dem Ortschaftsnamen *Réva*. *Reve* selbst ist im Ungarischen ein Provinzialismus und heisst soviel als: das schwammig gewordene Mark der Bäume, der mürbe gewordene Mulm. Dem Revey in der Wortbildung ähnliche Familien- und Ortschaftsnamen haben wir in *Bere*, *Deme*, *Ete*, *Gere*, *Cserthe*, *Vere*, *Rete*, *Berde* und andern. — Die Familie *Rever* zählt unter die Hunnenabkömmlinge.

Rey geschrieben und *Ri* ausgesprochen bedeutet im Patois »*roi*« (König) und war eine später, aus dem Rhonethale eingewanderte und im Eifischthale jetzt nicht mehr existierende Familie. Diesen Namen finden wir auch in dem unweit von Siders gelegenen Orte *Lens* (spr. Len). Furrer sagt von dieser Familie Rey, dass sie der Tradition nach aus Persien stammen soll. Es wird wohl richtiger sein, wenn wir annehmen, dass die Familie nur aus der Nachbarschaft Persiens gekommen sei, denn ähnliche Namen finden wir auch in Ungarn. Ein Eugen *Reé* ist derzeit Grundbesitzer in Ajka im Komitate Veszprém. Von derselben Wurzel abstammende Ortschaftsnamen sind aller Wahrscheinlichkeit nach auch *Réa* und *Rehó*.

Reynar, Reynard, Reyna geschrieben und *Reyna* gelesen, bedeutet im Patois soviel wie das französische »*renard*« (Fuchs). Die Familie ist in späterer Zeit eingewandert und schon erloschen.

Rion und *Rioud*, in einer Urkunde aus dem Jahre 1299 [1]) und jetzt auch *Rion* geschrieben und ebenso ausgesprochen, bedeutet im Patois »*rond*« (rund). Die Familie zählt sich unter die Ureinwohner, und ihren Namen finden wir auch in der alten Heimat der schwarzen Hunnen als Flussnamen *Rhion*, einst auch *Phasis* genannt. Ob der Fluss seinen Namen von einer Person dieses Namens oder ob, umgekehrt, Personen ihren Namen vom Flusse abgeleitet erhielten, wissen wir natürlich nicht. [2]) Thatsache ist, dass es in Ungarn auch

[1]) Furrers Urkundensammlung III. B., S. 97.

[2]) Den Namen Attilas, nach der ungarischen Überlieferung Etele, pflegt man von dem Flusse Etel (Wolga) abzuleiten, verfällt aber dabei wie gewöhnlich in die türkisch-tatarische Theorie. Paul Hunfalvy, als Antagonist dieser Theorie, findet diese Ableitung unwahrscheinlich und sagt: »Ich kann nicht glauben, dass diese Erklärung richtig sei. Nach der volkspsychologischen Erfahrung kann zwar die Phantasie ein Meer, einen Fluss, einen See personifizieren: jede Mythologie zeigt zahlreiche Beispiele. Dass aber die Phantasie eine Person als Meer, Fluss oder See benannt hätte, weiss ich wenigstens nicht.« Ethnographia. Budapest, I. Jahrgang, 1890. S. 246. — Hunfalvy vergass dabei ganz den vormaligen Ministerpräsidenten von Ungarn: Tisza. Tisza heisst der Theiss-Fluss.

heute noch Familien giebt, die Flussnamen tragen, so z. B. die Familie *Tisza*, *Sajó*,[1]) dann *Zsitva*[2]) und, wer weiss, wie viele andere noch. Ob der Name Rion in Ungarn als Familienname zu finden ist, kann ich nicht sagen, aber in einem Stadtnamen haben wir seine Analogie: *Riomfalva* (Rioms Dorf).

Roscher, *Roschier* und *Rossier* geschrieben, aber *Rosche* gelesen, ist eine später eingewanderte Familie, wahrscheinlich deutschen Ursprungs, die jetzt schon ausgestorben ist.

Rouse kommt in der Matrikel nur einmal vor und ist nach Ansicht der Eifischer Herren jedenfalls identisch mit dem Namen *Roux*, weil man eine Familie Rouse nie gekannt hat.

Rouod, welcher ebenfalls nur einmal vorkommt, ist auch nicht bekannt und dürfte mit dem Namen *Rua* identisch sein.

Rouov und *Rov* geschrieben, ist der unverdorben sogar in seinen zweierlei Aussprachen[3]) erhalten gebliebene uralte, hunnisch-ungarische Amtsname der jetzt schon ausgestorbenen Familie. Dieser Name dürfte ob seiner Seltenheit in Ungarn jedenfalls zu denen gehört haben, die wegen ihrer Beziehung zur Urreligion geächtet, verpönt waren. Ob er als Familienname in Ungarn überhaupt noch gebräuchlich ist, weiss ich nicht; aber *eine* Analogie finden wir noch in dem Dorfe *Rof*, auch *Roff* geschrieben, an der Theiss; eine zweite, aber nur wahrscheinliche Analogie ist die Ortschaft *Rava*, sonst auch *Rova*, im Komitate Udvarhely und eine Ableitung davon das Dorf *Rovás* im Weissen Komitat im siebenbürgischen Teile. Dass Ruof oder Rof ein Amtsname war, können wir aus der Bedeutung des Wortes selbst und dann aus der Geschichte entnehmen, die uns sagt, dass die Oberhäupter der Szekler zur

---

[1]) In Debreczin ansässig.

[2]) Ein junger Bursche Namens Zsitva (aus Bajcs) ertrank vor nicht langer Zeit in seinem eigenen Namensvetter, dem Flusse Zsitva. Tagblatt »Független Ujság« vom 13. Juli 1891.

[3]) Die Schwarzungarn sagen Ruof, die Weissungarn Rof.

Zeit Árpáds (im X. Jahrhundert) und auch später noch »*rabonbáne*« hiessen und deren oberster, der »*fôrabonbán*« die priesterliche, militärische und bürgerliche Oberhoheit in sich vereinigte. Unter dem Ober-Rabonbán (*Rabonbán supremus gentis* nennt ihn die lateinisch geschriebene Szekler-Chronik) standen die sechs Rabonbáne *(Rabonbáni maiores)* der sechs Szeklerstämme, welche die priesterliche, militärische und bürgerliche Oberhoheit über ihren Stamm hatten, dann die sechs Gyulas, welch letztere, wie es Kaiser Konstantin Porphyrogenitus auch von dem »Gyula« der Árpád'schen Ungarn sagt, das Richteramt verwalteten. Die Tribus eines jeden Stammes hatten auch wieder ihre Unter-Rabonbáne *(Rabonbáni minores)* und Gyulas. Der erst kürzlich verstorbene und nicht leicht zu ersetzende Forscher der Urgeschichte, *Karl Szabó*, leitet das Wort *rabonbán* aus dem veralteten Worte »*ravó*«, jetzt »*rovó*«, und dem Worte »*bán*« ab.[1]) Szabó nimmt an, und zwar nicht mit Unrecht, dass statt »*rabon*« »*ravó*« d. h. »*rovó*« (wie bei »*ravatal*« und »*rovatal*«) zu lesen und dies das Partizip des Zeitwortes *rov* oder *ró* (was auch jetzt noch einerlei ist; denn man gebraucht beide) sei und daher so viel bedeutet als »*der* (Schriftzeichen-)*Einkerber*«, dass also dieses *ravó* oder *rovó* mit der Urschrift, welche in Holztafeln und Stäbchen eingekerbt zu werden pflegte, in Beziehung zu bringen sei.[2]) Das Wort »*bán*«, mit welchem man in Ungarn einst die Statthalter der Grenzprovinzen (Bán von Macsó, Temes, Szörény, Kroatien) zu bezeichnen pflegte und von dem sogar der Slavist Schaffarik zugiebt, dass es die Slaven in ihre Sprache von den Avaren übernommen haben, bedeutet also gewiss einen Heerführer, einen Befehlshaber; denn genau in diesem Sinne finden wir das *bán* in dem lautverwandten Worte »*van*« der Zend- und

[1]) Auf die Erklärungen Zsomboris, Kállays und Ipolyis, die dieses Wort aus dem Jüdischen und Slavischen ableiten, ist gar nicht zu reflektieren.

[2]) Es ist interessant zu wissen, dass noch Franz Rákóczi II. den Notär von Kecskemét »rovár« nannte. Michael v. Vörösmarthys sämtliche Werke, VI. Band, S. 177.

Sanskritsprache, in welcher es nach Vullers Wörterbuche soviel heisst wie »Professor«, »dominus«, »vir magnus«, »illustris«, »dux«. Aber auch dann, wenn wir dieses Hauptwort aus dem ungarischen Zeitworte »*bán*« (er verfährt, behandelt, handhabt) ableiten, erhalten wir eine sinnige Zusammensetzung, welche soviel bedeutet wie »der nach dem Geschriebenen, nach dem Gesetze Handelnde, das Gesetz Ausführende«, also Oberhaupt.[1]) Dass sich aber das *rabonbán* und *rovó* in ein einfaches *rov* verkürzt habe, darüber braucht niemand zu staunen, der weiss, dass diese Eigentümlichkeit, namentlich bei den Szeklern, den Nachkommen der schwarzen Hunnen, sich bis auf die jetzige Zeit erhalten hat. Der Szekler gebraucht sehr häufig statt der Derivata nur die reine Wurzel, z. B. *röv* statt des allgemein gebräuchlichen *rövid* (kurz), *pill* statt *pillanat* (der Augenblick), *egy pillra itt lesz* (den Augenblick wird er hier sein), *csid* statt *csidkó* oder *csikó* (das Follen). Die Halmágyer kürzen auf diese Weise sogar die Taufnamen ab, z. B. *Ján* = *János* (Johann), *Pié* = *Péter*, *Ka* = *Kata* (Katherina), *Sá* = *Sára*.[2]) — Aber wie konnte dieser wegen seiner Bedeutung einst gewiss sehr verbreitet gewesene Amtsname *Rov* in Ungarn zur Seltenheit werden? Auf diese Frage antwortet die Geschichte. Die Einführung der christlichen Religion durch *Géza* und seinen Sohn *Stephan den Heiligen* erweckte unter den treuen Anhängern der Urreligion grosse Reaktion, und so oft sich Gelegenheit bot, erhoben sie ihre Häupter. Die erste mächtige Erhebung geschah zur Zeit Stephans unter *Kupa* oder *Koppány*, dann zur Zeit König *Peters* und *Andreas I.* unter *Vatta* und zuletzt zur Zeit *Bélas I.* unter Vattas Sohn *Johann*, der, obwohl getauft, dennoch ein

[1]) Diese Definition des Wortes rabonbán wird durch die Szekler-Chronik selbst bestätigt, die diese Würde mit dem lateinischen »supremus Rector« wiedergiebt.

[2]) Johann Kríza, Vad rózsák (wilde Rosen). — Diese Gepflogenheit ist meiner Ansicht nach der direkte Ausfluss jener Eigentümlichkeit der altungarischen Schrift, dass man die Worte der Raumersparnis und der Mühselig-

eifriger Anhänger der Urreligion war. Diese Aufstände erstreckten sich natürlich auch auf das Szeklergebiet. Als aber Béla das Heer Johanns bei Stuhlweissenburg bezwungen hatte, wendete er die Spitze seiner Waffen gegen die Szekler, und als er auch diese bezwungen hatte, *schaffte er bei ihnen alles ab, was an die alte Religion, an das Heidentum erinnerte, darunter auch die Amts- und Familiennamen;* den (besonders gefährlich gehaltenen) *Namen der Ortschaften und Burgen wurden die Namen von Heiligen beigelegt und die alten Schriften verbrannt.*[1]) Und auf dieselbe Weise, wie Béla bei den Szeklern aufräumte, so hatte man in Ungarn schon früher aufgeräumt mit allem, was an die Urreligion und an das Heidentum erinnerte. Diesem Umstande hat auch das Wort *Rov* sein beinahe gänzliches Erlöschen zu verdanken. Auch Spitznamen haben eine grosse Menge alter Namen absorbiert. *Rhou, Rhoux, Rou* und *Roux*, in einer Urkunde aus dem Jahre 1299 *Rou*[2]) geschrieben und *Ru* (hin und wieder auch *Rou*, das *o* und *u* getrennt) ausgesprochen, war der Name einer Familie hunnischen Ursprunges, welcher mit Marie Roux im August 1886 erloschen ist. Pater Roux, welcher als Missionär in Indien den Märtyrertod erlitt, stammte aus dieser Familie und war aus Luc gebürtig.[3]) Den Namen *Ru*

keit des Einkerbens wegen abzukürzen bemüssigt war, und da sich die Schrift unter den Szeklern in ihrem abgeschlossenen Lande am längsten erhalten hat, so hat sich auch die Abkürzung der Wörter in der Aussprache am längsten erhalten.

[1]) »Quo tempore post iussit Béla Vaivoda Transilvaniae, ut non amplius dignitates more antiquorum nominarentur, non familiae, non arces, non villae, non castella, verum Sanctorum nominibus insignarentur. Unde factum est, ut plures viri nobilissimi milites Siculi ascendentes suos ignorarent et litteralia etiam comburerent — — — et attamen dignitatum honorificarum nomina amplius non audiebantur, non Rabonbán. Supremus Rector. sed Comes Siculorum, non Gyula, Harkász. sed Vicecomes Siculorum etc. etc. et sic Béla subita mutatione ruina etiam throni pressus merito et contritus anno 1063, et exspiravit 1065 — — —.« Szekler-Chronik.

[2]) Furrers Urkundensammlung S. 97.

[3]) Bridel und Furrer.

finden wir in einem der Goldgefässe des Fundes von Nagy-Szent-Miklós eingeritzt, welcher, wie allgemein angenommen wird, aus dem III.—VI. Jahrhunderte n. Chr. stammt [1]) und seinen Ornamenten, seinem Reiter, dann andern orientalischen Motiven, endlich dem Inhalte einer griechischen Inschrift und eines zum grössten Teil unenträtselbaren Konglomerates von altungarischen Buchstaben nach geurteilt, Eigentum eines Hunnen- oder Magyarenfürsten gewesen sein musste.[2]) Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes *Ru* kann heute, wenigstens mit Sicherheit, nicht mehr ermittelt werden. Man könnte dieses, wie das frühere *Rov* mit dem *ró* und *rov* (er kerbt ein) in Verbindung bringen; aber es ist auch nicht ausgeschlossen, dass es von dem veralteten Worte »*roh*« herstammt, welches A. Molnár mit »subniger« (lichtbraun, nicht ganz schwarz), Alexius Cserey und David Szabó aber mit »schwarz« übersetzt. Von diesem Worte abgeleitete Ortschaftsnamen finden wir in Ungarn mehrere: *Rohfalva*, *Rohi*, *Rohó*, *Rohod*, *Roh-Egres*, *Rohoncz*.

Roua, *Rua* und *Rouaz*, jetzt *Rouaz* geschrieben und *Rua* (nicht Rüa), das *u* etwas gedehnt, das *a* aber als plattdeutsches *å* ausgesprochen, ist der echt und unverdorben erhaltene Name von Attilas Oheim, wie ihn uns Priscus Rhetor erhalten hat. *Rua* kommt bei Priscus nur viermal vor und zwar im Genitiv zweimal (Ῥούα βασιλεύοντος und τελευτήσαντος Ῥουα) und im Accusativ auch zweimal (τόν Ῥούαν), woraus ersichtlich ist, dass der Nominativ Ῥοῦας lauten muss. Da aber das *s* nur der Endbuchstabe des griechischen Nominativs ist, so

[1]) Josef Hampel, »Der Goldfund von Nagy-Szent-Miklós, sogenannter »Schatz des Attila««, Budapest 1885 und die Erklärung der Schriftzeichen dieses Fundes in meinem Werke »A hun-magyar irás« (die hunnisch-magyarische Schrift), Budapest 1889. S. 52—53.

[2]) Die Anfertiger dieses Schatzes, der aus 23 Goldgefässen (Schalen, Bechern und Krügen) besteht, waren teils Griechen, teils Hunnen oder Magyaren, denn der Unterschied in der Herstellung mancher dieser Gefässe ist ein wesentlicher.

lautet der wirkliche Name auch bei Priscus, genau so wie im Eifischthale, nämlich *Rua*. Jordanes schreibt diesen Namen *Roas*.[1]) Ausserdem finden wir einen Mannesnamen *Rue* in einer Urkunde aus dem Jahre 1181,[2]) dann in der Szekler-Chronik als *Ruha*, welches der Name eines der Rabonbáne[3]) und Zeitgenossen Árpáds war. Die fehlerhafte Schreibweise dieses Namens in der Szekler-Chronik, welche im Jahre 1533 aus alten Akten gerade nicht am geschicktesten, weil oft unklar, zusammengestellt worden ist, beweist uns, dass der Name Rua zur Zeit der Zusammenstellung der Chronik nicht mehr im Gebrauch und seine Bedeutung nicht mehr bekannt war, weil er unverständigerweise durch das bekannte Wort »*ruha*« (Kleid) substituiert wurde. Aber für das Alter und die Echtheit dieser Akten ist der Umstand, dass man niederschrieb, was man nicht mehr verstand, nur ein Beweis mehr, abgesehen davon, dass uns die Verfasser überhaupt nichts Unwahrscheinliches oder Wunderbares erzählen. Ich forschte eifrigst nach, ob der Name Rua in Ungarn noch im Gebrauche sei, aber umsonst. Da las ich einmal in einer Zeitung,[4]) dass im Jahre 1848 in Wien der sehr reiche Maschinist Josef *Roa* (aus Ungarn) plötzlich und spurlos verschwunden sei und nun (im Jahre 1885) die Frau eines Erzgiessers die Anzeige gemacht habe, dass ihr Mann der Mörder Roas war. Als Ortschaftsname ist Rua, aber schon etwas verändert, noch im Komitate Udvarhely vorhanden, wo es ein Dorf und einen Bach namens *Rava* oder *Rova* giebt. Auch die zwei Ortschaften *Ruda* im Komitate Zaránd und

---

[1]) Die deutschen Chronisten Prosper Aquitanicus und Sigebertus schreiben gar Rogilas, Roilas und Rugilas, eine Schreibweise, auf welche wir, da wir wissen, dass die des Priscus die richtige ist, gar nicht zu reflektieren brauchen.

[2]) Johann Jerney, Magyar nyelvkincsek (Ungarische Sprachschätze) Pest. 1854. 1. B. S. 169.

[3]) » — — — licet post Ruha Dominus Rabonbán seu Doumbán — — — «.

[4]) »Függetlenség« vom 14. Februar 1885.

Hunyad können möglicherweise von Rua abzuleiten sein. Dieser Name dürfte ursprünglich auch kein eigentlicher Familienname, sondern ein Würden- oder Amtsname gewesen sein, und zwar einer jener gefürchteten und verpönten, die man abschaffte. Dies mutmassen wir aus seiner Seltenheit. Der im Eifischthale einst sehr stark verbreitet gewesene Name Rouaz hat jetzt nur mehr einen einzigen Repräsentanten, den beinahe achtzig Jahre alten Herrn Josef Rouaz, der öffentlicher Notär, Regierungsstatthalter und Abgeordneter im Grossen Rate ist, und der trotz seines Reichtumes (er ist der reichste Mann des Thales) und trotz seines Alters bei der Bearbeitung seiner Felder selbstthätig eingreift. Nach ihm wird dieser illustre Name nur mehr in der Alpe Rouaz fortleben. [1])

Ruenne, *Ruine*, *Ruinez*, *Ruuinay*, jetzt *Ruvinez* geschrieben und *Rüwineh* ausgesprochen, ist eine später eingewanderte Familie.

Salamin und *Salaming*, jetzt *Salamin* geschrieben, aber *Schalamin* ausgesprochen, ist eine von den Ureinwanderern abstammende Familie. Der Name ist jedenfalls eine Zusammensetzung von zwei Wörtern: *Sala* und *min*, weil wir eine andere Zusammensetzung in dem benachbarten, auch von Hunnen bewohnten Eringerthale finden, die *Salamolard* lautet. *Sala* (spr. Schala) finden wir als Familiennamen in Krizba in der Barcza (im siebenbürgischen Teile Ungarns) und auch anderwärts unter den Szeklern. [2]) Auch in der alten Heimat der schwarzen Hunnen finden wir diesen Namen, den Fluss *Sala*, welcher östlich von Nowo-Tscherkask in den Don mündet. Eine Zusammensetzung mit einem andern Worte haben wir im ehemaligen Bardócz-Stuhle; es ist dies der Fluss *Salamás* (spr. Schalamahsch).

---

[1]) Herr Rouaz ist seither verstorben. »Mr. le Député Rouaz, le dernier de ce nom vient de mourir après avoir présidé notre Grand Conseil.« Brief Sr. Hochw. Herrn Adr. Bagnoud's vom 8. Januar 1894.

[2]) Orbán, Beschreibung des Szeklerlandes, VI. B., S. 91. und Kríza, Vad rózsák (wilde Rosen).

Sauio, *Sauion*, *Savio* und *Savion*, jetzt *Savioz* geschrieben und *Schâwioh* ausgesprochen, ist der Name einer von den Ureinwanderern abstammenden Familie. Für diesen Namen finde ich keine andere Analogie als den Namen *Sajó* (spr. Schâjoh), welchen eine in Debreczin domizilierende Familie, dann ein Fluss und einige Ortschaften führen.

Solioz erscheint unter *Zolio*.

Tabin und *Thabin*, jetzt *Tabin* geschrieben und (auf französische Art) *Tabin* ausgesprochen, ist der Name einer später eingewanderten italienischen Familie, die sich *Tabini* nannte.

Teba, *Teta*, *Tetha*, *Teytha* und *Theta*, jetzt *Teytaz* geschrieben und *Teicha*, (ja, *Teicha*) ausgesprochen, bedeutet im Eifischer Patois soviel wie das französische »*tête*« (Kopf). Die Familie zählt unter die ersten, also hunnischen Einwanderer. Welches die ursprüngliche, richtige Schreibweise und Aussprache war, können wir natürlich nicht mehr ermitteln, aber Analogien haben wir in Ungarn für alle Falle. Ein Andreas *Thék*, ein Grossindustrieller, wurde erst kürzlich in einem Tagblatte [1]) genannt, und eine Familie *Töthe* haben wir in Duna-Szerdahely. Dann finden wir die Ortschaftsnamen *Tebe*, *Tege*, *Teke*, *Tete*, *Thét*; auch der Name von zwei Bachen *Tycta* (im Komitate Arad) und *Teksa* (bei Száraz-Ajta) ist nicht unähnlich.

Urdieux geschrieben und *Urdjoh* (nicht Ürdjöh) gelesen, ist der Name einer Familie, die von den Ureinwanderern abstammt. Es ist augenscheinlich ein zusammengesetztes Wort, dessen beide Silben im Ungarischen als selbstandige Wörter vorhanden sind. »*Ur*« bedeutet »Herr«, »*Gyó*« (spr. Djoh) kommt in einem Ortsnamen, *Gyód*, vor, der (wie Mogyoród von Mogyoró, Sásd von Sás, Agárd von Agár) von *Gyó* abzuleiten ist; ausserdem finden wir in Ungarn zwei Ortschaftsnamen *Gyö* (spr. Djöh). Die Bedeutung dieses Gyó und Gyö ist entschwunden.

[1]) »Magyar Hirlap« vom 4. April 1892.

Vardaud, *Vuardou*, *Wardo* und *Warduz*, jetzt *Vuardoux* geschrieben und *Wuardoh* (nicht Wüardoh) gelesen, ist nach der Überlieferung der Name einer hunnischen Familie. Diesen Namen finden wir in mehreren Ortschaftsnamen *Várda* vor, dessen Bedeutung eine »kleine Feste, Festung« ist; aber auch als Familiennamen treffen wir ihn an. Beinahe ganz gleichlautend, wie er im Eifischthale ausgesprochen wird, finden wir diesen Namen in den durch die walachischen Einwohner verdorbenen Ortsnamen *Oarda* (einst Várda), dann aber, ohne Diphthong ausgesprochen, im ehemaligen Stuhle Marosszék als *Várdó* (Name eines Baches) und den Dorfnamen *Várdotfalva* oder *Várdodfalva* (Várdod-Dorf), welche ebenfalls (wie Diód von Dió, Agárd von Agar) von *Várdó* abstammen.

Viacco, jetzt *Viaccoz* geschrieben und *Wiakko* gelesen, ist der Name einer Familie, wie man glaubt, italienischen Ursprungs.

Vieu, *Vieux*, *Wicux* geschrieben, aber *Wioh* (nicht Wiöh) ausgesprochen, war der Name einer erst kürzlich erloschenen Familie, welche sich von den Hunnen ableitete. *Vió* (spr. Wioh) ist im Ungarischen das Partizip von *vi* (auch *vív*), er kämpft, heisst also der »Kämpfer« und dürfte entweder auf den gewöhnlichen Krieger (untersten Ranges) oder aber auf einen Kämpfer par excellence, d. h. (wie im Deutschen Heriman) auf einen besonders tapferen Krieger angewendet worden sein. Dieser, sowie überhaupt derartige Eigenschaftsnamen sind dann später, auf dieselbe Weise wie die Spitz- und Spottnamen, zu Familiennamen geworden. Der Name *Vió* ist als Familienname in Ungarn heute noch vorhanden.

Wianing, jetzt *Vianin* geschrieben und *Wianin* ausgesprochen, ist der Name einer Familie, die der Tradition nach von den Ureinwanderern abstammt. In Ungarn habe ich bisher keinen analogen Namen gefunden, auch dem Sinne nach ist er unverständlich.

Wissent, *Vissen* geschrieben, *Wissen* gelesen, ist der Name eines wahrscheinlich alemannischen Einwanderers, da derselbe unter den deutschen Einwohnern des Wallis öfter vorkommt.

Wullien wurde mir als »unbekannt« bezeichnet.

Zable, *Zablo*, jetzt *Zabloz* geschrieben und *Sâbloh* gelesen, war der Name einer hunnischen Familie. Laut Urkunden aus den Jahren 1248 und 1299 wurde (und wird vielleicht jetzt noch) im Komitate Zemplén ein Berg *Zaboló* (spr. Saboloh) genannt.[1]) Ferner giebt es Ortschaften Namens *Zabola* im Komitate Veszprém und im Szekler Gebiete.

Zapella, *Zapellay* und *Zapellaz* ist unter *Chapella* behandelt worden.

Zolio, *Zoulio*, *Zoulioz*, jetzt *Solioz* geschrieben, aber *Sulio* ausgesprochen. Die Familie stammt von den hunnischen Einwanderern ab, und ihr Name dürfte der Ähnlichkeit des Lautes wegen jedenfalls identisch sein mit dem ungarischen *Gyula* (spr. Djula), welcher einst ein Amtsname war, heute aber als Taufname für »Julius« gebraucht wird. Die *Gyulas*, in der Szekler-Chronik »*Gyulae maiores*« und »*minores*« genannt, waren die Richter der Stämme, bezw. der Tribuse des Volkes. In ebendieser Chronik wird Álmos, der Vater Árpáds, »*Gyula Álmos*« genannt. Bei den altarabischen Historikern heisst diese Richterwürde »*Dschile*«, bei Constantin Porphyrogenitus »τὸ γυλὰς« und ist, wie er sagt, dem Range nach höher, als »τὸ χαρχᾶς«, eine andere Würde,[2]) welche die Szekler-Chronik »Harkász« nennt. Gyula ist, wie bereits gesagt, als Taufname, dann als Familien- und Ortschaftsname in Ungarn zahlreich vertreten.

Zuffere, *Zufferé*, jetzt *Zufferey* geschrieben und *Suffere* gelesen. Die Familie zählt sich unter die Ureinwohner des Thales. Von ähnlich klingenden Familiennamen in Ungarn hat mir der Zufall nur zwei in die Hände gespielt: *Zafféry* und *Csiffáry*.[3]) Der ursprüngliche Name dürfte verschiedene

[1]) Jerney, Magyar nyelvkincsek (Ungarische Sprachschätze), I. B., S. 158.

[2]) De administrando Imperio. Bonnae 1840. 40. Kap. S. 174, 175.

[3]) Eduard Csiffáry ist derzeit Notär in Nagy-Surány.

Metamorphosen durchgemacht haben, denn in einer Urkunde aus dem Jahre 1525 finden wir einen *Tschufferell*, in einer andern Urkunde aus dem Jahre 1614 den Namen *Schufferelli*,[1]) unter welchen insgesamt wohl nur ein und dieselbe Familie gemeint sein dürfte.

Aus dem Eifischthale stammt auch die Familie *De-Torrenté*, welche im Jahre 1559 dem Lande einen Vice-Ballivus (Philipp De Torrenté) gab und die heute noch in Sion als eine der einflussreichsten Patricierfamilien blüht. In Ayer zeigt man noch ihr Stammhaus.

Ob die Familien *Herpo* und *Chinaul* oder *Chinal*, die im Thale begütert oder belehnt waren und schon in Urkunden aus den Jahren 1209, 1304 und 1525 erwähnt werden,[2]) auch dem Thale selbst entstammen, wissen wir nicht.

Zum Schlusse wollen wir noch erwähnen, dass die weitverzweigtesten Familien des Thales gegenwärtig die folgenden sind: Epiney (Finek), Crettaz (Krecha), Teytaz (Teicha) und Zufferey.

Verzeichnis der Ortsnamen des Eifischthales samt ihren Analogien in Ungarn.

In den Ortsnamen des Eifischthales finden wir auch nicht wenige, rein erhaltene hunnische Namen und solche, die den Stempel der Übersetzung aus dem Ungarischen an sich tragen. Von jenen behauptete man bisher, weil sie weder aus dem Deutschen noch aus dem Romanischen abgeleitet werden können, dass sie keltischen Ursprunges seien; da wir aber auch aus dem bisher Gesagten ersehen, dass wir es wirklich mit Hunnen-

[1]) Furrers Urkundensammlung, S. 313 und 388.

[2]) Furrers Urkundensammlung, S. 51, 99 und 313.

abkömmlingen zu thun haben, so können wir mit jener Ableitung auf keinen Fall einverstanden sein.

Der Kürze wegen wollen wir von jenen Ortsnamen, für welche wir im Ungarischen keine Analogien finden und die augenscheinlich späteren, romanischen Ursprunges sind, weiter nichts anführen als die Schreibweise, wie sie auf Dufours Karte vorkommt, und ihre Aussprache im Eifischer Patois.

Beginnen wir gleich mit dem Namen des Thales selbst. Das *Eifischthal*, französisch *Val d'Anniviers*, lateinisch (in den Urkunden) *Vallis Annavisiensis* oder *Annivisiensis*, soll einst *Val Dub* geheissen haben. *Fröbel* ist meines Wissens der Einzige, der dies sagt; denn weder in Dokumenten noch bei irgend einem andern Autor habe ich diese Benennung gefunden. »*Dub*« soll nun, ebenfalls nach Fröbel, im Gaëlischen soviel bedeuten wie ein »düsteres, wildes Thal«. Wir wollen nicht in Zweifel ziehen, dass Fröbel die ausgestorbene gaëlische Sprache gekannt und dass das Wort Dub in derselben wirklich diese Bedeutung gehabt habe; da wir aber, wie schon gesagt, es mit Hunnen zu thun haben, so können und dürfen wir die Analogien zunächst nur aus dem Ungarischen herbeiholen. *Dub* finden wir als Mannesnamen in dem Gross-Wardeiner Register vom Jahre 1126 und einen *Duba* in dem vom Jahre 1216,[1]) dann einen *Doob* in der Szekler-Chronik. Auch in Ortschaftsnamen finden wir diesen Namen als *Dob* und *Duba* in den Komitaten Heves, Szabolcs, Szatmár, Zala und als Bergesnamen im siebenbürgischen Teile.

Der andere, auch schon in den ältesten Dokumenten genannte Name des Thales war *Annivisium* oder *Anivisium*, welcher bei den Thalbewohnern *Anniviers*, bei den Deutschen *Eifisch* (nicht Einfisch, wie so manche fehlerhaft schreiben und sagen) lautete und heute noch lautet. Bei der Analyse dieses Namens können wir Fröbel abermals nicht beistimmen, weil er

[1]) Johann Jerney, Magyar nyelvkincsek (ungarische Sprachschätze) I. B., S. 30.

auch diesen aus dem Gaëlischen ableitet,[1]) aber interessant und wahr ist seine Annahme, dass die Silbe »*vis*« in der lateinischen Benennung in den Dokumenten und die gleichlautende Silbe »*fisch*« in der deutschen Benennung dieselbe Bedeutung habe, wie *Viesch* (französisch *Viège*), der Bach der Visperthäler, *Vièze*, der Bach des Illiez-Thales, und *Vesonze*, auch *Isenze*, *Usenze*, der alte Name der Navisence, und soviel als »Wasser« bedeute. Noch vor wenigen Jahrzehnten also hatte man den richtigen Begriff von der Bedeutung dieser Namen, wenn man sie auch fälschlicherweise einer andern als der hunnischen Sprache zuschrieb! Von der einen Silbe wissen wir also, dass sie »Wasser« bedeute; was bedeuten aber die zwei Variationen der ersten Silbe und welche ist die richtige, oder waren sie beide in Gebrauch?[2]) Von der Silbe »*an*« in der lateinischen Benennung wissen wir die Bedeutung nicht, aber wir finden gleichlautende Ortschaftsnamen: *And*, das jedenfalls ähnlicher Zusammensetzung ist, wie Diód von »dió«, Agárd von »agár«; dann haben wir im Kaukasus, einem Teile der alten Heimat, die Stadt und Festung *An* oder *Ani*. Die Silbe »*Ei*« der deutschen Benennung entspricht jedenfalls dem »*ay*« in dem

[1]) »Quant au nom présent de la vallée Anniviers. les linguistes diffèrent sur son origine. Ce qui paraît hors de doute pourtant, c'est qu'il est identique avec le nom allemand »Einfisch«, en latin »Annivisium«. Or, d'après M. Fröbel, cette terminaison »fisch« ne signifie pas poisson, comme on pourrait le supposer. Elle est synonyme de Vispe ou Viège, Viesch, Vièze (dans le val d'Illiers). Isenz ou Vesonz, Usenz (l'ancien nom de la Navisanche). et serait dérivé du mot gaëlique »uisge«, qui signifie rivière. Resterait à expliquer le sens de la syllabe »Anni«(-viers) et »Ein«(-fisch), que les uns font dériver de l'article gaëlique »an«, d'autres du mot »'Na« ou »Anna«, riche, ensorte que Anniviers ou Einfisch signifierait »rivière riche«, comme Reichenbach.« Ed. Desor, Origine des Anniviards.

[2]) Die Thatsache, dass im Ungarischen eine und dieselbe Ortschaft zwei ungarische Namen hat, ist eben nicht selten, z. B. Libiczkozma, anders Bukógát im Komitate Somogy, Turul, anders Toronya im Komitate Zemplén u. a. m. Dass manche Ortschaften mit nicht ungarischer Bevölkerung ausser dem alten ursprünglichen, offiziellen ungarischen Namen auch slavische oder deutsche Benennungen haben, gehört natürlich gar nicht hierher.

Ortsnamen *Ayer* (spr. Ajehr), das seinerseits wieder mit dem ungarischen »*aj*« identisch ist und einen Einschnitt, Spalt, Riss oder eine Kluft bedeutet und manchen ungarischen Ortsnamen vorangesetzt ist, ja auch selbständig vorkommt, wie *Aj*, *Ajka* (dies ist das Diminutivum des andern), *Ajnád*, *Ajbércz* [1]) u. a. m. *Eifisch* bedeutet also soviel als ein in einer Kluft fliessendes Wasser, und die Thatsache bestätigt diese Erklärung.

Nun gehen wir auf die andern Ortsnamen des Eifischthales über.

Arolek heisst im Patois soviel als Fichtenwald.

Arpitetta, eine Alpe am südlichen Ende des Zinalthales, war der Überlieferung nach die erste Niederlassung der eingewanderten Hunnen. Eine Erklärung für das Wort haben wir nicht; der Name muss ziemlich verdorben sein. Wir können aber nicht umhin zu bemerken, dass Herodot einen König der nomadischen Skythen *Aripithes* nennt.

Ayer geschrieben und *Ajehr* (deutsch) ausgesprochen, heisst eine Ortschaft, welche nahe am Eingange ins Zinalthal an einem in die Navisence sich ergiessenden Wildbache liegt. Das ungarische »*aj*« bedeutet, wie schon gesagt, einen Riss, einen Spalt, »*ér*« aber nennt man die Ader, sonst aber auch ein fortrinnendes Quellwasser, einen Bach, namentlich einen solchen, der bei eintretender Dürre versiegt. *Ayer* bedeutet demnach beinahe das Gleiche wie *Eifisch*, nämlich ein in einem Risse fliessendes Wasser, eine Benennung, die auf den an ihm liegenden Ort übertragen ward. Die Derivata von dem Worte »*aj*« haben wir schon bei der Ableitung von »Eifisch« aufgezählt, aber die Zusammensetzungen von »*ér*« sind im Ungarischen auch sehr häufig, und dass in ihnen das

[1]) Wörtlich übersetzt: »Kluften-« oder »Spalten-Gipfel«. Es ist dies ein Berg in der Nähe von Galambfalva im Komitate Udvarhely, von welchem Orbán in seiner Beschreibung des Szeklerlandes (I. B., S. 29) wörtlich folgendes sagt: »(Ajbércz), in den gähnenden Rissen seiner phantastischen Felsenseite halten sich reichliche Kolonien wilder Bienen in vollkommener Sicherheit auf, weil dieser Bergseite kein Mensch nahe kommen kann.«

»*ér*« das Hauptwort ist, beweist mancher der folgenden Namen: *Medesér* (beiläufig »Nass-Ader«, von dem veralteten *medes*[1]) und *ér*), *Kis-Ér* (Klein-Ader, Klein-Flüsschen), *Bejér* (Inner-Ader, ein Bach in der Barcza), *Küllér* (richtiger Külér, Ausser-Ader, ebenfalls ein Bach in der Barcza), *Gönczér* (Göncz-Ader), *Hegyesér* (Berg-Ader), ja selbst der Name der Donau, welche die Bissenen *Hister* nannten,[2]) ist von »*ér*« abzuleiten.

Balioz, *Ballioz* oder *Barbilios*[3]) hiess ein uralter Holzturm in Vissoie, dessen Andenken nur mehr in den Urkunden fortlebt.

Barma bedeutet einen durch Felsvorsprünge geschützten Ort, eine Vertiefung, und ist daher dem ungarischen »*verem*« (Plural »verm«-ek, die Grube) so ziemlich laut- und sinnverwandt.

Barmes ist der Plural der früheren Ortsbenennung.

Barneusa wird *Barnuscha* und auch *Barnoscha* (mit gelindem *sch*, d. h. dem französischen *j*) ausgesprochen und ist ein bräunlich aussehender Berg, an dessen Fusse einst viele Backöfen standen, von denen heute nur mehr wenige Spuren vorhanden sind. Diese Benennung kann weder aus dem Patois, noch aus dem Französischen abgeleitet werden und stammt jedenfalls aus dem Ungarischen und zwar entweder von »*barnás*« (spr. barnasch, bräunlich) oder von dem namentlich bei den Szeklern gebräuchlichen »*bornás*« (spr. bornasch), welches im Deutschen beiläufig soviel bedeutet wie »aus Stämmen, Balken zusammengesetzt«, weil *borna* soviel heisst wie ein Kiefer-, Fichten- oder anderer Balken, aus welchem

[1]) Das Wort »meder« oder, wie die Anwohner des Wag-Flusses in Ungarn zu sagen pflegen, »neder« leitet sich von dem Worte »nedü« oder »nedv« (die Feuchte, Flüssigkeit) und von »ér« ab und bedeutet soviel als Flussbett.

[2]) »(Danubius) qui lingua Bessorum Hister vocatur — — —« Jordanis Getica (Monumenta Germaniae Historica), Berolini 1882, S. 75.

[3]) »— — — turrim ligneam, quae vulgo dicitur Barbilios« heisst es in einer Urkunde vom Jahre 1225 bei Furrer, III. B., S. 69.

man die blockhausähnlichen Gebäude im Szeklergebiete und im Eifischthale zu bauen pflegt.

Beauregard, im Volkesmunde *Périgard*, ist der Name der alten Burg am Eingange ins Eifischthal, von der aber heute nur mehr wenige Spuren vorhanden sind. Ihr Name »Schönblick« kann sich ausser dem wirklich schönen Ausblick auf die Landschaft auch auf den Umstand beziehen, dass sie die Gegend, den Eingang ins Eifischthal beherrscht. Benennungen in letzterem Sinne finden wir in Ungarn allenthalben. Einen »Őrhegy« (Wacheberg) giebt es neben Magyaros (im Komitate Maros), dann einen bei Galambfalva und einen bei Telekfalva (im Komitate Udvarhely); »Őrkő (Wachstein) heisst eine Felskuppe (im Komitate Háromszék), »Vigyázdomb« (Auslughügel, im Komitate Aranyos), »Vigyázó« (Ausluger, Achtgeber), eine turmartige Felsmasse, »Vigyázóhegy« (Auslugberg, Achtgeberberg im Komitate Udvarhely).

Becs de Bosson, ausgesprochen *Bek de Boschon*, ist ein Berggipfel und bedeutet soviel wie »*bec de bruinon*« (Schnabel des Staubregens). Aber einen Mannesnamen *Bousson* und *Buson* (spr. Buschon) finden wir in der Szekler-Chronik und den Familiennamen *Poson* (spr. Poschon) in der »Verfassung der Szekler Nation« [1]) mehrfach genannt.

Bella Tola ist ein von Touristen wegen der prachtvollen Aussicht häufig besuchter Berg im Osten des Eifischthales. Die Bedeutung seiner Benennung ist »*belle côte*« (schöne Anhöhe); aber wir vermuten im Worte *Bella* den unter den Familiennamen vermissten (weil wahrscheinlich ausgestorbenen), im Ungarischen aber sehr häufig vorgekommenen und vorkommenden Namen *Béla*, welchen wir als Ortsnamen auch anderwärts, im Visperthale, vorfinden. In Ungarn giebt es zwölf Ortschaften dieses Namens.

---

[1]) »A nemes Székely nemzet constitucziói, privilegiumai etc.« Pest 1818.

Bendella geschrieben, aber *Bendola* ausgesprochen, ist eine Alpe und bedeutet italienisch soviel wie »kleine Binde«; wahrscheinlich ist die Alpweide sehr schmal.

Biolec bedeutet »*buisson*« (Strauch, Gebüsch).

Garde de Bordon ist ein Berg am südlichen Ende des Torrentthales und könnte füglicherweise die Bedeutung »Wächter der Grenze« haben; aber wir dürfen nicht vergessen, dass der Name *Bordon* als Mannesname auch in der Szekler-Chronik vorkommt und es eine Familie *Bardon* in Farkasd in Ungarn heute noch giebt.

Roc de Boudri ein Fels. Im Ungarischen bedeutet »*bodri*« soviel wie gekraust.

Bourrimont ist eine Alpe mit verlassenen Nickelgruben in der Mitte eines Bergsturzes bei Ayer.

Couronne de Bréonna eine Felsgruppe neben dem Moiry-Gletscher.

Pointe de Bricolla, eine Bergspitze am südlichen Ende des Moirythales.

Brien dessous und *Brien dessus*, im Patois *Brié dejot* und *Brié d'amont* genannt, sind zwei Weiler am linken Ufer der Navisence, oberhalb des Ausflusses derselben aus dem Eifischthale.

Chandolin, im Patois *Zandolin*, ist das höchstgelegene Pfarrdorf Europas. Schiner leitet den Namen dieses Dorfes aus dem lateinischen »*campi dolini*« ab, was nach ihm soviel bedeuten soll wie »*champs d'une pente douce*« (die Felder sanften Abhanges); Furrer hingegen meint, dass der Name von dem lateinischen »*campus dolii*« stammt, sein Sinn also »Feld des Fasses, der Kufe« oder »Feld des Unersättlichen« wäre. Wir meinen, dass es ebenso gut aus dem »*campus dolens*« abgeleitet werden und seine ursprüngliche Bedeutung »Schmerzensfeld« sein kann, welches seine Benennung von einer längst vergessenen Begebenheit erhalten haben mochte. Ortsbenennungen ähnlichen Sinnes finden wir in Ungarn nicht wenige, die alle in den düsteren Tagen seiner Geschichte entstanden sind. Solche sind »*Veszély mezeje*« (Feld der

Gefahr, am Fusse des Bekecstetô im ehemaligen Maroser Stuhle), »*Kárhágó*« (Schadenanstieg im Komitate Udvarhely), »*Vészes patak*« (verderbnisvoller Bach im Komitate Csik), »*Vészhalom*« (Verderbenshügel, im ehemaligen Stuhle Kászon), »*Sajgóbérez*« (Schmerzensgipfel neben Etéd im Komitate Udvarhely). Aber auch in entgegengesetztem Sinne finden wir einen »*Örömök dombja*« (Hügel der Freuden, bei Sóvárad im ehemaligen Stuhle Maros).

Château, ausgesprochen *Sâcheh* (das *ch* lautet wie im Deutschen), ist eine Alpe, bedeutet aber soviel wie Schloss. An diese Benennung knüpft sich eine Sage. Immerhin haben wir in Ungarn einen Eigennamen, der ihm gleicht; denn es giebt einen »*Zó-füzesi erdőség*« (Zó-Weidenwald), dann ein »Zókfalva« (Zóks-Dorf). Aus obigem Wort könnten wir daher das Wort *Zókô* herauslesen, was soviel bedeutet als Zós-Stein, Zós-Fels. Eine Familie *Zoó* giebt es thatsächlich in Szentes in Ungarn.

Châteaupré ist eine Alpe neben dem Pas de Lona.

Combaz geschrieben, *Kômba* ausgesprochen, bedeutet im Patois soviel wie »*Côteau*« (Abhang, Hügel). Ortschaften namens *Gomba* giebt es aber auch in Ungarn mehrere.

Combavert, ausgesprochen *Kômbawehr*, bedeutet Grünhügel, Grünabhang.

Corbetschgrat heisst jener Gebirgsteil, auf welchem die Fahrstrasse vom Pfynwald hinauf ins Eifischthal führt. Eine Ortschaft *Korpetsch* finden wir auch in der Krim,[1]) die bekanntermassen ein Teil der alten Heimat der schwarzen Hunnen war.

Cottier, wird jedoch (deutsch) *Kochier* gelesen und ist ein Bach. Wir finden in der letzten Silbe wieder das »*ér*«, welches im Ungarischen einen Bach bedeutet, während die erste Silbe dieses Namens in den Ortschaftsnamen *Kôh*, *Kôhi* und *Kôk* zu finden ist. Die Bedeutung des obigen Namens wäre daher

[1]) Handtkes Specialkarte der Halbinsel Krim.

»Bach von *Kôh* oder *Kôk.*« *Koh* heisst übrigens im Ungarischen »Schmiedesse, Schmelzofen«. Aber auch in der Zusammensetzung haben wir einen beinahe ganz ähnlich lautenden Namen in den beiden ungarischen Ortschaften *Köhér*.

Cornes des Diablons, d. h. »Hörner der kleinen Teufel«.

La grande Couronne (grosse Krone) heisst zusammen die Gruppe der Pointe de Zinal, des Mont Durand, des Gabelhornes, Trifthornes, Rothornes oder Moming und des Schallhornes, die wahren Edelsteine jener prachtvollen Gebirgskette.

Crettet geschrieben und *Kreschet* ausgesprochen.

Crousa geschrieben, (französisch *Crouja*, deutsch, mit gelindem *sch*) *Kruscha* gelesen, stammt aus dem Französischen »*creux*« (Höhle, Grube, Vertiefung).

Dent Blanche (weisse Zacke) heisst bei den Eifischern das Steinbockhorn.

Mont Durand heisst bei den Eifischern das Arbelhorn. Eine Stadt ganz gleichen Namens, *Durând*, haben wir im Komitate Szepes.

Fang, lautet (deutsch gelesen, ohne das *n* auf französische Weise auszusprechen) *Fan* und ist eine kleine Ortschaft. Ein Dorf *Fan* hat es einst auch im Komitate Zemplén gegeben,[1]) dessen Andenken heute noch in dem Familiennamen (zu Feketehegy) *Fany* (= von *Fan*) fortlebt. Eine Ortschaft *Fony* (spr. Fonj) aber giebt es auch jetzt noch. Das Wurzelwort *Fan* finden wir übrigens auch in den Ortschaftsnamen *Fancs*, *Fancsal* und *Fanácz*.

Finec ist eine Alpweide, die ihren Namen von der Familie gleichen Namens erhalten hat.

Frasse heisst soviel wie »*près*« (nahe).

Frayes geschrieben und (deutsch) ausgesprochen *Fraje*.

Garbulaz geschrieben und *Gârbuhla* oder auch *Gârguhla* (deutsch) ausgesprochen. Eine Stadt *Gargara* am Flusse

---

[1]) Nach dem Gross-Wardeiner Register vom Jahre 1219. Johann Jerney, Magyar nyelvkincsek (Ungarische Sprachschätze), I. B., S. 36.

Halys (jetzt Kisil Irmak) nennt Jordanes und ein Dorf *Görgöleg* nennt eine ungarische Urkunde aus dem Jahre 1193.[1]) *Les Giettes*, *Schiete* gelesen.

Grimence, *Grimenze*, *Grimentz* und (in der Aufschrift des Pfarrhauses in Vissoie) *Grementz* geschrieben, ist ein Dorf, welches im XIII. Jahrhundert an seiner heutigen Stelle entstanden ist, nachdem vorher ein Dorf desselben Namens auf dem andern (rechten) Ufer der Navisence durch einen Bergsturz verschüttet worden war. Der Name ist also uralt, aber seine Bedeutung kennen die Eifischer nicht, weil er weder aus dem Französischen noch aus dem Italienischen abgeleitet werden kann. Im Ungarischen wieder giebt es kein Wort, das mit zwei Mitlautern beginnen würde; es musste also der Vokal zwischen dem *g* und *r* mit der Zeit ausgestossen worden sein. Weil nun alle jetzt vorhandenen Vokale des Wortes hochlautend sind, so konnte der ausgestossene, der Natur der ungarischen Sprache gemäss, auch kein anderer gewesen sein als ein hochlautender. Setzen wir nun noch ein *e* zwischen das *g* und *r*, so erhalten wir, nach der Schreibweise auf dem Pfarrhause, den Namen *Gerementz*, welcher dem *Gerebencz* (spr. Gerebentz) ganz ähnlich ist und der Name eines nun nicht mehr vorhandenen Dorfes im Komitate Háromszék war,[2]) aber ein Bach ebendort führt diesen Namen heute noch. Annähernd ähnlich lautet auch der Name des Baches *Gerencze* bei Veszprém.

Grougé, im Patois *Gugra*, heisst ein Wasserfall bei Mission. Die letztere ist natürlich die ältere und jedenfalls richtigere Benennung und kann füglich mit dem ungarischen Partizipe »*ugró*« (der, die, das Springende) in Beziehung gebracht werden.

Hohwänggletscher (sonst auch Eifischbalmengletscher) und *Hohwänghorn* jenseits des Zinalthales haben diese ihre Benennung

[1]) Jerney. Magy. nyelvkincsek (Ungarische Sprachschätze), I. B., S. 45.

[2]) Das Dorf gehörte zu der neben Bükszád gestandenen Burg Vápa. Orbán, Beschreibung des Szeklerlandes, III. Band, S. 58.

von den Einwohnern der Visperthäler erhalten. Die erste Silbe *Hoh* deutet auf das ungarische Wort »*hó*« (Schnee).

Corne d'Ill oder auch *Corne d'Hil*, deutsch das *Illhorn*.

St-Jean, im Patois *Schein Suan* ausgesprochen, ist ein Dorf.

St.-Laurent, im Patois *Schein Lorcn*, ist eine Kapelle.

La Ley, auch *La Lée* (nicht *l'allée*, wie man diesen Namen sehr häufig, aber fehlerhaft geschrieben liest), im Patois *Ly Ley*, ist ihres überaus feinen, würzigen Futters wegen die geschätzteste Alpe und liegt in der Nachbarschaft des Dorfes Zinal. *Ly* ist im Patois der Artikel, welcher im Italienischen *il* lautet; es bleibt daher der Name *Ley* (spr. Leh) allein, dessen Bedeutung man im Thale nicht kennt. Nachdem nun in dieser Gegend der Überlieferung und den vorhandenen Spuren gemäss die ältesten Niederlassungen waren, so müssen wir die Analogien dieses Wortes aus dem Ungarischen herholen. Das Wort »*lé*« bedeutet im Ungarischen eine ziehende Feuchtigkeit, ein Nass; die Alpe konnte daher den Ursprung ihres Namens ganz gut dem Umstande verdanken, dass im Frühjahr das Schneewasser aus den oberen Regionen über sie rieselt und sie benetzt. Übrigens konnte diese Alpe auch nach einer Familie so benannt worden sein, denn wir finden in Ungarn den Familiennamen *Lee* und ein Dorf *Léh*.

Lebin ist ebenfalls eine Alpe und lautet im Patois ebenso wie im Deutschen, *Lebin*, ohne den Nasal *n* auf französische Art auszusprechen. In Ungarn hat es eine ganz gleichlautende Ortschaft gegeben, denn wir haben Kunde von einer gräflichen Familie *Both* mit dem Prädikate »*von Lebyn*«.[1]) Selbst der heute noch existierende Ortschaftsname *Lebény* ist lautverwandt.

Liretta, eine Alpweide.

Lo Besso, ein Felsriff bei Zinal.

[1]) »Abbatiam de Lebyn per hanc generationem (comes Both de Lebyn) fundatam confirmavit anno 1208 Andreas II. Rex.« Georg. Fejér. Cod. Dipl. Tom. III. Vol. I. p. 58.

Lona heisst eine Alpweide, dann von ihr ein kleiner See und ein Pass. Dörfer Namens *Lóna* giebt es in den Komitaten Torda, Kolozs und Doboka, dann ein *Lónya* (spr. Lonja) im Komitate Bereg.

Loverechi, gelesen *Lovereschi*, ist der Name einer Kapelle.

St. Luc, ein Pfarrdorf oberhalb Vissoie, hoch oben am Berge gelegen; es entspricht daher nicht im entferntesten der Deutung Michael Horváths, welcher den Namen aus dem ungarischen Worte »*lyuk*« (Loch) abstammen lässt. Zu bemerken ist vor allem andern, dass diese Ortschaft erst seit neuerer Zeit *St. Luc* (St. Lukas) genannt wird. In allen Urkunden, dann in der aus dem Jahre 1613 stammenden Inschrift in der Pontisschlucht, sowie bei Bourrit, Schiner, Furrer und andern lautet sie stets und immer nur *Luc* (spr. Lük) und ist gewiss eine Benennung sehr alten Datums, denn den Namen *Luc* finden wir im Gross-Wardeiner Register vom Jahre 1216 [1]) als den Namen einer Ortschaft, die heute *Lök* heisst. Ableitungen von dieser Benennung finden wir in den Ortschaftsnamen *Lüki* und *Lökös*; ferner giebt es in Ungarn sieben ähnlich lautende Orte *Lók* und *Lok* und einen Bach und ein Thal *Lok* im Komitate Csik.

Luisana, eine Alpe.

Lyrec, eigentlich *Ly Rec* oder vielleicht (man weiss es eben nicht) *L'Yrec*, ausgesprochen *Lirek*, ist der Name eines Bergthales. Nach der ersten Leseweise müsste man an die veraltete Wurzel »*rek*« denken, welche im Ungarischen etwas »Abgeschlossenes« bedeutet, von der die Derivata »rekeszt«, »rekesz«, »reked«, »rekkent« heute noch im Gebrauche sind. *Réka*, in der Szeklerüberlieferung *Rika*, hiess die Frau Attilas, die Königin, deren Namen Priscus fälschlicherweise einmal auch *Kreka* schreibt. Für die zweite Leseweise, *L'Yrec*, finden wir die Analogie in den ungarischen Ortschaftsnamen *Jreg*.

[1]) Jerney, Magyar nyelvkincsek (Ungarische Sprachschätze) I. B., S. 86.

Maret geschrieben und *Màreh* gelesen, bedeutet einen Sumpf, Morast.

Marguerula, (deutsch) ausgesprochen *Margerula*, ist eine Alpe.

Mayeux geschrieben und *Maju* (deutsch) ausgesprochen, ist ein kleiner Weiler gegenüber von Vissoie am andern Ufer der Navisence. Die Bedeutung dieses Wortes ist »*milieu*« (Mitte).

Meiden heisst ein Gebirgsteil, über welchen der Weg (Pas du Meiden) ins Tourtemagne-Thal führt.

Merdesson, ausgesprochen *Merdeschschon*.

Meya, ausgesprochen *Meja*.

Mission, im Patois *Missiun* lautend, ist eine Ortschaft südlich von Vissoie, welche ihren Namen der sehr annehmbaren allgemeinen Deutung nach daher hat, dass dort die Lehre Christi zuerst verkündet wurde.

Les Moies geschrieben, aber *Müje* (deutsch) ausgesprochen.

Val de Moiry oder *Moiré* (mooriges, wasseriges Thal) ist der andere Name des Torrent-Thales, der westlichen Gabelung des Eifischthales.

Moming nennen die Eifischer das Rothorn.

Les Morasses, gelesen *Mohrass*.

Mottey geschrieben, aber *Mottek* (sic!) ausgesprochen.

Nava Sequaz (spr. *Nawa Scheka*, das dürre Nava) ist eine Alpe und *Pointe de Nava* ist ein Berggipfel. Der Sinn des Wortes *Nava* ist den Eifischern unbekannt. Wir finden ihn im Ungarischen als den Namen einer altadeligen Familie, *Návay*, mit dem Prädikate »von Földeák«. Nachdem nun dieses *Návay*, eigentlich *Návai*, soviel bedeutet als »von Náva« d. h. »Návaer«, so musste es einst eine Ortschaft dieses Namens gegeben haben, die aber im Ortsregister von Ungarn heute nicht mehr vorkommt und wahrscheinlich, wie so manche andere, durch die Türken oder durch die »Befreier vom Türkenjoche« der Erde gleich gemacht worden ist.

Navetta ist das Diminutivum von *Nava*.

Navisance, *Navisence*, *Navisanche*, *Navichanse*, *Navigence*, am gebräuchlichsten aber *Navizance*, ist der neuere (?) Name

des das Eifischthal durchrauschenden Wildwassers. Sein einstiger, immerhin auch jetzt noch in Verwendung stehender Name ist *Usens*, *Usenz* oder *Usine*. Uns scheint es sehr wahrscheinlich, dass der Fluss schon von altersher alle zwei Namen hatte; denn wir finden in dieser seiner angeblich neueren Benennung das ungarische Wort »*víz*« (spr. wihs), das soviel als Wasser bedeutet.

Niouc ist die erste Eifischer Ortschaft, die man im Heraufkommen aus dem Rhonethale betritt. Eine diesem Namen gleichlautende, veraltete Wurzel finden wir in dem ungarischen Worte »*nyug*« (spr. njug), [1]) welche jetzt nur mehr in ihren Derivatis fortlebt und den Begriff der Ruhe in sich birgt, z. B. »nyugszik« (er, sie, es ruht), »nyugalom« (Ruhe), »nyughely« (Ruheort) u. s. w. Eine ganz gleichlautende Ortschaft, *Nyüg*, (Villa Neugii, unter welchem Namen übrigens auch der Besitzer gemeint sein kann), kommt im Gross-Wardeiner Register vom Jahre 1217 vor. [2]) Ausserdem giebt es noch viele ähnlich lautende Ortsnamen in Ungarn, so mehrere *Nyék*, ein *Nak*, *Nyikó*, *Nyagó* und *Nyögér*.

Orsivaz, im Patois *Oursivaz*, gelesen *Orschiwa*, ist der Name eines Berges.

Painsec, im Patois *Penschek* (ohne das *n* auf französische Weise auszusprechen) lautend, ist ein Dorfname, welchen man allgemein von »*pente sèche*« (dürre Halde) ableitet. Aber diese Annahme dürfte wegen der Lautverschiedenheit nicht die richtige sein; dann giebt es im Eifischthale auch noch viele Halden, die noch grössere Dürre zeigen als die von Painsec. *Benn* oder *ben* bedeutet im Ungarischen soviel wie »drinnen, innen«; das *sec* aber kann man entweder mit dem Worte

[1]) Dieses ny, welches wir im Deutschen nicht anders als mit nj ausdrücken konnen, ist in der Aussprache nicht für zwei Buchstaben, sondern für einen einzigen Laut zu nehmen, ähnlich dem französischen oder italienischen gn in den Wörtern Champagne. Sardegna.

[2]) Jerney. Magyar nyelvkincsek (Ungarische Sprachschätze), I. B., S. 100.

»*szék*« (Stuhl, Sitz) oder mit dem Worte »*szeg*« (Winkel) erklären. Die Zusammensetzung *Benszék* würde also soviel bedeuten wie »Inner-Sitz«, eine Annahme, der die Lage des Dorfes ganz gut entspricht. In einer Urkunde des Csanáder Kapitels in Ungarn aus dem Jahre 1447 finden wir den Dorfnamen *Bélszék*, [1]) welcher dem Sinne nach dem obengenannten Begriffe vollkommen entspricht, weil »*bél*« soviel bedeutet als das »Innere« (auch Mark des Baumes, Fleisch der Melone u. s. w.). Auch andere Zusammensetzungen mit »*szék*« finden wir als Ortsnamen in Ungarn, wie: *Bábaszék* (Feensitz), *Bátaszék*, *Kónyaszék*, *Magyarszék* (Ungarnsitz), *Németszék* Deutschensitz), *Rónaszék* (Sitz in der Ebene) u. s. w. Auch allein als *Szék* (Sitz) giebt es ein Dutzend Ortschaften. Nehmen wir aber die Zusammensetzung mit »*szeg*« (Winkel), also *Benszeg*, so entspricht die Lage des Dorfes, wie schon gesagt, vollkommen dem hiemit ausgedrückten Begriffe; man sehe sich Painsec nur vom Weiler Fang an: dort sieht man den Winkel des Berges, in welchem es liegt, ganz deutlich ausgeprägt. Dem *Benszeg* (Innerwinkel) entsprechende Dörfernamen finden wir in Ungarn in grosser Anzahl, als: *Alszeg* (Unterwinkel), *Felszeg* (Oberwinkel), *Bonszeg* (Bons Winkel), *Csatószeg* (Csatós Winkel), *Nagyszeg* (Grosswinkel), *Szélszeg* Windwinkel), *Bánszeg* (Báns Winkel), *Dunaszeg* (Donauwinkel), *Kőszeg* (Steinwinkel), *Malomszeg* (Mühlenwinkel) u. s. w.

Pichou, gelesen *Pischuh*, heisst ein Wasserfall.

Pigne de Leiss heisst man hier das Weisshorn.

Ponchet, gelesen *Ponschet*, ist eine Alpe.

Praz Fervouan, gelesen *Pra Ferwuan*, eine Wiese. Die Bedeutung dieses Namens ist unbekannt.

Prazlong, gelesen *Pralon*, bedeutet soviel als eine »lange Wiese«. Dies ist eine Ortsbenennung, wie sie in Ungarn als »*Hosszúmező*« und »*Hosszúrét*« (lange Wiese) zu Hunderten, ja zu Tausenden, anderwärts aber äusserst selten oder gar nicht

[1]) Friedrich Pesty, Az eltűnt régi vármegyék (die entschwundenen alten Komitate). Budapest 1880, I. B., S. 376.

vorkommt. Es ist nämlich eine allbekannte Sache, dass gewisse Gegenden eines Landes, um so mehr also verschiedene Länder ihre eigene Art von Ortsbenennungen haben, die man anderwärts nicht leicht antrifft. So finden wir z. B. um Wien herum viele auf »ing« ausgehende Ortschaftsnamen, als Mödling, Hitzing, Widling, Kirling, Liesing, anderswo wieder solche, die auf »hausen«, »dorf« oder »heim« endigen; in der Schweiz finden wir auf einem Flecke beisammen die Ortsnamen Ebikon, Pfäffikon, Wetzikon, Sisikon, Örlikon, Nenikon, Effretikon, anderswo in der Schweiz wieder Rapperswyl, Wyl, Wattwyl, Utzwyl, Walchwyl u. s. w. Ebenso verhält es sich also auch mit dem *Hosszúmező* und *Hosszúrét*, welches eine specielle Benennungsweise in Ungarn ist und ausserhalb desselben nur noch dort in grosser Menge vorkommt, wo einst ungarische Stamme wohnten, wie im einstigen Schwarz- und Weiss-Kumanien, d. h. der Moldau und Walachei, die jetzt vereint den hochtrabenden Namen »Romania« führen. Die dort in Unzahl vorkommenden *Kampolung* und *Kimpolung* sind, sowie im Eifischthale das *Prazlong*, nichts anderes als die Übersetzung aus dem ursprünglichen ungarischen oder hunnischen *Hosszúmező* oder *Hosszúrét*. Solche Übersetzungen finden statt, wenn die alte Sprache noch nicht vergessen ist, die neue aber schon die Oberhand errungen hat. Dies sehen wir bestätigt in den »*Sette Comuni*« (Sieben Gemeinden) am Fusse der Lessinischen Alpen, wo eine derartige Umwandlung eben jetzt vor sich geht. Die bisher deutschsprachige Bevölkerung hat ihre Orts- und Familiennamen schon zum grossen Teile italianisiert. Die Familien *Stern* heissen *Stella*, die *Pruner* (eigentlich Brunner) heissen *Dalpozzo*. Die Verstummelung, Verzerrung oder das Mundgerechtmachen der nicht übersetzten Eigennamen für die neue Sprache findet erst nach dem gänzlichen Aussterben der alten Sprache statt.

Praz Luic, gelesen *Praluik*, ist auch eine Wiese. Die Bedeutung der Benennung ist unbekannt.

Prazriond, gelesen *Prarion*, d. h. »Rundwiese«, ist, wie bei Prazlong, die Übersetzung des ursprünglichen ungarischen *Kerekmező*, *Kerekrét*; denn auch diese Benennungen findet man in Ungarn unzähligemal. Ähnlicher Natur sind auch die Benennungen *Kerek* (»rund«, ein Dorf), *Kerekberek* (Rundhain), *Kerekdomb* (Rundhügel), *Kerekegyháza* (Rundkirche), *Kerekerdő* (Rundwald bei Enlaka), *Kerekszék* (Rundsitz, ein Fels bei Borszék), *Kerekgyep* (Rundwasen im Komitate Veszprém), *Kerektó* (Rundteich, ein Dorf), *Kerekudvar* [1]) (Rundhof) u. s. w.

Pointe und *Plan Prilet.*

Quimet, gelesen *Küimch*, ist eine kleine Ortschaft südlich von Vissoie und eine jener wenigen Ortsbenennungen, die auch Michael Horváth einer Analyse unterzogen hat. Horváth meint, dass dieser Name die Verstümmelung von »*kű*« (ein Provinzialismus für »*kő*«, der Stein) und »*mező*« (spr. mesöh, Feld) sei. Er kann auch recht haben, denn bereits früher haben wir ja gesehen, dass bei Abkömmlingen der schwarzen Hunnen diese Art der Abkürzung heute noch gang und gäbe ist; aber es kann auch eine Zusammensetzung von »*kő*« und »*med*« sein; denn eine Ortschaft *Med* finden wir im Komitate Veszprém. Schliesslich müssen wir noch der Ortsbenennung *Kimáj* gedenken, die dem Küimch ein wenig ähnlich lautet und bei den Palóczen vorkommt, [2]) deren Bedeutung aber entschwunden ist.

La Rechi, auch *La Rechy*, ausgesprochen *La Reschi*. Im Ungarischen bedeutet »*rés*« (spr. rehsch) soviel wie Lücke, Spalt, Öffnung, Bresche; das angehängte *i* aber bedeutet »von«, »bei«, der Sinn des Ganzen wäre also »der Ort bei der Lücke, bei dem Spalte«. Ob die Örtlichkeit dieser Deu-

[1]) Eine Puszta (Heide) Kerekudvar bei Jászberény hat ihren Namen der Überlieferung nach in der Zeit Attilas von der Gestalt oder Anlage ihrer Gebäude erhalten und war eine der Residenzen Attilas.

[2]) Alexander Pintér, A palóczokról (von den Palóczen). Budapest 1880. S. 70.

tung entspricht, weiss ich nicht, denn ich war nicht dort; dass aber das gleichnamige kleine, an das Eifischthal anstossende Rechy-Thal seinen Namen von dieser seiner Eigenschaft, von der Felsschlucht an der Ausmündung erhalten hat, ist beinahe als ganz gewiss anzunehmen. Auch gab es laut Urkunden eine Familie *Ressi* oder *Reschi*,[1]) beigenannt »De-Torrenté«, welche ihren Namen von einer Örtlichkeit solcher Beschaffenheit erhalten haben musste, nämlich der »an der Schlucht Wohnende«. Eine ähnliche Benennungsweise finden wir nicht nur im Ungarischen, sondern auch anderwärts in Fülle, z. B. Burgener, Hofhauser, Wieser, Thalwieser, Hopfenwieser, Grubner u. s. w.

Remoinze, ausgesprochen *Romantz*, bedeutet soviel wie »*remuage*« (das Umrühren, Aufrütteln, Umstechen des Getreides).

Roua ist eine Alpe, die ihren Namen von der Familie gleichen Namens erhalten hat.

Sassencire, aus dem italienischen »*sasso nero*« (schwarzer Fels), ist ein Felsgipfel auf dem Gebirgskamm, welcher das Moirythal vom Eringerthale scheidet.

Sequet, ausgesprochen *Scheket*, bedeutet »*sec*« (dürr).

Cornes de Sore de Bois oder *Corne de Sorebois*, im Patois *Kurna de Schorboa*, ist jener imposante Berg, welcher sich in der Gabelung des Thales erhebt. Die Bedeutung seiner Benennung wäre »*Cornes de sur le bois*«, d. h. »Hörner des (Teiles) über dem Walde». Wir jedoch vermuten in dem *Schorboa* das ungarische Wort »*csorba*« (spr. tschorba), welches eine »Scharte« bedeutet; denn der Berg endigt ja thatsächlich nicht in einem Horn, geschweige denn in mehreren Hörnern, d. h. in kegelförmigen Felsspitzen, sondern die von der Natur abgerundete Spitze ist ausgeschartet, durch den Absturz eines Teiles derselben in vorgeschichtlicher Zeit. Um uns hievon zu überzeugen, brauchen wir gar nicht auf den

[1]) Furrers Urkundensammlung, S. 116. eine Urkunde aus dem Jahre 1307.

g hinaufzusteigen, denn wir sehen die Scharte von unten.
ursprüngliche Name lautete daher aller Wahrscheinlich-
nach »csorba hegy« oder »csorba bércz«, d. h. Schar-
berg.

lon, gelesen *Schuschiljon*, ist ein kleines, freigelegenes
esenland mit ein paar Hütten, unterhalb Chandolin.

npon ist ein kleines Plateau gegenüber von Fang am linken
r des Flusses.

Fayaz, aber *Tccha-Feja* (deutsch gelesen) ausgesprochen,
ein hoher Berg bei Luc, auf welchem das »Hôtel Weiss-
n« steht. Têtaz-Fayaz bedeutet im Patois soviel als
e du mouton« (Hammelskopf). Benennungen ähnlicher
finden wir auch in Ungarn, z. B. *Medvefő* (Bärenhaupt),
yófeje (Bonyós Haupt), *Bétafő* (Bétas Haupt); erstere zwei
nden sich im Komitate Háromszék, letzteres auf dem Ge-
re Hargita im Komitate Csik.

usa, ausgesprochen *Tinjuscha* (wie das französische Tig-
ja).

ille, ausgesprochen *Toal*, bedeutet Leinwand, Vorhang,
gewiss eine sonderbare Ortsbenennung ist. Wahrschein-
ist es nichts anderes als das ungarische »*tál*« (Schüssel),
genannt von der Form jenes Gebirgsteiles, den ich aber
st nicht gesehen habe. Auch könnte es die veraltete
rzel »*tal*« sein, die in den Derivatis »*talaj*« (Grund, Erd-
en), »*talap*« (Postament, Untersatz) und »*talp*« (Sohle)
h immer besteht. Mehr oder weniger Beweis für diese
nahme liefern die Ortsnamen *Talabor*, *Talamás*, *Talp*,
lya, *Talyka* und *Talajos*; [1]) ausser allen Zweifel setzen
die Ortsnamen *Talapatka* (sonst auch Telek-Grund),
lós, *Talács*, namentlich aber *Talpatak* (Tal-Bach), letzterer
Komitate Háromszék.

---

[1]) Dieser letztere ist bereits entschwunden, kommt jedoch in einer Urkunde
n Jahre 1211 vor. Jerney, Magyar nyelvkincsek (Ungarische
chätze), I. B., S. 135.

Val de Torrent ist der andere Name des Moirythales und *Col de Torrent* ein Berg daselbst.

Tounot, dann

Chesso du Tounot, ausgesprochen *Schesso dü Tunoh*, sind Gebirgsteile, und die Bedeutung des letzteren ist »Stuhl oder Sitz des Tuno«. Tuno ist also jedenfalls ein Eigenname. In den Friedensunterhandlungen zwischen Wallis und Savoyen in Angelegenheit des Witschard von Raron (im Jahre 1420) wird thatsächlich eines Hauptmannes, *V. Thuno*, gedacht, als eines derjenigen, die die Savoyer in Leuk gefangen genommen hatten. [1]) Welchen Ursprunges dieser Hauptmann war, konnte ich nicht ergründen, aber in der ungarischen Geschichte finden wir einen ähnlichen Namen in der Zusammensetzung *Tonusoba*, den wir aber auch getrennt als *Tonu-Soba* und *Tonu-Zoba* antreffen und dessen Träger ein Palóczenfürst während der Regierung Taksons (zu Ende des X. Jahrhunderts) war. Vámbéry, welcher in der Ableitung der hunnisch-magyarischen Namen stets das Türkisch-Tatarische und Tschagatajsche vor Augen hat, leitet auch diesen Namen aus dem türkischen »*tonus oba*« (Schweinsvater) ab. Aber die Palóczen waren keine Türken oder Tataren, sondern Ungarn, und bei diesen waren solche Benennungen unbekannt. Wir unserseits finden in dem *Soba* oder *Zaba* die Ortschafts- und auch Mannesnamen *Szobb* oder *Csaba*, in dem *Tonu* aber einen dem *Tuno* ähnlichen Namen, welcher mit der Zeit entweder in Ungarn oder im Eifischthale die Vokale umgetauscht haben mag. Ferner finden wir im Komitate Veszprém den Berg *Tunyok*, im Komitate Szatmár das Dorf *Tunyog*, im Komitate Eisenburg das Dorf *Tuna*; ferner heisst »*tunya*« (spr. tunja) im Ungarischen »träge«. Zum Schlusse dürfen wir nicht vergessen, dass die Szekler ihre Distrikte (jetzt Komitate) »*szék*« (Sitz, Stuhl) benannten, eine Art von Benennung, welche anderswo nicht so leicht zu finden sein dürfte.

[1]) Furrers Geschichte des Wallis, S. 195.

Tracuit, ausgesprochen *Traküi*, ist der andere Name der »Cornes des Diablons«, und wir sind versucht, das Wort aus dem ungarischen *Tarkô* (Kahler Stein) abzuleiten, welches der Name mancher kahler Felsberge in Ungarn und eines Dorfes im Komitate Sáros ist und ganz richtig auch auf die Cornes des Diablons angewendet worden sein konnte.

Usenz, *Usine*, *Isenz*, *Vesonze* ist der angeblich älteste, frühere Name der Navisence, der aber auch jetzt noch hie und da gebraucht wird. Diesen Umstand haben wir schon weiter oben besprochen und haben daher nur noch zu bemerken, dass wir in *Vesonze* das ungarische Wort »*víz*« (spr. wihs, Wasser), in *Usenz* und *Usine* aber das Wort »*uz*« (spr. us) erkennen, welch letzteres wir im Szeklergebiete häufig als Bachnamen (in den ehemaligen Stühlen Kászon und Csik) finden, von dem auch die Ortsnamen *Uzd*, *Uzon* und *Ozd* herzuleiten sind. Die Bedeutung dieses »*uz*« war und ist gewiss keine andere als die der Wurzel »*öz*«, welche wir in dem Worte »*özön*« [1]) finden, welches eine »Menge«, namentlich eine Menge flüssiger Materie bedeutet, wie *özönviz*, (spr. ösönwihs) oder *vízözön* heisst die Sündflut, *özönlik*, es flutet, *özönlés*, das Fluten, Strömen.

Vissoie oder *Vissoye* geschrieben und französisch *Vissoie* (spr. Wissoa), im Patois aber *Wischoj* genannt, bedeutet »*visite*«, »*visio*« (Besuch, Erscheinung), ein etwas seltsamer Name für eine Ortschaft. Wir können diesen Namen ohne weitere Erklärung für einen hunnischen, also ungarischen nehmen, denn wir haben Analogien für beide Aussprachen. Die Wurzel »*visz*« (spr. Wiss) selbst haben wir als Dorfnamen im Komitate Somogy und Szepes, dann *Viss* (spr. Wischsch) als den Namen mehrerer Dörfer im Komitate Ödenburg, ferner *Visoly*

[1]) Ein Beweis hiefür ist, dass die nun nicht mehr bestehenden Dorfer Özön und Özönd in Urkunden aus dem Jahre 1251, beziehungsweise 1138, Vsun und Uzund geschrieben sind, Jerney, Magyar nyelvkincsek (Ungarische Sprachschätze), I. B., S. 106.

(spr. Wischolj, das *sch* als französisches *ch* ausgesprochen), *Viszoly* (spr. Wissolj) oder *Vizsoly* (spr. Wischolj, das *sch* als französisches *j* ausgesprochen), ein Dorf im Komitate Abauj, *Viszolya* (spr. Wissolja) ein Dorf im Komitate Kolos, *Viszolaj* (spr. Wissolaj) ein Dorf im Komitate Trencsén, *Visa* (spr. Wischa) im Komitate Kolos und *Vissó* (spr. Wischschoh), ein Dorf im Komitate Mármaros.

Za de l'Ano, auch *Zatalana* geschrieben, ist ein Berg am Ende des Moirythales. Für beide Schreibarten finden wir in Ungarn Analogien. *Zó-füzesi erdőség* (Zó-Weidenwald) giebt es in Ungarn; »*Zó*« ist mithin ein Eigenname; denn es giebt auch heute noch eine Familie *Zoó* in Szentes in Ungarn. In der Schreibweise *Zatalana* finden wir den Szekler Ortsnamen *Zata* [1]) und dessen Varianten *Zeta* in dem Szekler Ortsnamen *Zetalaka* (Zetas Wohnsitz). *Zata* und *Zeta* waren daher ohne allen Zweifel Personennamen.

Col du Zaté oder *Col du Château* ist ein Berg und bedeutet »Schlosshügel«. Zaté wird *Sàcheh* (deutsch) ausgesprochen. Ob dort je ein Schloss gestanden, kann ich nicht sagen; die Geschichte meldet davon nichts. Sàcheh lautet beinahe wie *Zokö* (spr. Sohköh), welches »Zós Stein« bedeutet, es ist also höchst wahrscheinlich, dass der Personenname *Zó* im Thale einst auch als solcher wirklich vorhanden war.

Zilou und *Gillou* geschrieben und *Sillouh* (mit gelindem *s*) ausgesprochen.

Zinal geschrieben, aber *Sinat* (nicht Sinal) ausgesprochen, ist ein Dorf am südlichen Ende des gleichnamigen Thales. Auch einen *Col de Zinal* und eine *Pointe de Zinal* giebt es. Ob die Aussprachs- oder die Schreibweise dieses Namens die richtige d. h. ursprüngliche ist, kann heute niemand mehr sagen und ebensowenig, ob die Familiennamen *Chinal* und *Chinaul* mit diesem Ortsnamen in Verbindung gebracht werden

[1]) Joh. Kríza, Vad rózsák (Wilde Rosen). I. B., S. 392.

können. [1]) Für *Zinal* finden wir in Ungarn keine Analogie; da aber diese Benennung uralt sein muss, weil in dieser Gegend die ersten Ansiedelungen waren, so wollen wir immerhin versuchen, wie dieser Name dem Ungarischen nahegebracht werden könnte. Die erste Silbe finden wir in den ungarischen Ortschaftsnamen *Szinhalom* (jetzt Szihalom) und *Szinfalu*, welche »Hüttenhügel« und »Hüttendorf« bedeuten. Das Wort »*szin*« hat übrigens mehrere Bedeutungen, welche aber gemäss ihrer Anwendung und ihrer Verbindungen nicht den geringsten Zweifel aufkommen lassen. »*Szin*« heisst 1. »Farbe«, 2. »Oberfläche« (»a föld szine«, Oberfläche der Erde), 3. »das Obere, Rahm, Sahne«, 4. die »rechte« oder »Aussenseite« (z. B. beim Tuche), 5. »Ausbund, das Feinste von etwas« (z. B. »szinarany«, lauteres Gold, »szinbor«, feinster Wein u. s. w.), 6. »Schuppen, Remise, Laubhütte« (leveles szin), 7. »Bühne«. Der allgemeine Begriff aber ist das »Bedeckende«, die »Oberfläche«, das »Glänzende«. Wenn man daher den blendenden Firnschnee all der daselbst befindlichen Bergriesen als das »Glänzende« annimmt, so kann man den Namen des Dorfes ganz richtig als »unten, am Fusse des Glänzenden« erklären, weil »*al*« im Ungarischen so viel heisst als »unten, am Fusse«, wie z. B. bei »Sátoralja Ujhely« (Neuplatz unterhalb des Zeltes«), »Váralja« (unter, am Fusse der Burg), »Hegyalja« (am Fusse des Berges), bei welchen Benennungen die Silbe »*ja*« nur den Besitz bezeichnet.

Zirouq oder Zirouc (spr. Siruk) ist eine Alpe. Ähnliche Namen haben wir in den Dorfnamen *Sirok* (spr. Schirok) im Komitate Heves, dann *Szirak* und *Szirák* in den Komitaten Borsod, Hont und Nógrád und endlich den ungarischen Familiennamen *Czirok* (spr. Tzirok). Auch das Ross- oder Honiggras heisst im Ungarischen »*czirók*«.

[1]) Ein Albert von Chinaul lebte anfangs des XIV. Jahrhunderts zu Ayer. Furrers Urkundensammlung, S. 99. Eines Christian Chinal gedenkt eine Urkunde aus dem Jahre 1525. Furrers Urkundensammlung S. 313. Endlich war im Jahre 1527 ein Franz Chinal Grosskastler in Siders.

Jouc (spr. Schuck) ist eine kleine Ortschaft unten im Rhonethale, die aber von Eifischern bewohnt wird und wahrscheinlich auch von denselben gegründet wurde. *Zsok* (spr. Schok, das *sch* als französisches *j* ausgesprochen) ist heute noch ein Familienname bei den Szeklern, [1]) ferner finden wir die Dorfnamen *Sók* (spr. Schohk) und *Zók* (spr. Sohk) in einigen Komitaten Ungarns.

Wie man sieht, habe ich bei einigen Namen deren Verwandtschaft mit dem Ungarischen auf verschiedene Weise abgeleitet; ich dachte nämlich, dass es jedenfalls besser sei, *jede* Wahrscheinlichkeit vor Augen zu haben, als nur die eine oder andere Deutung, welche, wie es bei den Theorienerzeugern Ungarns so häufig der Fall ist, gerade die unrichtige sein könnte.

Ethnographische Beschreibung der Eifischer.

Nach der Gesichtskunde ist die Verwandtschaft zwischen Eifischern und Ungarn nicht zu leugnen. Das Oval des Angesichtes, das Profil, die hohe gewölbte Stirn, die gerade, nicht stark gebogene, aber auch nicht stumpfe Nase, der regelrechte Mund, die keine Ecke bildenden Zahnreihen und das runde Kinn passen in die ungarische Form. Das dichte, im allgemeinen dunkle Kopf- und Barthaar, die bräunlich-rote Gesichtsfarbe, die schmalen dunkeln Augenbrauen, die Augen mit dem Adlerblicke sind die kennzeichnenden Eigentümlichkeiten der magyarischen Race, welche hiedurch am meisten dem tscherkessischen Typus sich nähert.

[1]) Kríza, Vad rózsák (Wilde Rosen), S. 385.

Ihrem Körperbau nach kann man die Eifischer gleich ihren Stammesgenossen in Ungarn mittelgross nennen; baumlange Riesen, zwerghaft kleine Leute giebt es unter ihnen nicht. Ihre Körperkonstitution ist im allgemeinen stark, sehnig, nicht dick und das Gebiss bei jung und alt herrlich. Die Weiber zählen unter die ersten Schönheiten des Kantons. [1]) Drei solcher junger herrlicher Mädchen sah ich gleich bei meinem ersten Eintritt ins Thal, als ich (am 19. August 1884) den ersten Ponti passiert hatte. Sie ritten auf Maultieren, indem ihre Füsse auf der rechten Seite des Tieres herabhingen, und da sie mir zugewendet waren, konnte ich den eleganten, schlanken, aber festen Körperbau, der die ungarischen Mädchen kennzeichnet, sattsam bewundern. Diese drei Mädchen waren jedoch wahrhaftig nicht die einzigen Schönheiten, die ich angetroffen habe; später sah ich noch viele, nicht minder schöne.

Die Eifischer sind verschont von endemischen Krankheiten, welche das Volk unten in der Ebene und in andern Seitenthälern arg heimsuchen. Kretinismus, Kropf und Skrofeln kennt man bei ihnen nicht. Hierin mag ausser dieser beneidenswerten Eigenschaft der ungarischen Race überhaupt [2]) nicht wenig Anteil der Umstand haben, dass auch Mädchen und Frauen die härtesten Arbeiten verrichten. Auch die Kinder werden nicht verzärtelt und wachsen unter ziemlich ähnlichen Verhältnissen auf, weil ja die Eltern hart arbeiten, tagelang im Freien sich aufhalten, wohin natürlich auch die Kinder mitgenommen werden müssen. Daher kommen von Geburt aus schwächliche Kinder kaum fort und sterben frühzeitig; diejenigen

[1]) Dies günstige Urteil über sie fällte schon Bourrit: » — — — les femmes sont les premières beautés du pays; elles se présentent avec des grâces qu'augmente encore leur naiveté.« I. B., S. 205.

[2]) Endemische Gebrechen, Kropf, Weichselzopf, Kretinismus sind beim ungarischen Stamme nicht heimisch. Sein Knochengerüst, sein Muskelwerk stellen ihn in die Reihe der lebenskräftigen Racen. Zur Zeit dringender Feldarbeit ist der ungarische Landmann im stande, täglich zwanzig Stunden hart angestrengt zu arbeiten. Als Soldat ist er vorzüglich, und bei den Rekrutierungen liefert die ungarische Race das tauglichste Kontingent.

aber, welche die Krisis bestehen, müssen sich natürlicherweise kräftig und vorteilhaft entwickeln.

Und dann die frische freie Luft hier oben, das kummer- und sorgenlose Leben, die Mässigkeit neben ihrer rastlosen Thätigkeit, ruft auch bei den ihnen ferne Stehenden die Worte auf die Lippen: »Ihr habt recht in all euerem Thun und Lassen, weicht von dieser euerer Lebensweise nie ab!«

Also auch in ethnographischer Hinsicht kann nicht der geringste Zweifel über ihre hunnische Abstammung obwalten.

Charakterzüge im Familien- und im öffentlichen Leben.

Der ererbte Geist, der Stolz dieses Hunnen-Völkchens ist auch nach der Annahme des Christentums derselbe geblieben. Die Eifischer sind wacker, ausdauernd, bedacht und haben eine leichte Auffassung; sie sind standhaft und an ein strenges Leben gewöhnt und wollen nicht anders scheinen, als sie sind. Dies kennzeichnet das Volk. In ihrer äusseren Rauheit und Einfachheit, ihrer Gastfreundschaft erkennen wir den edlen Kern und die Energie der primitiven Völker. Als freie Menschen der freien Natur sind sie die Herren in ihrem Hause.

Auf sich selbst angewiesen in dieser wüsten Gegend, hat sich dieses Volk eine gewisse Selbständigkeit erworben, die es bis heute noch besitzt. Auch heute bewachen sie mit Eifersucht ihre autonome Verwaltung und sind misstrauisch gegen alle neuen Ideen, geradeso wie an dem Tage, an welchem der mit dem Evangelium bewaffnete Zacheo mit Gefahrdung seines Lebens so mühselig im ausgetrockneten Bette der Navisence emporklomm, um das letzte Bollwerk des Götzendienstes im

Wallis niederzureissen. Ungeachtet dessen, dass während einiger Wochen des Sommers die Fremden scharenweise hieher strömen, hat das Volk seine Arglosigkeit, seine Natürlichkeit und Einfachheit bewahrt.

Das bei der ungarischen Race so stark ausgeprägte patriarchalische Familienleben ist bei dem Eifischer Volke noch ganz so, wie es einst gewesen ist. Sie arbeiten zusammen, sie machen ihre kleinen Wanderungen, welche in dem Übersiedeln von einem Orte des Thales in den andern oder in das Rhonethal hinab bestehen, zusammen. Die Liebe, mit welcher sie aneinander und an ihren Kindern hängen, ist der Ausfluss der aufrichtigsten Zuneigung. Hier zankt man sich nie; weinende Kinder habe ich während meines mehrwöchentlichen Aufenthaltes nicht gesehen. Freundlich ist ihr Gespräch, und fröhliches Gelächter schallt aus den Häusern heraus, und Zufriedenheit spiegelt sich in den Augen dieses glücklichen Völkchens.

Getreu seinem republikanischen Sinne, kennt der Eifischer keinerlei Vorrechte. Einen Unterschied zwischen Primo- und Sekundogenitur macht er nicht. Macht einer Testament, so verteilt er seine Habe zu gleichen Teilen unter seine Kinder. Aber Desor übertreibt, indem er uns erzählt, dass diese Gleichberechtigung sich sogar auf das natürlicherweise unteilbare Maultier erstrecke, welches die Erben, jeder zu seinem eigenen Vorteil, so viel als nur möglich ausnützen, woraus dann auch das Sprichwort »malheureux comme un mulet d'Anniviers« (Unglücklich wie ein Eifischer Maultier) entstanden sei. Dieses Sprichwort konnten, wenn es wirklich existiert, nur Lästerzungen ersonnen haben, weil die Liebe der Eifischer sich auch auf die Haustiere erstreckt. »Man schlägt sie nie,« sagt uns schon Bourrit, »Weiber und Mädchen gehen nie aus dem Hause, ohne ein Stückchen Brot mitzunehmen, das sie dem Tiere reichen, welchem sie begegnen; und wenn im Herbste die Herden von den Alpweiden heimkehren, lassen die Eltern durch die kleinen Kinder dem Vieh irgendwelches Futter reichen, damit man sie

schon in zartester Jugend an Mildthätigkeit und Gastfreundschaft gewöhne, auch gegen solche, die nicht zu ihnen gehören.« [1])

Unmündige Waisen werden nach dem Absterben ihrer Eltern durch Verwandte oder Freunde angenommen und den eigenen Kindern gleichgehalten. Ihr Vermögen wird durch diese Verwandten oder Freunde verwaltet, aber die Zinsen werden zum Vermögen geschlagen; denn die Kosten der Erziehung und Erhaltung tragen diese letzteren selbst, aus Eigenem, und sagen: »Das arme Kind, das seine Eltern verloren hat, ist ohnehin zu bedauern.« Wenn dann die Waisen mit dem zwanzigsten Jahre ihre Grossjährigkeit erreicht haben, erhalten sie ihr Vermögen samt den zurückgelegten Zinsen; darum ist es auch Gepflogenheit im Thale zu sagen: »*Por esen ritzo fa eshre orfeno*« [2]) (um reich zu werden, muss man eine Waise sein).

Diebstahl kommt natürlicherweise nie vor. Im ganzen Thale giebt es keinen Polizisten, keinen Feld- und keinen Waldhüter. Die Thürschlösser, namentlich die der Scheunen, sind primitiv, oft nur von Holz; man könnte sie auch ganz entbehren, die Habe wäre dennoch sicher.

Bei Kauf und Verkauf pflegt man keine schriftlichen Verträge zu machen, das mündlich Vereinbarte gilt. Der Herr Pfarrer von Vissoie erzählte mir, dass man ihm verschiedene Summen, die Einkünfte der Pfründe, einzuhändigen pflegt. Anfangs wollte er, da er die Gepflogenheit des Thales nicht kannte, die Summen quittieren; aber die guten Leute waren

[1]) » — — — et cette dernière vertu, soit hommes, soit femmes. ils l'étendent sur les animaux dont ils font usage: ils ne les rudaient jamais, et les élèvent de la même manière que leurs enfants; jamais femmes ni filles ne sortent qu'elles ne mettent dans leurs poches du pain ou quelque autre nourriture pour donner aux animaux qu'elles rencontrent; et quand les troupeaux des divers quartiers viennent à passer près des maisons, les parents leur font donner quelque chose à manger par leurs enfants, afin de les accoutumer ainsi de bonne heure à l'humanité pour toutes les créatures, et à l'hospitalité pour celles qui ne leur appartiennent pas.« *Fourrit*, I. B., S. 205. 206.

[2]) Wird ganz so gelesen, wie im Deutschen.

hierüber ganz erstaunt und nahmen sein Anerbieten für Misstrauen. Glückliches Volk, bei welchem die Verderbtheit des modernen Zeitgeistes noch keinen Eintritt gefunden hat!

Zu Prozessen kommt es äusserst selten. Tauchen allenfalls Differenzen auf, so werden sie auf gütlichem Wege im Beisein und unter der Vermittlung des Pfarrers und der beiden »Prudhommes« d. h. der zwei Gemeinde-Anwälte, die sich das Vertrauen des Volkes gewählt hat, geschlichtet. Die Obrigkeit und der »Greffier« (Notär) haben mithin äusserst wenig in dieser Hinsicht zu thun.

Da ein jeder Eifischer Bürger in den verschiedensten Teilen und Regionen des Thales Grundbesitz hat, so darf er, was übrigens schon sein Gerechtigkeitssinn nicht zulassen würde, gegen keinen Winkel des Thales gleichgültig sein.

So hartnäckig sich einst das Eifischer Hunnen-Völkchen der christlichen Religion widersetzt hatte, so anhänglich sind sie ihr heute: sie sind »päpstlicher als der Papst selbst«. Der Sonntagsmesse und anderen kirchlichen Feierlichkeiten wohnt alles mit Gewissenhaftigkeit und Andacht bei, jung und alt. In der Kirche haben die Obrigkeit und die anderen Würdenträger (nicht nur die gegenwärtigen, sondern auch die ehemaligen) ihre Ehrenplätze; dies sind die zwei Bänke zur Rechten und die zwei Bänke zur Linken des Hochaltars, deren Stellung parallel mit der Längsmauer der Kirche ist, so dass sich die beiden Gruppen gegenübersitzen. Für das Volk sind vier Gruppen Bänke, wie anderwärts, der Quere nach gestellt, je zwei Gruppen nebeneinander. In den vorderen zwei Gruppen sitzen die Männer, in den hinteren die Weiber. Weil ich nun diese Gepflogenheit nicht kannte, da in Ungarn und auch anderwärts die ganze rechte Seite für die Männer und die ganze linke Seite für die Weiber bestimmt ist, so setzte ich mich auch in Vissoie das erste Mal auf die rechte Seite, aber, ganz bescheiden, in die hintere Gruppe und war also plötzlich, zu meinem freudigen Erstaunen, von den Eifischer Schönheiten vollkommen eingeschlossen. Die Maultiere, auf denen man gekommen ist, werden ausserhalb der Kirchhofmauer angebunden.

Das Volk glänzt durch seine Sittlichkeit; ist es aber auch bei solchen Einrichtungen, wie wir sie hier antreffen, und bei der rastlosen Thätigkeit, die den Müssiggang, »aller Laster Anfang«, nicht aufkommen lassen, anders möglich?

Die Eifischer bleiben für sich abgeschlossen; selten heiratet jemand hinaus aus dem Thale, und wohl noch seltener heiratet jemand in dasselbe hinein. Überhaupt dulden sie nicht die geringste Einsprache von auswärts in ihre Angelegenheiten; ihre Abfertigung ist kurz und bündig: »*Laissez-nous en repos, nous n'avons rien à faire avec vous*« (lasset uns in Ruhe, wir haben mit euch nichts zu thun). Beneidenswertes Volk! könnte jeder ihrer Stammesgenossen in Ungarn ausrufen. Aus eben diesem Grunde erlaubt man nicht, dass ein Eifischer irgend eine Liegenschaft einem andern als wieder einem Eifischer zum Verkauf anbietet. Solche Massregeln sind leicht ausführbar dort, wo eine solche Solidarität herrscht, wie bei den Eifischern.

Ihr Benehmen gegen Fremde ist einfach, ernst, würdevoll und freundlich, aber nichts weniger als servil; es ist selbstbewusst, aber ohne Stolz. Jede an sie gestellte Frage wird mit Bereitwilligkeit und Zuvorkommenheit beantwortet, und jede Aufklärung mit grösster Herzlichkeit gegeben, ja noch mehr als das. Fragte ich um dieses oder jenes Haus, um diesen oder jenen Weg, so begnügte man sich nicht mit dem Bescheidgeben, sondern gab mir stets das Geleite dahin, auch dann, wenn ich es dankend ablehnte.

Die Sprichwörter gehören zu den Geisteserzeugnissen eines Volkes und enthalten die Lebensweisheit desselben, seine höchsten Lebensgrundsätze und die Ergebnisse seines Sinnens und Denkens. Wie hochherzig und edel lautet doch bei den Eifischern die gangbare Redeweise, »dass das unmündige Kind, das seine Eltern verloren hat, zu bedauern und hülfsbedürftig sei«, im Munde derer, denen diese Ansicht Geld kostet. Und solche Redeweisen wie diese giebt es noch mehrere.

Doch mangelt dem Eifischer Volke bei all seinem Ernste und würdevollen Auftreten, sowie seinen nächsten Verwandten,

den Szeklern und überhaupt den Ungarn insgesamt, der Humor, der Hang zum gegenseitigen Bewitzeln nicht; nur geschieht dies, sowie auch in Ungarn, nie in böser Absicht, um etwa jemand in der Achtung anderer herabzusetzen oder jemand zu kränken. Das Ganze besteht in nichts anderem, als sich gegenseitig oder die Bewohner irgend einer Gegend mit treffenden Anspielungen harmlos zu necken, irgend ein kleines Abenteuer, einen kleinen Aufsitzer entstellt und ausgeschmückt weiterzugeben. Wenn man also den Grementzern andichtet, dass sie Störefriede und Ränkeschmiede, und denen von St-Jean, dass sie rechthaberisch seien, [1]) so ist dies wohl nicht ernstlich zu nehmen, ebensowenig wie ein anderes Sprichwort:

»*Zandolin derotze,*
Fang tempeche,
Tarampon arreche«, [2]) oder
»*Criva-schec de Penschec,*
Criva-fam de Fang«. [3])

Es fällt auch niemand ein, sich durch dergleichen Anspielungen gekränkt oder beleidigt zu fühlen, denn es weiss jeder Eifischer sehr gut, um die letzteren zwei Sprichwörter zu nehmen, dass im Falle eines Unglückes oder im Falle der Not gerade die Erfinder dieser Sprichwörter die ersten wären, welche hülfeleistend beisprängen.

Den Humor der Eifischer finden wir am schlagendsten in den gelungenen Dichtungen Zuffereys, des ehemaligen Pfarrers

---

[1]) »*Zinchanin de Grementz, refonsin de Schein Suan*« (französisch gegeben: Chicaneurs de Grimenze, répondeurs de St-Jean) lautet das Sprichwort.

[2]) Deutsch gelesen: Sandolin derotze, Fan tempeche, Tarampon arreche. Sein Sinn ist: [(Das Dorf) Chandolin entfelst sich], in Chandolin lösen sich Felsstücke ab, welche in (dem unterhalb desselben liegenden) Fang Gewitter machen und in Tarampon (einem hohen Ufer jenseits der Navisence) aufgehalten werden.

[3]) (Das auf dürrer Halde liegende) Painsec verendet vor Durst, (das auf steilem Abhange liegende) Fang (wo es keine Ackerfelder giebt) verendet vor Hunger.

von Luc, ausgeprägt, von denen wir eine dort, wo von dem Patois der Eifischer die Rede war, bereits mitgeteilt haben. Aber der Possenreisserei ist der Eifischer, getreu dieser Eigenschaft seines ganzen Stammes, abhold. Kein Eifischer und kein Ungar verzerrt sein Gesicht zu einer Grimasse.

Die Vorliebe der jungen Männer für das Soldatenleben war die ererbte Eigenschaft ihrer kriegerischen Voreltern. Es war jedermann stolz, in irgend einem fremden Lande gedient zu haben. Hauptsächlich war es Frankreich, Piemont und Spanien, wohin sich die jungen Eifischer verdingten.[1]) Das für ganz Europa an wohlthätigen Umwälzungen und Neuerungen so reiche Jahr 1848 brachte auch in dieser Hinsicht seine süsse Frucht. Das für die Schweizer nicht rühmliche, verderbliche Sichverdingen an fremde Höfe, das sogenannte »*Reislaufen*« (faire le mercennaire) wurde mittelst Gesetz untersagt; und heute darf kein Schweizer mehr die Waffen zur Unterdrückung anderer Völker ergreifen, sondern einzig und allein zum Schutze seines eigenen Vaterlandes.

Häuser und Scheunen.

Die Häuser im Eifischthale zeigen so manche Eigentümlichkeiten, die man in andern Seitenthälern des Wallis nicht antrifft. Wir meinen hier nicht die Neubauten, die, wie sämtliche Kirchen, die vielen Kapellen und die Hotels, von Stein sind. Von diesen

[1]) »Ne serait-ce pas encore, chez les hommes un reste de l'inclination de leurs ancêtres pour le métier des armes, que la passion qu'ils témoignent pour le service militaire: c'est un honneur chez eux d'avoir servi; toute la jeunesse s'enrôle en France, ou en Piémont et même en Espagne; on pourrait aisément trouver toujours dans cette vallée mille (?) hommes au-dessous de quarante ans qui ont porté les armes dans l'étranger.« Bourrit, l. B., S. 193.

wollen wir nicht reden; denn sie sind so wie anderwärts und haben, wenigstens was die Bauart anbelangt, gar nichts Charakteristisches an sich. Uns interessieren bloss jene von Wetter und Zeit gebräunten alten Hauser, die schon wegen der Gleichheit ihrer Konstruktion äusserlich sowohl als innerlich bemerkenswert sind. Ja, nicht einmal das Haus des Reichen unterscheidet sich von dem des Armen; überall finden wir dieselbe Form, dasselbe System; derselbe enge Eingang, dieselben kleinen Fenster und im Innern dieselbe einfache Einrichtung sind beim Reichen genau so wie beim Armen.

Dies kann auch nicht anders sein, denn die Anniviarden sind die wahrhaftesten Republikaner. Sie sind alle gleich, nicht nur vor dem Gesetze, beim Tragen der Lasten und beim Genusse der Rechte, sondern auch im praktischen Leben: Haus, Kleidung, Nahrung sind bei allen gleich.

Die Häuser der Eifischer stimmen in vielem und in auffallender Weise mit jenen der Szekler überein, die, wie wir wissen, ebenfalls die Nachkommen der Mannen Attilas sind.

Hunnen und Häuserbau! So wird mancher ungläubig, kopfschüttelnd sagen, der noch immer in dem Wahne begriffen ist, dass dieses Volk in seiner alten Heimat ein nomadisches Leben geführt habe. Es war eben nur die Unkenntnis der Lebensweise der hunnisch-magyarischen Völker, als man aus ihrem Erscheinen zu Pferde oder auf Wagen den Schluss zog, dass dies von jeher ihre gewohnte Lebensweise gewesen sei. Die alten Geschichtschreiber sagen uns ganz deutlich, dass nur ein ganz kleiner Teil ein nomadisches Leben geführt habe: derjenige, welcher die Steppe bewohnte, während alle übrigen Stämme ihre festen Wohnsitze, ja sogar grosse Städte hatten. Auch finden wir im Ungarischen, namentlich im Szekler Dialekte Benennungen von Gebäudebestandteilen, die mit keiner andern Sprache Verwandtschaft haben, als: »*eresz*« (Vordach, Traufe), »*góczalja*« (unterer Teil des Kachelofens), »*hiú*« (Dachboden), »*ajtó*« (Thür), »*lappancs*« (Fallthüre), »*zár*« (Schloss), »*fal*« (Mauer) u. s. w. Wir dürfen also auch aus diesem Grunde

annehmen, dass auch die Bauart ihrer Häuser ebenso selbständig war, wie diese Benennungen es sind.

Das Erdgeschoss der Häuser im Eifischthale ist, wie bei den Szeklern, aus Stein, weiss getüncht und dient gewöhnlich als Vorratskammer. Auf diesem niederen, steinernen Unterbau ruht das Holzgebäude. Die Wände dieses letztern werden durch horizontales Übereinanderlegen von vierkantig gehobelten Balken aus Lärchenholzstämmen errichtet, welch letztere an ihren End- und Kreuzungspunkten verzapft sind.[1] Um die Fugen zwischen den Balken vollkommen luft- und winddicht zu machen, bedeckt man die obere Fläche des bereits an Ort und Stelle befindlichen Balkens mit getrocknetem Moos, welches durch den darauf liegenden Balken niedergedrückt wird und die Fuge vollkommen ausfüllt. Ausserdem erhalten die Wände im Innern noch eine Holztäfelung, so dass sie vollkommen luftdicht sind und die Wärme im Winter viel besser halten als ein Steinhaus.[2] Hie und da, wie z. B. im Ratsaale des Gemeindehauses in Vissoie, sind die inneren Wände vermörtelt, glattgerieben und weiss getüncht, wie dies in den Szekler Holzhäusern allgemein der Fall ist.

Das Dach der Häuser im Eifischthale wird mit grossen Holzschindeln, oder besser gesagt, mit Bretterstücken gedeckt. Diese Art der Dachdeckung treffen wir auch im Szeklergebiete an, namentlich im Komitate Csik, wo diese grossen Holzschindeln an den Dachstuhl nicht angenagelt, sondern mit einem in den Schindel geschlagenen Nagel bloss angehängt werden.

Aber nicht nur der Bauart nach haben die Häuser des Eifischthales mit jenen der Szekler eine Ähnlichkeit, sondern auch vermöge ihrer eigentümlichen Schnitzereien, die man auf denselben angebracht findet, und von denen weiter unten bei

[1] Diese Balken nennt der Szekler »borna«.

[2] In höher gelegenen Steinhäusern pflegt man aus eben diesem Grunde die Wände auch mit einer Holztafelung zu versehen. Im Hospize auf dem Grossen Sanct Bernhard war mein Zimmer, und so wahrscheinlich auch alle übrigen, getäfelt.

der Ornamentik die Rede sein wird. Andere Verzierungen als diese findet man höchst selten. Im ganzen Thale habe ich nur in Vissoie zwei Häuser angetroffen, auf deren Giebelfelde die zum Bau eines Holzhauses erforderlichen Werkzeuge, als: Bandhacke, Breitaxt, Hobel, Hammer, Winkeleisen, Lotwage, Säge und auch ein Krug aufgemalt waren, und zwar bei dem einen ganz nett und kunstvoll, mit vollkommen richtiger Perspektive.

Im Eifischthale sieht man bei vielen Häusern auf der Stirnwand Aufschriften angebracht, welche sämtlich auf den Bau oder die Renovierung des Hauses sich beziehen. Auf dem Pfarrhause in Vissoie, oberhalb der Fenster des zweiten Stockwerkes steht folgendes eingestemmt:

L'AN 1832
LES LOUABLES COMUNES D'AIER, ST JEAN ET GREMENZ ONT REPARÉ CE PRESBYTÈRE.

Dann sah ich in Vissoie ein anderes, augenscheinlich sehr altes Wohnhaus, dessen Aufschrift erhaben und deren Buchstaben gotische sind. Zu meinem Bedauern konnte ich die Aufschrift nicht lesen, weil sie teils durch einen Baum verdeckt war, teils weil die Buchstaben durch den Zahn der Zeit angefressen sind. Eine in den Wandbalken auf einem Hause in Grementz eingestemmte Aufschrift lautet wie folgt:

I. H. S. PAR. LE. SECOUR. DE. DIEU. LES. HONNETTE. THODULLE. ROUVINEZ. SA.
FEMME. MARIE. TABEIN. HONT. FAIT. BATIR. CE. BATIMENT. PAR. LE. MEITRE. D. B. LEN. 1819.
SOLIDO.
GLORIA. AMEN.

Wer das Szeklergebiet bereist hat, weiss, dass es in manchen Gemeinden kaum ein Haus giebt, an dem nicht zu lesen wäre, wer der Erbauer desselben gewesen, wann und dass es mit »Gottes Hülfe« erbaut worden sei. Ist das Haus aus Stein und hat es nicht mehr ein solch kunstvoll geschnitztes und bemaltes Thor, wie man es heute noch sehr häufig antrifft, so ist die

Aufschrift, umgeben von einem gemalten Eichenkranz oder Tulpengeflechte, in einer eigens zu diesem Zwecke angebrachten Nische zu lesen. Hat aber das Haus noch ein solches, zierlich geschaffenes Thor, d. h. ein grosses Thor für den Wagen und daneben ein kleines Thürchen für den Fussgänger, das oben stets mit einem entlang laufenden Taubenschlag und darüber mit einem Schindeldache versehen ist, so ist die Inschrift, eingestemmt, über der kleinen Thüre angebracht. Man könnte beinahe meinen, dass man die Übersetzung der Grementzer Inschrift vor sich habe, wenn man die Aufschriften auf den hölzernen Thorbogen der Szekler Häuser liest. Einige Beispiele hievon sind:

ISTEN SEGEDELMÉBŐL ÉPITETTEK EZT A KAPUT KÓBOR MÁRTON S FELESÉGE DEMETER JULIANNA. 1832. DIE 22. Jul.

(Mit Gottes Hülfe haben dieses Thor erbaut Martin Kóbor und seine Frau Julianna Demeter. 1832. 22. Juli.)

AZ ISTEN SZEGEDELMÉBŐL (sic!) ÉPITETTÉK SZIMO ANTAL ES FELESÉGE NAGY BORBÁRÁVAL Anno 83 838. DIE 4 DIE MÁJ.

(Mit Gottes Hülfe haben es (das Thor) erbaut Anton Szimó und seine Frau Barbara Nagy. Anno 1838. 4. Mai.)[1])

ISTEN SEGEDELMÉBŐL ÉPITETTEK EZT A KAPUT SKODA FERENCZ. NŐJE KOVÁTS ZSUZSÁNA. 1861. 16-a MÁJI.

(Mit Gottes Hülfe haben dieses Thor erbaut Franz Skoda. Seine Frau Susanna Kováts. 1861. 16. Mai.)

[1]) Wir haben hier ein Beispiel jenes interessanten Umstandes, dessen wir schon im Abschnitte über die Mundart der Eifischer gedachten, dass man nämlich in einigen Gemeinden Siebenbürgens, dann in der Moldau bei den Csángós, ebenso wie im Eifischthale, das *s* (spr. *sch*), statt des *sz* (spr. *ss*) und umgekehrt das *sz* statt des *s* anwendet. In der vorstehenden Aufschrift haben wir zwei solche Wörter: szegedelméből statt segedelméből und Szimó statt Simó, letzteres ein Familienname, der auf dem ganzen Szeklergebiete nur als Simó vorkommt.

ISTEN SEGEDELMÉBÔL EPITETTÉK EZT A KAPUT TAMÁS LAJOS ÉS LÁJBER ANNA. 1853. 27. OKTOBER.

(Mit Gottes Hülfe haben dieses Thor erbaut Ludwig Tamás und Anna Lájber. 1853. 27. Oktober.) [1])

ISTEN SEGEDELMÉBÔL ÉPITETTE SÓFALVI JÓZSEF NÔJÉVEL SZAPPANOS ANNÁVAL 1885.

(Mit Gottes Hülfe hat es erbaut Joseph Sófalvi mit seiner Frau Anna Szappanos. 1885.) [2])

Lauten diese Inschriften nicht so, als hätte sie jener Grementzer Meister angebracht? Sogar dem »*Gloria Amen*« der Grementzer Aufschrift Entsprechendes finden wir über den Szekler Thoren, nur etwas mehr erweitert, als:

BÉKE A BEMENÔKNEK.
(Friede den Eintretenden.)

HA ISTENT S NEMZETED SZERETED, BETERHETSZ, DE ÁLNOK LÉLEKKEL FÖL S ALÁ ELMEHETSZ.

(Wenn du Gott und deine Nation liebst, kannst du eintreten; hast du aber eine falsche Seele, so kannst du dahin oder dorthin dich entfernen.) [3])

BÉKE A BELÉPÔKRE,
ÁLDÁS A KIMENÔKRE.

(Friede den Eintretenden, Segen den sich Entfernenden.)

HA JÓ SZIVED, NEVED, E KAPUN BEJÖHETSZ, HA PEDIG ÁLNOKUL ÉLSZ, FEL S ALÁ MEHETSZ.

(Ist dein Herz, dein Name gut, kannst du durch diese Pforte eintreten, führst du jedoch einen gottlosen Lebenswandel, so kannst du dahin oder dorthin abgehen.)

[1]) Alle diese Aufschriften befinden sich in der Stadt Székely-Udvarhely.

[2]) Auf dem Szekler Hause in der Landesausstellung zu Budapest im Jahre 1885.

[3]) Auf demselben Hause der Landesausstellung.

Man findet in Ungarn zuweilen Inschriften, welche wahrhaftige Perlen der Volkspoesie sind; [1]) im Eifischthale dürften diese mit dem Erlöschen der hunnischen Sprache entschwunden sein und dem einfachen »*Gloria Amen*« den Platz überlassen haben.

Alle Häuser des Eifischthales sind einfach, schmucklos von aussen und von innen; aber dafür ist aus ihnen das Elend, der Kummer und die Unzufriedenheit und Sorge verbannt.

Auf dem Durchzuge, d. h. auf dem Hauptbalken der Zimmerdecke des grössten Zimmers, ist gewöhnlich das Jahr der Erbauung, auf vielen aber ausserdem noch ein stern- oder statt dessen ein windradähnliches Gebilde meisterhaft eingemeisselt. Von dieser sehr wichtigen Zierde, die auch in Ungarn beinahe nirgends mangelt, wird ebenfalls weiter unten die Rede sein.

Auf dem Durchzug in der Wohnung des Pfarrers von Vissoie ist die Jahreszahl 1723 eingeschnitzt.

Das geräumige Zimmer solcher Häuser stösst an die Küche, und es steht in ihm ein grosser massiver Tisch aus Eichenholz, Bänke und Stühle. In der einen Ecke steht der ungeheure Ofen aus sogenanntem Topfstein (pierre ollaire) erbaut, welch letzterer in der Nähe des Moirygletschers zu finden ist.

---

[1]) Eine alte Frau in Székely-Udvarhely diktierte mir solch einen Vers, welcher auf dem nun nicht mehr vorhandenen Thore des Hauses ihrer Eltern zu lesen war. Er lautete:

Legelsô házam volt rengô bolcsôm fája.
Mi haszna ez házat fából épitettem,
Mas koltozik beléje mahónap helyettem,
(Csak a koporsó leend állandó lakásom).

Deutsch bedeutet dieser Vers folgendes: »Mein allererstes Haus waren die Bretter meiner schaukelnden Wiege. Was nützt es, dass ich dieses Haus von Holz erbaute? Nicht lange währt es, und es zieht statt meiner ein anderer darin ein. Der Sarg allein wird meine ständige Wohnung sein.« Die vierte Zeile des Originaltextes lautete nicht ganz so, wie sie hier steht; denn die Frau wurde eiligst abberufen, und konnte sie mir nicht noch einmal wiederholen.

Das Hausgeräte ist auch sehr einfach und besteht aus einem Fleischtopf, einigen Tellern und Schalen. Dagegen aber herrscht sogar ein gewisser Luxus hinsichtlich jener zinnernen Deckelkrüge, welche oft in grosser Menge und der Grösse nach rangiert, in dem an der Wand angebrachten und zur Aufnahme dieser Krüge mit Ausschnitten versehenen Brette, mit der Öffnung nach abwärts gerichtet, stecken. Sie bilden den Stolz der Hausleute. So in Ehren gehalten waren wohl einst die Opferbecher der noch dem alten Glauben huldigenden Voreltern, und die Pietät ihrer braven Nachkommen bewahrt das Andenken derselben als althergebrachte uralte Sitte. Einige Heiligenbilder, Kruzifixe und Rosenkränze vervollständigen die Ausstattung des Zimmers, wie sie die angeborene Nüchternheit gestattet.

Eine in vieler Hinsicht ähnliche Zimmereinrichtung finden wir auch bei dem Landvolke in Ungarn, speciell aber auf dem Szeklergebiete. Im Paradezimmer hängt an der Wand auf Nägeln, in einer Reihe und der Grösse nach geordnet, eine Unzahl irdener, mit Tulpen, Rosen und Nelken bemalter, eigentümlich geformter Krüge, und über ihnen auf dem Brette stehen, mit ihrer buntbemalten inneren Seite nach aussen gewendet, Schüsseln und Teller.

Die puritanische Einfachheit, wie sie in den Privatwohnungen des Eifischthales herrscht, finden wir auch in den Gasthöfen. Thüren, Fensterrahmen, Möbel sind aus weichem Holz und unangestrichen. Auch die Pfarrerswohnung weist keinen Luxus auf; nur das Wandgetäfel ist blau angestrichen, und mit den in Ölfarben gemalten Porträts der einstigen Pfarrer Massi und Rouaz geziert.

Noch müssen wir ihrer Eigentümlichkeit wegen jener Scheunen gedenken, die man hier »*raccas*« (spr. råkka) nennt. Diese Scheunen werden auf dieselbe Weise erbaut wie die Wohnhäuser, nur schweben sie sozusagen in der Luft. Es werden nämlich, je nach dem Umfange der zu erbauenden Scheune, vier, sechs oder neun pyramidenförmige hölzerne Pfosten in die Erde eingerammt, auf welchen oben Steinscheiben

von etwa einem halben Meter im Durchmesser befestigt werden. Auf diese Scheiben, einem kleinen, dünnen Mühlsteine ähnlich, kommt dann der hölzerne Rahmen zu liegen, der die eigentliche Grundlage des Holzgebäudes bildet. Diese Bauart gestattet einen fortwährenden freien Luftdurchzug, zum besseren Trocknen und Aufbewahren des Heues und anderer Vorräte. Um diese Scheunen läuft manchmal noch ein offener Gang mit einer Einfassung von Stangen zum Trocknen der Bohnen. Diese Art Scheunen treffen wir in allen Seitenthälern des Wallis, ja sogar noch im Macugnagathale in Piemont an. Die Steinplatten haben den Zweck, den Feldmäusen das Hinaufklettern zu wehren.

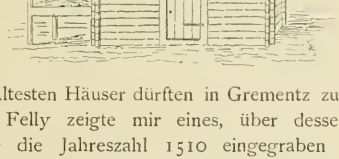
Scheune bei Ayer.

Wir wagen zu behaupten, dass ähnliche Scheunen schon in der alten Heimat der Hunnen existiert haben mussten, weil wir Analogien von ihnen auch auf dem Szeklergebiete antreffen, und zwar in den Fruchtschobergestellen, die man dort »*asztagláb*« (Tristen-, Fehmen- oder Schoberfüsse) nennt, und deren Bau auf dem nämlichen Princip beruht, nämlich den Luftdurchzug zu gestatten und den Mäusen das Hinaufklettern unmöglich zu machen. Der Rahmen dieser Tristenfüsse ist entweder drei- oder viereckig, und die Anzahl der Füsse beläuft sich demgemäss auch auf drei oder vier; diese sind an den Ecken des Rahmens befestigt, und laufen von der Erde hinauf bis über ihre Mitte pyramidal; von hier an aber nehmen sie plötzlich

wieder an Breite zu und bilden von hier an eine umgekehrte Pyramide oder in vielen Fällen auch eine Scheibe. Diese Tristenfüsse sind transportabel.

Unsere Annahme betreffs des Ursprunges dieser Scheunen bekräftigt ferner auch die Benennung »*raccas*«, welche von dem ungarischen Wurzelworte »*rak*« stammt und einen »Lagerplatz«, ein »Depot«, ein »Magazin« bedeutet, wie wir dies schon früher bei der Mundart der Eifischer ausführlich besprochen haben.

Die Stallungen haben meistenteils eine über dem Erdboden befindliche Etage unter dem auf einer Seite verlängerten Dache für das frisch gemähte Heu.



Die allerältesten Häuser dürften in Grementz zu finden sein. Herr Rektor Felly zeigte mir eines, über dessen steinerner Eingangsthüre die Jahreszahl 1510 eingegraben ist. Häuser aus dem XVII. und XVIII. Jahrhundert sind auch in Vissoie, Zinal und anderwärts nicht selten und sind, wenn es auch eine Jahreszahl nicht anzeigt, an ihrer schwarzen Farbe zu erkennen.

Ihr Alter ist eine Beweis ihrer Dauerhaftigkeit und der Seltenheit der Feuersbrünste. Und welch aromatischen Duft verbreitet dieses Lärchengebälke im Vereine mit dem in den Rakkas aufgestapelten Heu!

Ewig schade, wenn einmal diese altehrwürdigen Holzhäuser den nackten Steinhäusern werden weichen müssen, wie dies in Luc zum Teile schon geschehen ist.

Kleidung.

Hinsichtlich der Kleidung giebt es bei den Eifischern keine Mode und keinen Unterschied. Alt und jung, reich und arm, alle tragen denselben groben wollenen Stoff, den sie sich selbst aus der schwarzen Wolle ihrer Schafe bereiten.[1]) Diese dunkle Farbe ist ihre Lieblingsfarbe, von welcher sie nicht ablassen, war sie doch auch die Farbe ihrer kriegerischen Voreltern, der schwarzen Hunnen. Buntfarbiges sieht man in ihren Versammlungen nicht.

Die Kleidung der Männer ist eine kurze Jacke aus schwarzem Tuch, welche dem »*ujjas*« (mit Ärmeln versehen, also Ärmelleibchen) der Szekler dem Schnitte nach ganz gleicht, nur dass sie nicht verschnürt ist. Was mir gleich beim ersten Eintritt ins Thal auffiel, war, dass viele Männer diese Jacke nicht

[1]) Ihre Schafe sind meistens schwarz und von jenen, die ich anderwärts, z. B. aufwärts vom *Plan de Proz*, unweit des Hospizes auf dem Grossen St. Bernhard, dann bei Sion und im Oberwallis sah, vollkommen verschieden. Alle, die mir in Vissoie, in Luc, Zinal und Grementz zu Gesichte kamen, hatten rabenschwarze, gekrauste Wolle, wie sie nur bei den Siebenbürger Schafen zu finden ist. Sie sind jedenfalls auch die echten Abkömmlinge der hunnischen Herden, die, wie wir aus Ammianus Marcellinus, Leo dem Weisen und andern Autoren wissen, den bezüglichen Heeresabteilungen auf Schritt und Tritt folgten.

angezogen, sondern bloss auf die Schulter gehängt trugen, was absolut und ausschliesslich nur ungarische Sitte ist, wie schon am Anfang dieses Werkes erwähnt wurde. Das Beinkleid ist ebenfalls dunkelbraun oder schwarz, weit, eine sogenannte Pumphose, wie man sie im ganzen Wallis, aber auch anderwärts in Helvetien trägt, weil sie ihrer Weite wegen zum Bergsteigen am bequemsten ist. Die einzige Ausnahme macht der alte Benedikt Savioz, welcher noch eine Kniehose und weisse Strümpfe trägt. Die Kopfbedeckung ist ein ziemlich breitkrampiger Filzhut, der aber auch ein Fabrikat des Thales ist.

Die Kleidung der Frauen und Mädchen gleicht sich ebenfalls vollständig, wie die Montur der Soldaten *eines* Regimentes. Die Mode hat unter diesem glücklichen Volke noch nicht Eintritt gefunden. »Wie einst,« sagt Mario, »so sind sie auch heute darauf stolz, dass sie mit ihrer traditionellen Tracht, mit ihrem groben Tuchkleide und dem flachen Hute ihre Nationalität bekunden können. Ein jeder Eifischer würde das Weib verachten, welches diese Tracht geringschätzen und nicht tragen oder auch nur versuchen wollte, sich anderswie zu schmücken.« Der Anzug der Frauen und Mädchen ist ein dunkelbrauner oder schwarzer Rock mit einem ebensolchen Leibchen ohne Ärmel; die Hemdärmel sind am Handgelenke zusammengebunden. Der Rock reicht nicht bis zum Knöchel, so dass man die schwarzen Strümpfe sehen kann; die Füsse bedecken feste, dicksohlige Schuhe. Der Hut ist aus schwarzem Filz, höchstens 5 *cm* hoch; seine Krämpe ist breit und mit einem 2—3 Finger breiten schwarzen Sammetbande eingefasst. Auch um den Hut herum läuft ein Band, das schräg in Falten gelegt und bei älteren von schwarzer, bei Kindern von lichterer, aber auch nicht greller Farbe ist. Die Krämpe des Hutes ist auf beiden Seiten etwas heruntergedrückt, was sowohl dem Hute selbst als auch dem Angesichte ein sehr vorteilhaftes Aussehen verleiht. Im Sommer sieht man auch Strohhüte von ganz ähnlicher Form. Das Haar ist geflochten und in ein Nest gelegt, welches eine Messingnadel zusammenhält, die etwas flachgehämmert und im

ganzen Thale stereotyp ist und nachstehende,

(halbe Grösse)

seltener aber diese

(halbe Grösse)

Form hat.[1]) Ich habe im ganzen Thale keine Frau, kein Mädchen ohne diese Nadel gesehen, welche von rechts nach links in die Haare gesteckt wird. Ihr einziger Schmuck am Sonntage ist ein kleines, dreieckiges Halstuch, in den meisten Fällen das Geschenk des Bräutigams bei der Verlobung.

Die Kleidung der Frauen und Mädchen ist ausser allem Zweifel die von den hunnischen Voreltern ererbte, weil sie jener der Szekler Frauen auch in den kleinsten Details ähnlich ist, mit dem einzigen Unterschiede, dass bei diesen die Krämpe des Hutes vorn und hinten, nicht aber an der Seite herabgebogen, und dass in manchen Gegenden des Szeklergebietes der Hut höher ist.

Unsere besondere Aufmerksamkeit verdient der talarartige *schwarze Mantel (manteau de cérémonie)* der *Magistratspersonen* und der auf dem Rücken mit dem Thal-Wappen gezierte *rote Mantel des Weibels*, welche diese bei besonderen kirchlichen Feierlichkeiten und beim Begräbnisse eines Amtsgenossen tragen. Jener war das charakteristische Kleidungsstück der schwarzen Hunnen, nach welchem sie auch schon bei Hecataus und Herodot die »*Schwarzmäntler*« (*Μελάγχλαινοι*) hiessen, während der rote Mantel das Abzeichen der hunnischen und ungarischen Herolde war.

[1]) Diese Schlingungen stimmen so ziemlich mit dem Schnurgeflechte der ungarischen Kleidungsstücke überein.

Von der charakterisierenden Eigenschaft des schwarzen, beziehungsweise weissen »*Szûr*« (Mantel) haben wir schon in der Einleitung gesprochen; daher wir an dieser Stelle nur mehr von dem roten, d. h. von dem Mantel des Heroldes einiges zu bemerken haben.

Der Weibel (huissier) ist der Austräger, der Überbringer der Anordnungen und Beschlüsse der Gemeinde; seine Funktion entspricht also der Amtsthätigkeit des Heroldes vollkommen. Der rote Mantel aber war auch der Mantel der ungarischen Herolde und wurde der »*blutige Mantel*« benannt. Mit diesem angethan und das »*blutige Schwert*« in der Faust, durchzog er das Land, um das Volk unter die Kriegsfahnen zu berufen. Wo man ihn kommen sah, sammelte sich das Volk mit dem Ausrufe »Halljuk, halljuk!« (Hören wir, hören wir!)[1] worauf tiefe Stille erfolgte. Der Herold rief dann mit lauter Stimme: »Es ist Gottes und des ungarischen Volkes Stimme,[2] dass jedermann an dem und dem Tage, dort und dort gewaffnet erscheine, um den Rat und Beschluss der Nationalversammlung zu vernehmen. Ein jeder, der diesem Befehle nicht nachkommen sollte oder

[1] Diesen uralten Gebrauch erzählt *A. C. Schweigerd* in *Militär-Kalendarisches Jahrbuch fur das Jahr* 1857. *I. Jahrg. Troppau* 1857, in 8° — S. 144—145 unter der Überschrift »*Kriegserklärung bei den alten Magyaren*« wo dieser Ausdruck irrtümlicherweise mit »Hallyunk, Hallyunk, Vene!« gegeben ist. Ich kenne dieses Citat nur aus *Podhradczkys* »*Béla király névtelen jegyzô-jének kora és hitelessége*« (Zeitalter und Glaubwürdigkeit des anonymen Notärs König Bélas), *Buda* 1861, S. 30. Ich wollte, um die Quellen zu erfahren, die Abhandlung Schweigerds selbst sehen, aber dieses Jahrbuch war weder in einer Budapester, noch Wiener Bibliothek zu finden. Ich schrieb also nach Troppau, worauf mir der dortige k. k. Professor Herr A. Beierle antwortete. dass es auch dort weder in der Museumsbibliothek noch in der Bibliothek des in Troppau sich ergänzenden 1. Infanterie-Regiments vorhanden sei.

[2] Wenn bei den Hunnen unter einem mehr absoluten Herrscher, wie dies unter Attila der Fall sein mochte, eine Ausnahme von der Regel gemacht und der Krieg durch den Herrscher selbst beschlossen wurde, so war es eben nicht eine andere Gepflogenheit oder Sitte, sondern der eiserne Wille des Herrschers, der selbst seinen Bruder, den gesetzlichen Mitregenten. töten liess, um allein herrschen zu können.

für sein Ausbleiben keinen Grund zu geben wüsste, ist in der Mitte des Leibes zu zerschneiden oder in ewige Sklaverei zu bringen.«[1]) Zum Schluss brach das ganze Volk in einen Ausruf aus, der eine Anciferung zum Krieg enthielt. Auch Nikolaus Oláh weiss von dieser Gepflogenheit zu erzählen. »Noch in unserer Zeit« (im Jahre 1536), sagt er, »sehen wir dieses Herumtragen eines mit Blut besprengten Schwertes oder Pfahles, wenn irgend ein auswärtiger Feind in Ungarn eindringt und man plötzlich das Kriegsvolk zusammenbringen will.«[2]) Vom blutigen Mantel schweigt er. Später war dieses Schwert nur mehr gemalt auf dem bezüglichen schriftlichen Aufruf zu sehen; so finden wir es auf jenen Cirkularen, welche Palatin Wesselényi im Jahre 1663 an die Komitate gerichtet hatte.[3])

Hier ist auch der Platz, jenes weissen Linnenkleides *(robe de fraternité)* zu erwähnen, welches im Eifischthale Männer und Weiber bei kirchlichen Feierlichkeiten, Prozessionen, Leichenbegängnissen anziehen, und welches so manche Touristen irrtümlich für Trauerkleider, Desor aber, der auch den arabischen Ursprung der Eifischer gelten zu lassen geneigt ist, geradezu für den arabischen Burnus ansehen. Aber dieses Linnenkleid hat weder auf Nationaltracht noch auf Trauer Bezug, sondern war und ist eben nur das Abzeichen einer frommen Bruderschaft, deren es früher mehrere, wie die des heiligen Geistes, des heiligen Theodùle u. s. w. im ganzen Wallis gegeben hat und noch giebt, von denen aber im Eifischthale heutzutage nur mehr eine einzige, die

[1]) »Antequam ergo baptizati fuissent Hungari. et effecti Christiani, sub tali voce praecones in castris ad exercitum Hungaros adunabant: «Vox dei et populi Hungarici, quod die tali unusquisque armatus in tali loco praecise debeat comparere. Communitatis consilium praeceptumque auditurus. Quicunque ergo edictum contempsisset, praeteudere non valens rationem, lex Scythica per medium cultro huiusmodi detruncabat, vel exponi in causas desperatas, aut detrudi in Communium servitutem».« *Kéza Lib. I. cap. 2. Edit. Podhradczky, S. 17.*

[2]) »Nostra quoque tempestate haec circumlatio ensis vel pali, cruore aspersi, observatur, dum hostis quispiam externus Hungariam invadit et Hungari subitaneum militem conscribere volunt.«

[3]) *Podhradczkys* früher erwähntes Werk. S. 30.

des *heiligen Sakramentes* besteht, welcher alle jene angehören, die das 18. Lebensjahr überschritten und das heilige Abendmahl schon genommen haben.

Dieses weisse Linnenkleid, welches auch im ganzen übrigen Wallis verbreitet ist, hat genau die Form eines Schlafrockes und ist um die Hüften mit einer weissen, an den Enden mit kleinen Quasten versehenen Schnur zusammengebunden. Ausserdem haben die Manner ein weisses Linnen von der Grösse einer gewöhnlichen Serviette auf das blosse Haupt gebunden, von welchem ein Zipf hinten bis etwas über den Nacken herabhängt, während die Frauen und Mädchen ein ebensolches Linnen über den Hut breiten, welches dann auf beiden Seiten und hinten herunterhängt. Die Frauen breiten das Kopflinnen auch dann über den Hut, wenn sie sich zum Altar begeben, das heilige Abendmahl einzunehmen.

Ich sah diese Linnenkleider bei Gelegenheit eines Leichenbegängnisses, dann bei einer Prozession, welche bei dem eigentümlichen Geläute der Glocken[1]) von Luc langsamen Schrittes heraufkommend und heilige Lieder singend, sich am Laurenzitage (10. August) zur Kapelle S. Laurent verfügte, gerade als ich mit dem Abzeichnen der »Pierre de Servagos«, eines Opfersteines der Heidenzeit, beschäftigt war.

Jene Sitte, das Haupt bei gewissen Feierlichkeiten mit einem Linnen zu bedecken, kann *möglicherweise* eine uralte, hunnische Gepflogenheit sein; denn Priscus Rhetor erzählt uns als Augenzeuge, dass, als Attila in seine Residenz[2]) einrückte, ihm eine Prozession von Mädchen entgegenkam, indem die Mädchen, je sieben in einer Reihe, unter an den Enden durch Frauen gehaltenen weissen Linnen einherschritten und skythische Lieder sangen.

[1]) Die Glocke bewegt sich nicht, sondern der Schwengel wird an die Glocke angeschlagen.

[2]) Dieselbe befand sich nach der allgemeinen Annahme in der Nähe von Szegedin, und die Lokalüberlieferung wird durch die Beschreibung der Gegend durch Priscus bekräftigt. Wohl hatte Attila auch anderwärts Paläste und Güter, aber diese Residenz war nach Priscus sein Lieblingsaufenthalt.

Nahrung.

Obwohl die Eifischer sehr wohlhabend sind, so leben sie doch überaus frugal und mässig. Luxus entfalten sie keinen, ausser etwa bei ihren Gemeinde-, Zunft-, Bruderschafts- und Begräbnismahlen.

Ihre gewöhnliche Nahrung sind schwarzes Roggenbrot, Käse und Milchspeisen, welch letztere sie zur Feldarbeit in blechernen, mit einem Deckel versehenen Gefässen mit sich nehmen. Der Käse ist oft viele Jahre, das Brot mehrere Monate alt, welches der Tour nach zwei- oder dreimal des Jahres im Gemeindeofen gebacken wird. Zur Zerstückelung dieses harten Käses und Brotes gebraucht man eine Hacke oder ein grosses Küchenmesser. Fleisch isst man nur an Sonntagen. Man schlachtet anfangs Winter für das ganze Jahr in jeder Haushaltung ein Rind, etliche Schweine, mehrere Schafe und Ziegen. Das Fleisch wird in kleine Stücke zerschnitten, eingesalzen, an der kalten Luft getrocknet und, wenigstens das Schaffleisch, wie der Schinken in Italien, roh genossen. Es ist zähe und von scharfem Geschmacke, wird aber von den Einwohnern mit Vorliebe genossen. Im ganzen Thale giebt es deswegen keine Metzgerei. Eine Delikatesse ist der gebratene Käse, hier »*racletta*« genannt.[1])

Wein wird ausser bei den schon oben erwähnten Mahlen nur an Sonntagen getrunken; er hält sich hier sehr gut (vin de glacier) und stammt meistens aus den bei Siders gelegenen Rebbergen der Eifischer. Branntwein ist vom Gebrauche gänzlich ausgeschlossen, so auch das Bier.

Keine bürgerliche oder kirchliche Feier ändert etwas an dieser einfachen, frugalen Lebensweise.

[1]) Ich habe diesen gebratenen Käse im Hospiz auf dem Grossen St. Bernhard gegessen; er ist in der That nicht schlecht.

Dem seltenen Genusse von warmen Speisen verdankt jung und alt sein herrliches, gesundes Gebiss. Die mässige Lebensweise des Eifischers ist ihm überhaupt sehr zuträglich; dies beweist sein robustes Aussehen.

Fleiss und Sparsamkeit.

Die Eifischer sind ein arbeitsames, rastloses, emsiges Völkchen. Es muss hart arbeiten, um seine Felder zu bestellen; aber darum wird auch die Frucht der Arbeit nirgends besser geschätzt als hier, weil sie nirgends mit so viel Mühe und Sorge errungen wird, wie eben hier. Wenn man bedenkt, dass es im ganzen Thale vielleicht nicht hundert Joch ebenen Boden giebt, dass alles andere aus grösstenteils sehr steilen Abhängen besteht, welche nur mit überaus grosser Anstrengung bearbeitet werden können, ja dass es selbst eine nicht geringe Plage verursacht, etliche Dutzend Erdäpfel aus der Erde herauszuscharren oder eine durch Elementarereignisse aus ihrer Lage gebrachte Wasserleitungsrinne wieder zurechtzulegen, wenn man ferner alle die Gefahren bedenkt, die den Ackerfeldern und Weiden drohen, indem bald die Wildwässer austreten und dieselben überschwemmen, bald wieder Erdschlipfe [1]) sie mit Schutt überdecken und im Herabrollen auch die Saat mit sich reissen, dann wieder eine Lauine alles verheert, verwüstet und fortrafft, was ihr im Wege oder in der Nähe ist, so darf man sich wahrlich nicht wundern, wenn das Eifischer Volk seinen Gütern und dem Ergebnisse seiner Bemühungen einen so hohen Wert beilegt, da sie ja nur mit ungeheurer Anstrengung erworben und erhalten werden können.

[1]) Loslösen und Einstürzen einer steilen Felswand infolge von Aufweichung oder Wegschwemmung der unterlagerten Erd- oder Gesteinmassen.

Das Gute dabei ist, dass der Eifischer, wie überhaupt der grösste Teil der Walliser, eine Art Freiherrnleben führt: sein Grundstück und seine Herde liefert ihm Käse, Butter, Schmalz, Fleisch, Leder, Wolle, Hanf, Flachs; dabei versteht er die Kunst, selbst alles zu verfertigen; er macht selbst den Handwerker: Vater und Söhne betreiben die Feld- und Waldwirtschaft, sind aber auch zugleich Müller, Säger, Schmiede, Schneider, Schuster, Zimmerleute, Maurer und Bäcker [1]; das Weib und die Töchter spinnen, weben und nähen alles selbst. Ja, selbst auf der Wanderung gönnt man sich keine Ruhe. Man sieht Frauen, die Butte mit allerlei Geräten, zwischen denen oft auch das Köpfchen eines kleinen Kindes herausguckt, auf dem Rücken, hie und da die Kinderchen an der Seite, dem Orte zuwandern, wo ihrer harte Feldarbeit wartet, und dennoch wollen sie auf dem Wege dahin nicht unthätig sein, sondern stricken emsig an schwarzen Strümpfen.

Infolge dieser Thätigkeit und Sparsamkeit, wohl auch infolge eines gewissen Ehrgefühls hat das Thal keine Bettler; die Schwachen und Arbeitsunfähigen, wenn es deren giebt, werden unterstützt. Trifft man da und dort doch Bettler, so sind sie aus dem Rhonethale heraufgekommen, gerade um die Mildthätigkeit der Eifischer selbst oder der dort weilenden Fremden in Anspruch zu nehmen.

Anderseits wieder würde man einen Verschwender, einen Faulenzer, Trinker oder einen verworfenen, unsittlichen Menschen im Thale nicht dulden, damit sein Beispiel nicht ansteckend wirke. Ein derartiger Fall ist übrigens seit Menschengedenken nicht vorgekommen.

Kostspielige Belustigungen wie Tanz und Spiel giebt es hier nicht. Man hat völlig die Einfachheit der Väter bewahrt. Noch vor wenigen Jahren gab es im Thale keine Weinschenken (débit de vin); diese dienen auch heute mehr den Fremden, und die Hotels sind überhaupt nur während der Fremdensaison geöffnet.

[1] Jede Gemeinde hat einen gemeinsamen Backofen.

Mannhaftigkeit bei Unglücksfällen.

Der Eifischer ist stolz auf seine Freiheit, welche er in vollem Masse geniesst; denn er ist unabhängig von jedermann und frei wie der Vogel seiner Berge.

Trifft sein geliebtes Thal ein Unglück, so weiss er sich selbst zu helfen und steht auf fremde Hülfe nicht an. Alles wirkt dann zusammen. Diese seine Mannhaftigkeit hat er bei gar manchen Schicksalsschlägen bekundet.

Im Jahre 1834 schmolz das Eis und der Schnee bei der auf einmal eingetretenen heissen Witterung plötzlich, so zwar, dass infolgedessen die ausgetretenen Wässer überall, in der ganzen Schweiz, unermesslichen Schaden anrichteten. Es wurden darauf in der Eidgenossenschaft und im Auslande Sammlungen veranstaltet, um die schwer heimgesuchten Gemeinden zu unterstützen. Aber die Eifischer wiesen grossmütig den auf sie entfallenden Anteil der Liebesgaben zurück mit der Bitte, dass derselbe ihren noch unglücklicheren Brüdern zugewendet werden möge. Das allgemeine Hilfscomité erstattete darüber folgenden offiziellen Bericht:[1] »Im Eifischthal war eine grosse und grasreiche Alpenweide, der Stolz und die Freude dieses Hirtenvolkes, fast ganz durch grobes Steingeröll vernichtet; das ganze Thal, bei acht Stunden lang, ist durch Untergrabung der anliegenden Wiesen auf Jahrhunderte den Bergschlipfen[2] ausgesetzt, da es doch schon in gegenwärtiger Überschwemmung seinen Schaden an Gebäuden, deren es 42 zählt, Gütern und Bergweiden auf 150,000 Fr. schätzte. Und dieses Volk ist es nun, das seinem Anteil an der Steuer

[1] Dieser Bericht entfloss der Feder des edlen Gelehrten und Domherrn Berchthold aus Sion. Ich habe diesen Bericht dem Werkchen des Herrn Professors F. O. Wolf entnommen.

[2] Loslösen und Einstürzen steiler Felswände infolge von Aufweichung oder Wegschwemmung des unterlagerten Erdreiches oder Gesteines.

entsagte und bei seiner Verzichtung beharrte, weil es in seiner Arbeitsamkeit und eingeschränkten Lebensart die unversiegliche Quelle der Genügsamkeit besitzt, die alle Schläge des Schicksals durch innere Stärke überwindet.« Einer solchen ausserordentlichen Grossmut ist wohl nur ein solch bescheidenes und charaktervolles Volk fähig.

Diese seine edle, uneigennützige That erweckte auch allenthalben die wohlverdiente Bewunderung, und in Anerkennung derselben verehrte das Eidgenössische Hülfscomité dem Thale Eifisch ein Andenken, einen reichverzierten, kunstreich gearbeiteten, mit Edelsteinen besetzten Mess-Kelch, der in der Kirche von Vissoie aufbewahrt wird.[1]) In der oben genannten Denkschrift findet man folgende, etwas lakonische Erwähnung:

»Für ein Erkenntlichkeits-Andenken in die Pfarrkirche von Vissoye, weil diese Gemeinde der Steuer zu Gunsten der übrigen entsagte . . . . 500 Fr.«

Ein anderer, nicht minder markanter Zug ist der folgende. Als vor 14—16 Jahren starke Regengüsse die Strasse von Siders nach Vissoie an 10—15 Stellen vollkommen unwegsam gemacht hatten, entsendete die Kantonalregierung einen Ingenieur, der sich im Thale umsehen sollte, wie der Schade wieder herzustellen sei. Er kam gerade in dem Augenblicke an, als 300 bis 400 Anniviarden ihre Hauen und Krampen zusammenpackten, um wieder nach Hause zu gehen; auch das letzte schadhafte

[1]) Es sind auf ihm fünf kleine, ovale Plättchen mit äusserst feiner Schmelzmalerei eingefügt, darunter auf dem einen der Glaube, auf einem andern die Hoffnung u. s. w. dargestellt. Auf dem sechsten Plättchen aber, ebenfalls in Schmelz, lesen wir die Widmung:

MAGNANIMIS
NAVISANTIAE
ACCOLIS
HELVETORUM
MUNIFICENTIAE
DISPENSATORES
1835.

(Den grossmütigen Anwohnern der Navisence die Verteiler der Liebesgaben der Schweizer 1835.)

Stück der Strasse war hergestellt, ohne Staatshülfe, ohne Ingenieur.

Die schöne Fahrstrasse von Vissoie nach Siders hat man vor etwa 30—35 Jahren ebenfalls ohne jede Hilfe des Staates und, ohne Schulden zu machen, aus eigenen Kräften erbaut.

Grundbesitz und Viehstand.

Die Eifischer arbeiten und sparen, um sich Grundbesitz zu erwerben und ihren Viehstand zu vermehren; dies ist ihr Stolz, ihre Freude. Es giebt gegenwärtig keine einzige Familie, welche eine Ausnahme von dieser Regel macht. Einige Alpen ausgenommen, gehört das Thal meistens den Einwohnern; ausserdem haben sie auch viele Besitzungen unten im Rhonethale. Früher waren es hauptsächlich Weinberge, die sich der sparsame Eifischer in der Gegend von Siders ankaufte; seit einem Jahrhundert aber sind es auch Wiesen und Äcker, so dass gegenwärtig die Bewohner des Eifischthales ein bedeutend grösseres besteuerbares Grundeigentum in verschiedenen Gemeinden der Thalebene (Siders, Veyras, Miège, Venthône, Rendogne, Lens, Chalay, Granges und Jouc) besitzen, als im Eifischthale selbst.

Grundbesitz zu erwerben und denselben sich zu erhalten, ist für den Eifischer nicht so sehr eine Lebensbedingung als vielmehr ein Stolz, was gewissermassen den Neid ihrer Nachbarn erweckt, die in Saus und Braus lebten und ihren Grundbesitz zu verkaufen genötigt waren. Und was sich der Eifischer einmal erworben hat, das darf nicht mehr in fremde Hände übergehen. Wehe dem Eifischer, der ein Grundstück, aus was immer für einem Grunde, einem andern als einem Eifischer zu verkaufen wagen wollte.

Dies wissend, fragte ich bei meiner zweiten Reise (im August 1886) ins Eifischthal meinen Kutscher aus Siders, ob denn von den Eifischern etwas zu kaufen sei? »O ja,« meinte er, »Butter, Käse, Milch, Wein u. s. w.« [1]) Als ich ihn aber fragte, ob dort auch Häuser und Grundstücke zu kaufen seien, so sagte er: »Nein, von denen kann man kein Grundstück kaufen,« und auf die Rebberge jenseits der Rhone deutend, sagte er: »alles das gehört beinahe schon ganz den Eifischern, weil diese sparsam sind, während die andern, die sie verkauft, gut gegessen und getrunken haben.«

In ihrem Viehstande spielen ausser den Kühen auch die Schafe, Ziegen und Schweine, dann die Maultiere eine wichtige Rolle, welch letztere bei keiner Familie mangeln und als Reit-, Last- und Zugtiere verwendet werden. Auch Pferde hat man, und zwar Pferde einer so leichten Race, dass man versucht wäre, sie ebenso, wie die glänzend schwarzen Schafe es thatsächlich sein müssen, für Abkömmlinge der durch ihre hunnischen Voreltern hieher gebrachten Tiere zu halten.

Hunde habe ich im ganzen Thale nur zwei gesehen, einen kleinen gelben bei Niouc, welcher mir zuwedelte, und einen schönen Vorstehhund in Luc, welcher Eigentum des Herrn Peter Pont war.

Wegen der mässigen Lebensweise der Eifischer ist auch das Geflügel sehr selten; es muss für die Fremden aus dem Rhonethale heraufgebracht werden.

Gastfreundschaft.

Ihre Häuser, Baumstamm auf Baumstamm gelegt, sind von aussen und von innen ebenso einfach wie prunklos; der Eingang ist eng, die Fenster nicht gross. Ihre Einfachheit in der Woh-

[1]) Sie versehen Siders, ja sogar Sion mit Käse, Milch, Butter u. dgl. Namentlich ist die im Eifischthale erzeugte Butter sehr gesucht, weil sie des würzigen Futters wegen sehr aromatisch ist.

nung geht so weit, dass man fast nirgends einen Gegenstand sieht, der Geld kostet.[1]) Die Keller hingegen fehlen nirgends und sind immer reichlich verproviantiert; sie sind die Ehrengemache, die Empfangsalons für Freunde und Gäste.

Im Eifischthale ist man im Reiche der Ruhe und des Glückes. Hier ist es, um herzlich aufgenommen zu sein, nicht nötig, ein Landsmann oder durch Bande der Verwandtschaft verbunden oder durch Freunde empfohlen zu sein; es ist genug, wenn man sagt, dass man hungrig oder der Ruhe bedürftig sei; dann öffnet sich die Thüre, der Tisch wird gedeckt, das Bett gemacht. Das schönste Bild dieser Gastfreundschaft führt uns Jean-Jacques Rousseau vor Augen, indem er sagt: »... ich, der ich von niemand gekannt war und nur in Begleitung eines Führers reiste, machte eine überraschende Erfahrung. Wenn ich abends in ein Dörfchen gelangte, empfahl mir jedermann sein Haus mit solcher Dringlichkeit, dass ich in der Wahl unschlüssig war; derjenige aber, dessen Anerbieten ich annahm, zeigte sich so glücklich, dass ich beim ersten Falle diese Wärme und diesen Eifer für Habsucht nahm. Aber wie überrascht war ich, als andern Tags mein Hauswirt, bei dem ich wie in einem Gasthause schaltete und waltete, mein Geld zurückwies, ja, durch dieses mein Anerbieten sich gekränkt fühlte. Und so war es überall. Es war also gewöhnliche, seltene, lautere Gastfreundschaft, welche ich ihrer Heftigkeit halber für Gewinnsucht gehalten hatte. Ihre Uneigennützigkeit war so vollkommen, dass ich während meiner ganzen Reise nicht im stande war, einen Patagon[2]) anzubringen. ... »Diejenigen,« so sagen sie, »die uns

[1]) Bourrit und andere, die es ihm nachsagen, übertreiben, indem sie behaupten, dass man nicht einmal Suppenteller hätte, sondern dass in den massiven Tischen in gewissen Entfernungen Vertiefungen eingegraben seien, welche zur Aufnahme der Suppe dienen. Ich habe mich danach bei den geistlichen Herren erkundigt, und jeder sagte mir, dass, wenn dies je der Fall gewesen wäre, so müsste man auch heute noch Spuren davon finden, was aber nicht der Fall ist, denn es sind noch genug eichene Tische vorhanden, die ein Alter von 2—300 Jahren haben.

[2]) Patagon war eine Silbermünze, ein Thaler, im Werte von beiläufig zwei Gulden.

besuchen, sind unsere Gäste, die uns darum besuchen, weil sie uns lieben, und wir empfangen sie daher mit Freundschaft« ... Was mir bei ihrem Empfange das Angenehmste erschien, war, dass ich nicht die geringste Spur der Ungelegenheit weder für sie noch für mich fand. Sie lebten in ihrem Hause, als wäre ich gar nicht da, und ich meinerseits fühlte mich ganz so, als wäre ich allein gewesen. Sie kannten nicht die lästige Eitelkeit, den Fremden gegenüber als der Wirt aufzutreten, um damit zu zeigen, dass man von ihnen abhänge. Wenn ich nichts sagte, so nahmen sie an, dass ich nach ihrer Art leben wollte; anderenteils aber kostete es mich nur ein Wort, um so zu leben, wie ich wollte, ohne dass ich in ihren Mienen auch nur den geringsten Unwillen oder die geringste Verwunderung wahrgenommen hätte.« [1]) Dann beklagt sich Rousseau in seiner Beschreibung der Mahlzeiten im Wallis sehr über die Verpflichtung der Gäste, mit ihrem Wirte berauschende Weine an einer Tafel zu trinken, an der kein Wasser aufgetischt wird. »Aber,« fügt er hinzu, »wer dürfte wohl so guten Menschen zürnen? ... Ich berauschte mich also aus Dankbarbeit und zahlte meine Zeche, da ich es nicht mit meinem Gelde thun durfte, mit meiner Vernunft.« [2])

Ja, die sprichwörtlich gewordene ungarische Gastfreundschaft wird bei diesem Volke jetzt noch in ebensolchem Masse ausgeübt, wie im Ungarnlande überall. Freilich giebt es heute schon mehrere komfortable Hotels im Eifischthale; [3]) man kommt also selten in die Lage, von der Gastfreundschaft des Volkes Gebrauch machen zu müssen. Immerhin aber findet man auch heute noch Gelegenheit, dieselbe zu erproben, und man darf sicher sein, dass alles, was angeboten wird, mit Freundlichkeit, ohne Gewinnsucht und aus gutem Herzen gereicht wird.

Die Gastfreundschaft, die Mildthätigkeit üben schon die Kleinen. Ich besuchte das Eifischthal stets im August (des

[1]) *Recueil amusant de voyages, Paris* 1783 III. B. S. 201—204.

[2]) *Recueil amusant de voyages,* III. B. S. 206.

[3]) Die Hotels im Annivierstbale mehren sich noch immer: im Jahre 1893 allein baute man drei. *Brief des vorm. Pfarrers von Vissoie, Herrn A. B., vom 8. Januar 1894.*

Jahres 1884 und 1886), wo hier oben die Kirschen reifen. Da sah ich denn Kinder, die Händchen voll mit schwarzen Kirschen, den Mund, die Nase, Wangen und Finger vom Kirschensafte gefärbt; allemal eilten sie mir entgegen und trugen mir freundlich einen Teil ihrer Delikatesse, der »*ciriege*« (spr. tschiriedsche) an, wie man hier die Kirschen mit diesem italienischen Worte benennt.

Wenn ein Freund den anderen besucht, so ruft dieser die Nachbarn zu sich, damit auch diese an der Freude, die ihm durch den Besuch beschert wurde, teilnehmen mögen. Diese sind wieder so zartfühlend, dass auch sie nicht mit leeren Händen hingehen. Der frühere Herr Pfarrer von Vissoie erzählte mir, dass man ihn, wenn ihn sein Beruf morgens in ein entlegeneres Haus, z. B. nach Zinal, rief, stets nötigte, ein Frühstück einzunehmen, wo sich dann auch die ganze Familie zu Tisch setzen und mithalten musste, auch in dem Falle, wenn sie schon gefrühstückt hatte.

Und so war es schon in alter Zeit. Priscus erzählt uns, dass, als in Abwesenheit des Onegesius, Attilas Ministers und treuen Ratgebers, dessen Frau die römischen Gesandten bewirtete, auch andere hervorragende Persönlichkeiten des hunnischen Reiches, meistens Verwandte der Frau, zum Mahle geladen wurden. Und so ist es in Ungarn heute noch Sitte. Wenn irgend ein Gast verspätet eintrifft, so wird der Tisch abermals gedeckt, und die ganze Familie setzt sich, wenn auch nicht, um neuerdings zu essen, so doch wenigstens ein Glas Wein mit dem Gaste zu leeren.

Zur Gastfreundschaft der Eifischer müssen wir noch jenen Gebrauch zählen, nach welchem einer, der etwas Neues, Seltenes, z. B. Trauben der ersten Reife nach Hause bringt, einen Teil derselben an seine Verwandten und Freunde verteilt; ebenso wird, wenn man Brot bäckt, ein Teil davon verschenkt. Dies geschieht ebenso auch in Ungarn auf dem Lande, allwo noch die gute alte Sitte vorhanden ist; schlachtet man, so wird ein Teil des Fleisches, der Würste an Freunde und Verwandte

verschenkt; beim Brotbacken (auf dem Lande hat jeder Haushalt seinen eigenen Backofen) wird eine sogenannte »*Feuerflecke*« *(lángos)* gemacht und an die befreundeten Familien verteilt, ebenso frisches Obst und dgl. Ja, es giebt gewisse Feiertage, namentlich sind es die Ostern und Pfingsten, an welchen man in Ungarn mit Esswaren beladene Schüsseln oder Tassen herumsendet, auf welchen Backwerk, Lebkuchen, gefärbte Eier, Wein in Flaschen und Ähnliches sich befindet. Schickt eine solche Tasse der Bräutigam der Braut, so heisst sie »*mátkatál*« (Brautschüssel); schicken sie Mädchen ihren Freundinnen, und dies ist am gebräuchlichsten, so heisst sie »*komatál*« (Gevatterschüssel). In allen Fällen werden sie durch junge Mädchen an den Ort ihrer Bestimmung gebracht, und diejenigen, die der Schüssel etwas entnehmen, legen an die Stelle des entnommenen Gegenstandes ein anderes Geschenk.

Vorliebe der Eifischer, grosse Vorräte von Lebensmitteln aufzuspeichern.

Wir müssen schon hier einer originellen Gewohnheit der Eifischer erwähnen, der zufolge sie allerlei Lebensmittel, wie Käse, getrocknetes Fleisch, Wein u. s. w. in Menge aufspeichern, die sich auf den luftigen Höhen sehr gut erhalten. Der frühere Herr Pfarrer von Vissoie versicherte mir, dass es im ganzen Thale nicht eine einzige Familie giebt, die nicht solche Vorräte wenigstens für ein Jahr hätte; aber es giebt auch solche, deren Vorräte für fünf und noch mehr Jahre hinreichen. Zehnjähriger Käse und fünfzigjähriger Wein gehören hier nicht zu den Seltenheiten, und eine möglichst grosse Menge aufgespeicherter Lebensmittel ist der Stolz des Besitzers.

Diese eigentümliche, aber auch heute gewiss nicht nutzlose Gewohnheit stammt aus uralter Zeit, als man feindlicher Einfälle stets gewärtig sein und sich in den leichter zu verteidigenden, aber unwirtbaren höheren Gebirgsregionen aufhalten musste. Was einst dringende Notwendigkeit war, das ist mit der Zeit eine lobenswerte Gewohnheit geworden, weil ein Missjahr den Eifischer nicht in Verlegenheit bringen kann.

Wanderungen der Eifischer.

Die Eifischer arbeiten stets. Das ganze Jahr hindurch arbeiten sie für ihr Dasein. Wie die Kinder der Wüste, sind auch sie Nomaden: sie sind immer an der Arbeit, immer auf der Wanderung. Sie kargen mit ihrer Zeit ebenso, wie mit ihren Gütern. Mit ihren Herden wandern sie von einem Orte zum andern. Diese Massenwanderungen wiederholen sich während eines Jahres mit solcher Regelmässigkeit, dass sie für die Bewohner des Rhonethales als Kalender gelten.

Alles geht bei ihnen wie nach dem Schnürchen. Noch hat der Hahn nicht gekräht, so ist der Eifischer schon wach, auf den Beinen und geht seiner Wege. Vor ihm zieht sein Vieh einher, halb angetrieben, halb aus Gewohnheit. Oft begleitet ihn ein leichter Karren mit dem zur Feldarbeit notwendigen Geräte, zwischen welches auf Stroh die kleinen Kinder, Lämmer, Ferkel oder der Hühnerkorb gelagert werden. In der Regel aber vertritt das Fuhrwerk ein Maultier, beladen wie ein Kamel, auf beiden Seiten buttenartige Gefasse oder Säcke tragend, aus welchen nicht selten der Kopf eines Kindes hervorguckt, welches manchmal stundenlang darinnen kauert, ohne ein Wort zu sagen, ohne zu weinen. Mag nun die Sonne brennen oder Regen ihm ins Gesichtchen schlagen, es rührt

sich nicht auf dem ganzen Wege. Das gute Blut verleugnet sich eben nicht. Schon in diesen kleinen Kindern ist der Keim der Energie und Ausdauer ihrer Race zu erkennen.

Es giebt nichts Charakteristischeres, als wenn eine solche Gemeinde samt dem Geistlichen und dem Lehrer sich in ein und derselben Richtung auf den Weg macht, um wie Schwalben auf dem Gebiete der Sommerarbeiten zu erscheinen und dann nach einigen Wochen wieder nach Hause zu ziehen.

Dieses rührige Völkchen lebt ganz und gar der Arbeit und kennt die Ruhe nur an Sonn- und Feiertagen. Und dies ist ihm hinreichend. Was brauchte es übrigens auch mehr, als an grossen Feiertagen seine Kirche gleich einer Braut geschmückt oder zu Weihnachten den geschmückten Altar und neben diesem das in der Krippe liegende Jesus-Kindlein zu schauen oder aber zu hören, wie am Ostersamstage die aus Rom heimgekehrten Glocken erschallen, und mit brennenden Fackeln in den Händen bei der Auferstehung dort zu stehen und den Segen der Kirche zu erhalten. Ist das nicht genug? [1])

Ortschaften könnte man im ganzen Eifischthale bei 25 grössere und kleinere zählen, von denen *Vissoie*, *Ayer*, *Zinal*, *Grementz*, *St-Jean*, *Painsec*, *Luc*, *Chandolin*, *Quinet* und *Mission* mit zusammen 1800 und etlichen Einwohnern die bedeutendsten sind. Wer aber das Thal seiner Länge nach durchmessen und die über das ganze Thal zerstreuten Häuschen, die sich von den Pontis-Schluchten bis an den Rand der Gletscher fast ununterbrochen aneinanderreihen, gesehen hat, könnte auf die Vermutung kommen, dass eine äusserst zahlreiche Bevölkerung das Thal erfülle. Man ist jedoch erstaunt, bei jedem Besuche desselben, in welcher Jahreszeit er auch unternommen wird, einzelne Dörfer ganz ausgestorben zu finden. Dies rührt vom Nomadenleben des Eifischers her; denn er ist nicht allein Hirte, sondern treibt, wie wir dies bereits bemerkt haben, auch Ackerbau, ja unten im Rhonethale auch Weinbau. Sein Eigentum ist zerstückelt, so dass ein noch nicht besonders vermöglicher

[1]) *Mario* S. 189—192.

Mann bis 100 Fleckchen an Weidgang, Wiesen, Äckern, Garten, Rebland und zwar Stunden und Tagereisen weit voneinander entfernt und in den verschiedensten Höhenlinien haben kann; daher sieht man ihn fast das ganze Jahr hindurch auf steter Wanderung zwischen den einzelnen Parzellen begriffen; darum ist sein Leben ein wahres Nomadenleben, und er wechselt oft sechs- bis siebenmal im Jahre den Wohnsitz.

An allen Hauptstationen hat er sich seine Wohnstätte gebaut, in jeder einen Keller mit reichlichen Vorräten von Käse und Wein. Aber auch für seine Kühe, von denen er sich nur in den drei Sommermonaten trennt, hat er gesorgt. Ein zwar niedriger, aber reinlicher, mit Bohlen belegter Stall, Heu der besten Sorte und in der Nähe ein ewig laufender Brunnen befriedigen deren Bedürfnisse. Durch solche Einrichtung gesichert, kann er leicht und ohne grosse Mühe von einer Station zur andern ziehen.

Der grösste Nachteil dabei ist, dass viele Zeit auf den Weg verwendet wird; allein er weiss dadurch, dass er die Nacht zur Reise benützt, diesen Verlust so ziemlich wieder einzubringen. »Man kann daher sagen,« schreibt Berlepsch in seiner kurzen, aber gediegenen Beschreibung der Eifischer, »dass es nicht leicht ein umsichtigeres Gebirgsvolk giebt als die Anniviarden.«

Diesen Wanderungen der Eifischer hat man eine ganz falsche Deutung gegeben und den Schluss gezogen, dass dies nur die von den Voreltern ererbte Gewohnheit des Nomadisierens sei. Gegen diese Folgerung haben wir zweierlei einzuwenden: dass nämlich die schwarzen Hunnen selbst nie Nomaden waren und dass, wenn dies schon der Fall gewesen wäre, die Eifischer diese ihre Eigenschaft während der vielen Jahrhunderte, die sie da oben in dem hintersten Winkel des Thales und abgeschlossen von der Welt zugebracht haben, unbedingt hätten ablegen, vergessen müssen. Dieses Nomadisieren währt erst seit zwei- bis dreihundert Jahren, d. h. seitdem sie sich unten in der Ebene angekauft und aus eben diesem Grunde ihre Wege und

Strassen gebaut haben, während sie früher hinabklettern mussten. Diese Wanderungen finden ihre Begründung in der Beschäftigung des Volkes, sowie dies auch in den Ormont-Thälern der Fall ist, wo bekanntlich keine Hunnenabkömmlinge wohnen.

Die einzige, nicht ganz begründete Wanderung der Eifischer ist die, dass derjenige, der mehrere Häuser in einem Orte hat, bald in diesem bald in jenem wohnt. Aber, fragen wir, ist das in andern Ländern nicht auch der Fall? Was sollte auch der Eifischer mit seinen andern Häusern beginnen, da bekanntermassen kein einziger Eifischer im Zins, sondern jeder im eigenen Hause wohnt?

Beschäftigung und Lebensweise.

Wir wollen nun diese Leute bei ihren alljährlichen Beschäftigungen etwas genauer verfolgen. [1])

Kaum gewahren die Eifischer im Frühjahre aus ihrem noch mit Schnee bedeckten Thale, dass die Weinberge von Siders schneefrei sind und die Erde aufgetaut ist, so steigen sie schon (Ende Februar oder anfangs März) in Scharen hinab, eine Familie nach der andern, und mit ihnen der Pfarrer, der Richter und die Ortsvorsteher, die alsdann ihr Amt in Siders ausüben. Bei diesem Auszuge trabt voraus das schwer bepackte Maultier, das in keiner Familie fehlt. Es trägt alles zum Haushalt Notwendige und nebenbei die Kinder, welche noch nicht laufen, und die Alten, welche nicht mehr gehen konnen. Seit neuester Zeit ist es nicht selten, dass man, wo dies möglich ist, einen leichten Wagen benützt. Sonst aber wird das Maultier vom

[1]) Diese Schilderung ist die Zusammenfassung der diesbezüglichen Abhandlungen des Professors F. O. Wolf und Eduard Desor, mit Berichtigungen und Ergänzungen nach den mündlichen und brieflichen Mitteilungen des vormaligen Herrn Pfarrers von Vissoie.

Hausherrn selbst geführt oder, wenn es nicht schwer beladen ist, von ihm geritten. Darauf pflegt die Hausfrau zu folgen und hinter ihr die kleinen, mutigen, gut genährten und reinlich gehaltenen Kühe. Sie bilden den hervorragenden Teil des Zuges. Nach ihnen kommen die Kinder oder die übrigen Familienglieder und hinter diesen der kleinere Viehstand, Ziegen, Schafe und Kälber. Den Schluss aber macht ein Schweinchen, gelockt von einem kleinen Mädchen oder einem alten Mütterchen. Sie verweilen die ganzen Fasten hindurch in ihren Dörfern bei Siders und bearbeiten ihre Weinberge. Unterdessen verspeisen die Kühe das Heu, welches auf den Wiesen des Dorfes im vergangenen Sommer eingeheimst worden ist.

In der Woche vor Ostern kehren alle in die Hauptdörfer des Thales zurück Unterdessen ist auch hier der Schnee geschmolzen. Die Wiesen und Felder werden gedüngt. Der Dünger wird auf dem Rücken der Maultiere hinausgetragen. Dann werden die Felder mit der Sommersaat bestellt. Es werden Kartoffeln und Grossbohnen gepflanzt, Gerste und Hanf gesäet. Das ist eine gar mühsame Arbeit; an dem steilen Gehänge kann kein Pflug verwendet, alle Felder müssen mit der Breithaue umgehackt werden, nachdem man zuvor die unterste, durch Regen dahin geschwemmte Erdlinie wieder nach oben getragen hat.

Nachdem diese Feldarbeiten verrichtet sind, geht es in die höher liegenden »*Mayens*« (»Mayensässe« oder »unteren Staffel«, Sommersitze) hinauf, um auch dort die Heuvorräte verzehren zu lassen und die Wiesen vom Unkraut und Gerölle zu reinigen und zu düngen. In dieser Region giebt es keine Äcker, sondern nur mehr vereinzelt kleine Hausgärten.

In diese Zeit fallen auch die Gemeindearbeiten, zu welchen jede Haushaltung eine oder mehrere Personen zu stellen hat. Es gilt da, die schadhaft gewordenen Wege auszubessern, die Wasserleitungen zu reinigen und in stand zu setzen; für öffentliche Bauten braucht man Kalk, Steine, Dachplatten u. s. w. Dies alles besorgt der Eifischer selbst und bedarf hiezu keiner

Baumeister, Ingenieure oder fremder Arbeiter. Auch für seine übrigen Lebensbedürfnisse sorgt er meistens selbst, denn Handwerker in unserem Sinne giebt es dort nicht. Ein jeder baut sich sein Haus; überall sind die Schneider auch Schuster, daneben auch Bergführer und Bauern, während der Hausfrau und den Mädchen das Spinnen und Weben, das Verfertigen und Ausbessern der Kleider, das Waschen und Backen obliegt.

So kommt allmählich der Sommer. Der Roggen oder Weizen, den sie an höheren Stellen im Rhonethale gesäet haben, ist längst reif, und die Wiesen müssen gemäht werden. Man steigt daher neuerdings ins Rhonethal hinab. Diesmal aber bleiben die Kühe in den oberen Mayens zurück oder fangen an, auf die Alp zu steigen. Gewöhnlich beginnt das »*Alpen*« am Tage vor Johanni (23. Juni).

Die Alpweiden beginnen unmittelbar in oder über der Holzgrenze (d. h. in einer Höhe von 1800 Metern) und ziehen sich meistens über staffelförmige Abhänge bis gegen 2600 Meter Höhe hinauf, wo der üppige Graswuchs allmählich erstirbt. Auf jeder »*Montagne*« (Alpe) lebt während des Sommers eine Viehherde, bestehend aus Kühen, Rindern, Ziegen, Schafen und Schweinen. Ihr Weideplatz ist genau abgegrenzt und erstreckt sich fast immer vom Walde aufwärts nach der Vegetationsgrenze hin; dadurch wird auch bis zur Mitte des Sommers das allmähliche Aufsteigen und gegen Ende desselben das Herabrücken der Herde bedingt. Auf der untersten Staffel befindet sich das weisse, steinerne Haus zur Aufbewahrung des Kases und der Butter: der Keller oder, wie ihn die Eifischer nennen, »*la cave*«. In seiner Nähe befindet sich der von einer Trockenmauer umgebene und mit Brettern eingedeckte Park für die Kühe, und an diesen stossen die Hütten der Hirten und die der Schweine. Höher hinauf findet man einen solchen eingefriedeten und bedeckten Park nicht mehr; hier giebt es nur kleine, meistens steinerne Baracken, welche zur Bereitung des Käses und den Hirten zum Schutz dienen; die Kühe hingegen schlafen im Freien auf weichem Rasen. Das Reinigen des Parkes geschieht

ganz und gar nach Herkules' Methode. Es wird ein Bach hineingeleitet, welcher den Mist hinausführt und zugleich die zunächst liegenden Wiesen düngt und bewässert.

Einige Tage nach dem Beziehen der Alpe kommt der Pfarrer oder sein Vicaire, wandert von Alpe zu Alpe und giebt den Segen. Dafür gehört ihm die Hälfte der Milch, welche sämtliche Kühe am dritten Tage ihrer Sömmerung auf jeder Alpe geben, und daraus wird »fetter« Käse gemacht. Die Ablieferung dieser Käse, welche man, weil sie die Erstlingserzeugnisse des »Alpens sind, »*Prémices*« nennt, ist mit gewissen Ceremonien verbunden, welche wir an einer anderen Stelle beschreiben werden.

Während im Ober-Wallis bei den Alemannen meistens das weibliche Geschlecht die Alpenwirtschaft betreibt, sind es im Eifischthal und dem übrigen französischen Wallis nur Männer und junge Bursche. Im Eifischthale befinden sich auf jeder etwas grösseren Alpe acht Mann. Von diesen führt der ältere und zuverlässigste das Kommando. Er heisst »*Maître*« und macht aus der frischgemolkenen Milch den »fetten«, sowie aus der abgerahmten den »mageren« Käse und hat die Aufsicht über das Butter- und Käsemagazin. Ihm zur Seite steht der »*Patro*« (=paître), welcher die Butter und aus abgerahmter süsser Milch und Buttermilch den »*Zeirack*«, (spr. *Serak*) oder »*Seret*«, d. i. den Zieger bereitet. Diesen beiden ist noch ein dritter, »*l'Amiciy*« oder »*le Mié*« zugesellt, dem das Reinigen der Gefässe, das Holzfahren u. dgl. obliegt. Dann kommt, dem Range nach eigentlich die zweitwichtigste Persönlichkeit, der »*Vigly*« oder »*Villy*«, d. i. der Kuhhirt, unterstützt von einem jungen Burschen, der »*Pittovigly*« oder »*Pittovilly*« heisst. Dann folgen die drei übrigen: der »*Mozonnie*« (spr. *Modzonni*), der Rinderhirt, der »*Bercier*« (spr. *Berdzier*), d. i. der Schafhirt, und endlich der kleine »*Mayor*«, (spr. *Maio* oder *Mayo*), der Schweinehirt, sonst auch »*juge*« (Richter) genannt. Sie alle haben dem »*Procureur de la montagne*« (Schaffner der Alpe) Rechenschaft von ihren Verrichtungen abzulegen und werden, wie dieser auf

ein Jahr von der Urgemeinde gewählt. Für ihre Mühewaltung erhalten sie Milchprodukte jener Alpe, auf welcher sie den Sommer über in Verwendung standen.

Jede Alpe schickt, tourweise, an jedem Sonntag einen Vertreter hinab in die Kirche, um für alle zu beten. Die Tour beginnt der erste Hirte am ersten Sonntag nach Mariae Himmelfahrt; am nächsten Sonntag geht der zweite Hirt, dann der dritte und so weiter bis zum kleinsten. Sie kehren noch denselben Tag auf ihre Alpe zurück, den Hut mit Blumen geschmückt von der schon angetrauten oder zukünftigen Lebensgefährtin.

Am Tage vor St. Michael (am 28. September), bisweilen auch schon einige Tage früher, hört die Alpenwirtschaft auf, die Kühe kommen in die Nähe der Dörfer zu ihrem Eigentümer zurück, und dieser erhält je nach der Quantität Milch seiner Kühe Käse, Butter und Zieger.

Mittlerweile wurden auch unten in der Thalsohle das Heu und die Feldfrüchte eingeheimst und die Wintersaat, der Roggen, ausgesäet und zwar auf dem nämlichen Felde, welches Roggen trug. Unten im Rhonethale ist die Traube gereift, und der Eifischer steigt nun zum drittenmal hinunter, diesmal zur Weinlese. Dieses, in andern Ländern so freudig begrüsste Ereignis geht hier ohne jede öffentliche Kundgebung der Freude vor sich; die Trauben werden in aller Stille abgenommen, in ein grosses Fass geworfen, zerquetscht, und nach ein paar Tagen zapft man den Most ab und transportiert ihn zugleich hinauf in die viel sichereren und besseren Keller des Eifischthales. Der Transport bis zu den Dörfern geschieht mit Wagen, von hier in die Keller der Mayensässe auf dem Rücken des Maultieres.

Nach und nach kommen auch die Kühe nochmals herab, um die Rhonewiesen abzuweiden. Noch einmal sieht man die ganze Bevölkerung hier unten beisammen. Aber schon am St. Katharinentag (am 25. November) eilt alles wieder hinauf und bezieht mit den Kühen in den obersten Mayensässen die Winterquartiere. Der grösste Teil der Bevölkerung aber hält

sich um diese Zeit (Dezember und Januar) in Zinal auf, mit ihm ein Priester und die Lehrer.

Dies sind die Tage der Ruhe und der Fröhlichkeit. Aber sie sind von nicht langer Dauer. Schon in der Woche vor Lichtmess (2. Februar) beginnt das Herabsteigen in die Nähe der Dörfer. Da befasst man sich mit Gemeindeangelegenheiten; man prüft die Rechnungen; es wird gejagt; man fällt Bau- und Brennholz in den erlaubten Waldesteilen, denn obwohl die Wälder den Gemeinden gehören, darf man doch nicht an jedem beliebigen Orte holzen. Die Gegenden, in welchen das ganze Holz abgehauen wird, machen die Strassen unsicher, weil sie den Erdschütten und Lauinen und daher auch den Frühlings- und Herbstfrösten mehr ausgesetzt sind. Solche unantastbare Wälder heisst man im Eifischer Patois »*Zour*« oder »*Zouraye*« (spr. Suhr, Sureh), französisch »*forêts bannizées*«, deutsch »*Bannwald*«. Die Menge des zum Fällen bewilligten Holzes wird für jeden Einzelnen durch die Gemeinde bestimmt und für jeden Stamm eine gewisse, sehr kleine Summe in die Gemeindekassa gezahlt. Während nun die Männer solcher Art beschäftigt sind, fertigen die Frauen und Mädchen aus dem selbstgesponnenen und gewobenen Zeuge die Kleider für die ganze Familie an.

Einige Wochen nach Lichtmess verkünden die Eifischer durch ihr Hinabsteigen den Bewohnern des Rhonethales die sichere Ankunft des schönen Frühlings.

Aus obiger Schilderung ersehen wir, dass die Viehzucht der hauptsächlichste Erwerbszweig der Eifischer ist, und dass sie durch die Verhältnisse gezwungen sind, die Produkte ihrer Wiesen an Ort und Stelle zu verfüttern. Denn würde man die Heuvorräte in die Dörfer herunterbringen, so müsste sich die Ertragsfähigkeit höher gelegener Güter notwendigerweise vermindern, indem der nötige Dünger nicht mehr hinaufgeschafft würde. Zugleich ersehen wir daraus, wie mühevoll und anstrengend die Feldarbeiten dieser Bevölkerung sind. Die bedeutende Güterzerstückelung, die topographischen Verhältnisse des Thales, welche den Bewohner in den meisten Fällen zwingen,

auf seinem eigenen Rücken das Nötige herbeizuschleppen, ferner die grosse Entfernung seiner Liegenschaften, von den hochgelegenen Alpen bis hinunter zum Rhonefluss; dies alles giebt uns den vollen Beweis, dass nur ein so thätiges und abgehärtetes Völkchen derartige Verhältnisse zu ertragen vermag. Die Eifischer benützen gewöhnlich die Nachtzeit zu den nötigen Wanderungen, und auch die Weiber müssen wie die Manner die schwersten Feldarbeiten verrichten. Überdies ist infolge dieser Verhältnisse ihre Ernährungsweise eine äusserst frugale. Gewöhnlich verreisen sie zur Arbeit vor Tagesanbruch, kommen erst in später Nachtstunde wieder nach Hause und können aus diesem Grunde keine warmen Speisen bereiten.

Bergbau wird nicht betrieben. Das Thal ist zwar ziemlich reich an Metallen; denn seine Berge schliessen Gold, Silber, Kupfer, Blei, Kobalt, Eisen, Nickel, dann auch Schwefel, schöne Markasiten, Jaspis, Granaten und sehr schönen Serpentin und Alabaster in grosser Menge in sich. Aber die Eifischer kümmern sich wenig um diese Schätze. Alle die eröffneten Minen wurden zum Teil schon am Ende des vorigen Jahrhunderts durch fremde Unternehmer ausgebeutet,[1] besonders aber, mit bedeutendem Erfolge, in den Jahren 1850 und 1860. Seit dieser Zeit wird nicht mehr abgebaut, teils wegen eingetretener Erzarmut, teils aber auch wegen der zu grossen Betriebskosten.

Eine nicht geringe und dabei nicht zu vermeidende Sorge bieten dem Eifischer sowie den übrigen Wallisern die *Wasserleitungen*, von den Walliser Deutschen »*Wasserfuhren*« oder »*Suonen*«,[2] im Eifischer Patois und in andern Thälern des

[1] Keinerlei Bergwerke lasst die Regierung auf eigene Rechnung ausbeuten, sondern erteilt hiefür nur die Bewilligung auf eine Anzahl von Jahren gegen eine Abgabe, die nach dem vermuteten Verhältnisse des Ertrages bestimmt wird. Es erfordert Kenntnisse und Mittel, derlei Unternehmungen anzufangen; darum kann man es auch nicht ganz missbilligen, wenn die Walliser den sicheren Gewinn der Landwirtschaft der unsicheren Ausbeute eines Bergwerkes vorziehen.

[2] Suonen heisst Gerichtsstätte. Die Wasserleitungen gaben von jeher sehr häufig Anlass zu Gerichtshändeln, die gewöhnlich an den betreffenden Stellen des Zankes geschlichtet wurden; auf diese Weise erbte die Wasserleitung selbst diese Benennung.

französischen Wallis »*bise*« oder »*bisse*« genannt, was nichts anderes bedeutet, als das ungarische »*víz*« (spr. wihs = Wasser). Die Anfänge dieser Bewässerungskanäle reichen bis in die Römerzeit zurück, worauf einzelne Benennungen, sowie auch mehrere Überreste alter Kanäle, deren Bauart einen sehr frühen Ursprung verrät, hindeuten. Die ältesten schriftlichen Urkunden aber, in welchen die Bewässerungskanäle erwähnt werden, datieren erst aus dem XIV. Jahrhundert. Zur Zeit der ältesten Beschreiber des Walliserlandes, wie Münster, Stumpfius und Simmler (im XVI. Jahrhundert) waren schon überall im Lande Wasserleitungen und werden von denselben als schon längst bekannte Einrichtungen erwähnt. Um dem Leser, der die Schweiz nicht kennt, einen Begriff von der Beschaffenheit dieser Bewässerungskanäle zu geben, möge hier die interessante Beschreibung derselben durch Herrn Wolf, Professor von Sion, folgen.[1])

»Die Anlage der meisten dieser Kanäle ist ein kühnes, waghalsiges Unternehmen. Das zur Verwendung kommende Wasser wird an manchen Orten in einer Höhe von über 8000 Fuss über dem Meere, am Fusse der Firner, gefasst, und die Länge der Leitungskanäle beträgt oft 8 bis 10 Stunden. Die Erstellung derselben und ihr Unterhalt sind mit grossen Schwierigkeiten und Hindernissen und mit bedeutenden finanziellen Opfern verbunden, besonders in hochgelegenen Gegenden und dort, wo die Kanäle durch Steinschläge, vorspringende und überhängende Felsen, Gletschermoränen, Schuttkegel, Schluchten, Abgründe oder Felsspalten geführt werden müssen. Nur selten konnten die Leitungen mittelst Aushub des Bodens erstellt werden. Auf langen Strecken mussten sie in den Fels gehauen oder mittelst Futtermauern unterstützt werden. Durch Felsköpfe, die nicht zu umgehen waren, musste man Tunnels erstellen, die bis 1300 Fuss lang sind. An senkrechten Felsen sieht man nicht selten bis 4000 Fuss lange Halbgallerien (so oberhalb Savièze,

[1]) *Die Thäler von Turtman und Eifisch.* (Europäische Wanderbilder.) Heft Nr. 108—110, Seite 382—388.

Lens, Ayent und in der Gradetschschlucht etc.), wo der Fels nur so weit ausgesprengt ist, dass der Aufseher vorbeipassieren kann. Bei überhängenden Felsen werden die Kanäle aus Holz erstellt oder, wie in neuerer Zeit, mit eisernen Stangen befestigt, deren eines Ende in den Fels eingelassen ist, während das andere an Drahtseilen aufgehängt wird, eine Arbeit, die manchmal mit Lebensgefahr verbunden ist, indem dabei die Arbeiter mittelst Stricken an den Felsen heruntergelassen werden müssen, zu welchem Zwecke unter andern die Gemeinde Mund ein Seil von 4000 Fuss Länge kaufen musste! Wo Steinschläge vorkommen oder wo die Kanäle durch Gletschermoränen und Schuttkegel geführt werden, müssen die Leitungen tiefer in den Berg hineingelegt und überdeckt werden, entweder mit Holzblöcken, Steinplatten oder von Gallerien aus Holz. Über Schluchten und Felsspalten sind oft kühne Brücken geschlagen; hie und da trifft man auch steinerne, mit Gewölben, die bis 70 Fuss Spannung haben; der Kanal von Clavoz hat sogar sieben gemauerte Brücken. In den Visperthälern wird das Wasser häufig über den Fluss hinübergeleitet; zwischen Chippis und Siders begleitet die Wasserleitung die neue Rhonebrücke, und bei Aproz, unterhalb Sion, hängt eine solche Leitung sogar ganz frei über der sehr breiten Rhone.

»Der Unterhalt dieser Kanäle ist sehr kostspielig; denn sie werden nicht selten durch die Regengüsse vollgeschwemmt oder fortgerissen, wodurch dann manchmal die tieferliegenden Kulturen beschädigt werden. Sie müssen deswegen gewöhnlich jedes Frühjahr, öfter auch mehreremal während des Sommers ausgeputzt werden, und an manchen Orten, besonders da, wo die Holzkennel von Lauinen bedroht sind, werden dieselben den Winter über abgenommen. Die Bergbewohner besorgen die Erstellung der Kanäle in der Regel selbst. Das Wasser einiger Kanäle wird vor der Verzweigung in Weihern gesammelt, teils um es zu erwärmen, teils um Erde und kleineres Geschiebe, das die Kanäle mit sich führen, ablagern zu lassen oder auch, um während der Tagesstunden über ein grösseres Wasserquantum

verfügen zu können; denn nur die Wiesen werden Tag und Nacht bewässert.

»Die Verteilung oder Verzweigung des Wassers geschieht durch sinnreich eingerichtete Schleusen, die den betreffenden Teilhaber nicht mehr als das ihm gebührende Quantum zukommen lassen.

»In Gegenden, wo das Wasser den Wildbächen nicht entnommen werden kann, hat man künstliche Seen zur Sammlung des Schneewassers angelegt, so oben Betten, Visperterminen, im Ginanzthal, auf der Meretschialpe, ober Lens, ober Chandolin, und auch der azurblaue Illsee ist nichts anderes als ein solches künstliches Wasserbecken.

»Wenn nun so eine Wasserleitung durch Steinschläge, Lauinen, Bergstürze oder andere Naturereignisse zerstört wird und nicht gleich hergestellt werden kann, so kann dies für die betreffenden Grundstücke höchst verderblich werden. Im Jahre 1834, so erzählt uns Furrer, hat die tobende Navisence die Wasserfuhr nach Vercorin zerstört. Aus Mangel an Mitteln konnte man dieselbe für das kommende Jahr nicht herstellen, darum war 1835 im August auf der ganzen Gegend kein grüner Keim zu sehen. Die dürren Stoppeln frassen die Heuschrecken auf. So notwendig ist im Wallis das Bewässern der Wiesen, und so kostspielig die Unterhaltung der Wasserfuhren.«

»Dies ernste, arbeitsame, einfache und dabei streng religiöse Völklein,« sagt Wolf und wir mit ihm, »verdient also unsere volle Hochachtung, ja Bewunderung; besonders in gegenwärtiger Zeit, wo so viel grässliches Elend in den so sehr gepriesenen und reichen Ländern der modernen Industrie zu Tage tritt und uns dort so hässliche Schattenseiten offenbart. Wie glücklich hingegen dieses arme Hirten-Völkchen des weltabgeschiedenen Eifischthales, wo jeder arbeitet und betet und ein jeder das Nötige besitzt, wo es keine Reichen, aber auch keine Bettler giebt!«

Pfarreien, politische Gemeinden und Verwaltung, Steuern und Gemeindearbeiten, Stiftungen, Schulen.

Bis zum Anfang dieses Jahrhunderts gab es im Thale nur eine einzige Pfarre, nämlich die von *Vissoie*, welche zum erstenmal in einer Urkunde des Jahres 1239 genannt wird.[1] Jetzt giebt es deren drei: *Vissoie*, *St. Luc*[2] und *Chandolin*, und ausserdem das Rektorat von *Grementz*.[3]

Über die älteste Art der politischen Verwaltung der Thalschaft wissen wir aus den noch jetzt vorhandenen Gepflogenheiten und der Legende so viel, dass sie ganz auf hunnischem Fusse eingerichtet war; das Oberhaupt des Volkes war zugleich sein Priester, die militärische Oberhoheit war von der richterlichen getrennt; die Volksversammlungen waren mit Schmausereien und Opfern verbunden; das Volk wohnte zerstreut in seinen Gehöften, wahrscheinlich der leichteren Verteidigung wegen bei etwaigen feindlichen Einfällen, hoch oben auf den Bergen und zwar in den südlicheren, zuerst besiedelten Teilen des Thales. Herr Joachim Peter sagt vom Zinalthale, dass man dort auf den Bergen die Spuren der ältesten Kultur entdeckt hat, während Herr Rektor Felly dasselbe von den das Moirythal einschliessenden Höhen sagt: »Man findet,« so sagte er mir, »daselbst sehr viele Grundspuren von Häusern, und die Eifischer wissen heute noch zu erzählen, dass ihre Voreltern erst nach Annahme des Christentums von diesen ihren Ursitzen herabgestiegen seien, um sich weiter unten im Thale in Ortschaften zu sammeln.«

Ihre das Gemeinwesen betreffenden Versammlungen hielten sie vermutlich auf den geheiligten Stätten, bei den Opfersteinen

[1] *Furrers Statistik*. II. B., S. 217.

[2] Gestiftet im Jahre 1804. *Furrers Statistik*, II. B., S. 220.

[3] Gegründet im Jahre 1827. *Furrers Statistik*, II. B., S. 220.

ab, da jede Nationalversammlung des hunnisch-magyarischen Stammes mit einem religiösen Opfer verbunden war.

Wie bereits oben erwähnt wurde, setzt man die Christianisierung dieses Hunnen-Völkchens in das XI. Jahrhundert. Es war dies gerade der Anfang der Epoche der Kreuzzüge, in welcher sich bekanntermassen viele religiöse und geistliche Bruder- und Körperschaften zur Ausübung frommer und wohlthätiger Handlungen bildeten. Im Wallis finden wir schon im XII. Jahrhundert mehrere derselben; so gab es da unter andern eine *Bruderschaft des heiligen Theodûl*, des Landespatrons, *des heiligen Bonifacius*, *des Heil. Geistes* und andere, von welchen uns hier insbesondere die des *Heiligen Geistes* interessiert. Diese Bruderschaft hat ihr Entstehen den Hospitalitern zum Heiligen Geist zu verdanken und wurde in der Mitte des XII. Jahrhunderts durch einen Grafen von Montpellier Namens Guido zur Linderung der Armut, zur Krankenpflege, sowie zum Schutze verlassener Kinder und Findlinge gestiftet. Die Bruderschaft des Heiligen Geistes finden wir schon im XIII. Jahrhundert in allen Teilen des Wallis, so auch im Eifischthale, was viele Urkunden des Thalarchivs in Vissoie beweisen. Aber hier hatte diese Bruderschaft nicht nur die schon erwähnten wohlthätigen Handlungen zum Zwecke, sondern auch einen politischen Beruf, indem sie das Gemeindewesen vertrat, die öffentlichen Angelegenheiten der ganzen Thalschaft leitete und besorgte, die gemeinsamen Güter verwaltete, die gemeinsamen Arbeiten anordnete, mit einem Worte, alle jene Agenden führte, welche heute die Gemeinden führen. Die Bruderschaft des Heiligen Geistes war demnach im Eifischthale die Vorgängerin des Gemeindewesens. Sie hatte grosse Einkünfte, aus denen die Kosten der Kirche und die allgemeinen Ausgaben der Verwaltung bestritten wurden. Von ihr datieren die meisten Dotationen der Pfründen, welche jetzt die Gemeinden tragen. Das Einkommen der Bruderschaft war ferner durch die öffentliche Verteilung von Almosen und bruderschaftlichen Ausgaben, hauptsächlich zu den Pfingstfeiertagen, in Anspruch genommen.

Die Obmänner dieser Bruderschaft kamen jedes Jahr zu Pfingsten, vielleicht eben zum Andenken an die Christianisierung,[1]) in Vissoie zusammen, wo sie ihre Sitzungen abhielten, die stets acht Tage währten. Hier wurden die Angelegenheiten der ganzen Thalschaft beraten, beschlossen und geordnet; hier wurde belohnt und bestraft, und hier wurden jene Mahlzeiten abgehalten, welche ein notwendiges Moment bei den hunnisch-ungarischen Nationalversammlungen waren.

Ein einfaches Holzhaus war der Ort ihrer Sitzungen; es

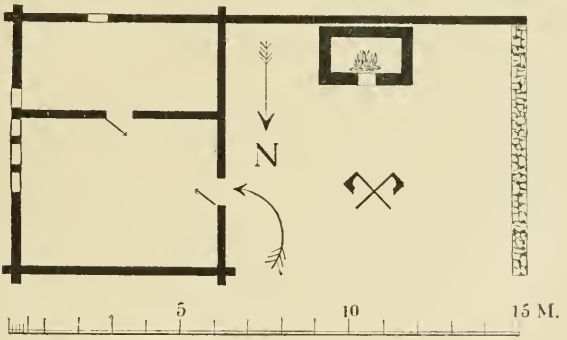
Haus der Bruderschaft des Heiligen Geistes.
(Der Pfeil in der Zeichnung deutet auf dasselbe.

heisst noch immer das »*Haus der Bruderschaft des Heiligen Geistes*« und steht unweit des Pfarrhauses, östlich vom Kapellenhügel. Es ist gewiss nicht überflüssig, dieses Haus, den einstigen Mittelpunkt des öffentlichen Lebens der Thalschaft, näher zu beschreiben.

Ich besuchte das Haus unter der gütigen Führung des damaligen Herrn Pfarrers. Das Haus ist, wie schon gesagt, von

[1]) Nach der Legende wurde das ganze Eifischer Hunnen-Völkchen zu Pfingsten getauft.

Holz und hat seine ganz schmucklose Front dem Wege zugewendet, der dahin und zu den noch über dasselbe hinaus liegenden Scheunen führt. Von der Strasse in den Hofraum tretend, wenden wir uns links gegen das Haus. Dieses selbst steht hart an der Strasse; sein Dach hat gegen die der Strasse entgegengesetzte Seite eine Verlängerung, welche durch eine sehr alte Steinmauer abgeschlossen ist. Auch von der jenseitigen Ecke des Hauses bis zur alten Steinmauer reicht eine Holzwand. Die ganze Flur ist daher ein von drei Seiten eingeschlossener



Grundriss des Hauses der Bruderschaft des Heiligen Geistes.

bedeckter Raum, in welchem ein Backofen steht, da dieses Haus gegenwärtig (im Jahre 1886) als Bäckerei für Vissoie dient. Hier in der Mitte dieser Flur, so sagte der Herr Pfarrer und zeigte dabei auf den Punkt, wo wir standen, war die Metzge, wo die zu den amtlichen Gastmahlen erforderlichen Tiere geschlachtet wurden. Auf dem hier beigegebenen Grundrisse des Hauses habe ich diese Stelle mit zwei sich kreuzenden Hacken bezeichnet. Wer sieht nicht hierin, wenn er die Urgeschichte der Ungarn kennt, das metamorphosierte Opfer der Urreligion, welches mit den Nationalversammlungen unzer-

trennlich war? Das Haus selbst besteht aus dem Parterre und dem Stockwerke,[1]) in welch letzterem ich nicht war. Das Parterre hat im ganzen zwei Gemächer auf die Strasse. Von der Flur tritt man in das erste grosse Zimmer, das »*Wirtschaftszimmer*« (chambre du ménage), aus diesem aber in das kleinere, wo man das Brot macht.

Im ersten Zimmer, wo frisch gebackenes Brot auf den Stellen aufgeschichtet war, suchten wir nach einer Jahreszahl, fanden aber keine, und das Mädchen sowie der Bäcker sagte, dass im ganzen Hause keine zu finden sei. Aber auf dem Plafond, auf dem Durchzugsbalken sah ich etwas anderes, was meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Es waren dies zwei meisterhaft in den Balken eingestemmte, sich kreuzende Beile zwischen

zwei Gebilden von je sieben ineinandergreifenden Sternen, wie wir sie in Ungarn allenthalben als Zierde eben dieser Balken und auch auf den Szekler Hausthoren finden und welche unstreitig ein symbolisches Zeichen des hunnisch-magyarischen Volkes waren, wie wir weiter unten bei Besprechung der Urreligion und der Ornamentik genauer darlegen werden.

Wir können diese Gebilde hier an diesem Orte keineswegs für eine einfache Zierde ansehen, mit welcher der Zimmermann seine Kunstfertigkeit zeigen wollte; wir können das Zusammentreffen mehrerer auffälliger Umstände nicht allein dem Zufalle zuschreiben. Es war hier die Gerichtsstätte, und das Symbol derselben mochten die Beile sein. Die sechsstrahligen Sterne

[1]) Herr Vikar Salaming nannte es »chambres d'en haut« oder »galetas de la boulangerie«.

waren ein symbolisches Zeichen der Ungarn, wie der *Trudenfuss* bei den germanischen Völkern, wie das »*Mogen Dowid*« (Zeichen Davids) bei den Juden, das »*Mihr Suleiman*« (Siegel Salamons)[1] bei den Mohammedanern und das Kreuz bei den Christen. Die zwei Kombinationen von je sieben solchen Sternen erinnern uns an die sieben schwarzen und an die sieben weissen Stämme der hunnisch-ungarischen Nation, sowie die sieben Sterne auf dem älteren Wappen des bischöflichen Wallis die sieben Zehnen desselben, die dreizehn Sterne des jetzigen Wappens von Wallis die dreizehn Bezirke desselben und die auf den jetzigen Schweizer Münzen die Helvetia umgebenden zweiundzwanzig Sterne die zweiundzwanzig Kantone der Eidgenossenschaft andeuten.

Die Auflösung der Bruderschaft geschah zu Ende des vorigen Jahrhunderts zur Zeit der französischen Invasion im Wallis; Gemeinden entstanden und zogen das Vermögen der Bruderschaft an sich. An vielen Orten zeigt man noch Liegenschaften, die einst der Bruderschaft gehörten. Mit dem Eigentume der Bruderschaft übernahmen die Gemeinden auch die Lasten, die Auslagen der Verwaltung, die Abgaben an die Pfründe, die Verteilung von Almosen an den Pfingstfeiertagen u. s. w. Aber viele Liegenschaften, welche einst der Bruderschaft gehört hatten, bilden noch immer gemeinschaftliches Eigentum sämtlicher Gemeinden, so z. B. manche Weingärten unten im Rhonethale, die auch heute noch die allerbesten Reben haben. Der Wein von diesen Rebpflanzungen wird auch heute noch auf Gemeinkosten heraufgeschafft.

Nach Auflösung der Bruderschaft hatten sich viele Gemeinden gebildet; auch Vissoie, Mission, Painsec waren damals Gemeinden. Nachdem aber Wallis als »Département du Simplon« dem französischen Kaiserreiche einverleibt worden war, mussten alle jene Gemeinden, die weniger als 300 Seelen zählten, sich zu *einer* Gemeinde vereinigen.

Im ganzen Thale zählt man gegen 25 Ortschaften, grössere und kleinere, welche gegenwärtig fünf politische Gemeinden

[1] Diese Figuren werden wir bei der Ornamentik vorweisen.

(communes) bilden, nämlich: *Ayer, St-Jean, Grementz, St-Luc* und *Chandolin.*[1])

In jeder Gemeinde besteht:

1. eine *Urversammlung (assemblée primaire)* und
2. ein *Gemeinderat (conseil municipal).*

Die Urversammlung besteht ausschliesslich aus Eifischer Burgern. Burger ist jeder, der das 20. Lebensjahr vollendet hat. Die Urversammlung ernennt den Gemeinderat, dessen Mitglieder sind:

Ein *Präsident (président),*
Ein *Vicepräsident (vice-président),*
Drei *Räte (conseillers),*
Ein *Richter*, dessen jetziger officieller Name »*juge*« ist, der aber nach der alten Gewohnheit von dem Volke noch immer »*châtelain*« genannt wird, endlich
Ein *Richter-Stellvertreter*, officiell »*juge-substitut*«, im Volksmunde aber noch immer »*Lieutenant*« genannt.

Schon in der Legende der Bekehrung heisst es, dass sich das Eifischer Volk als Bedingung seine Freiheit und seine alten Gepflogenheiten vorbehielt. Dies beruht thatsächlich auf Wahrheit; denn man findet hier noch immer solche Institutionen, die von der Verfassung des übrigen Wallis sich wesentlich unterscheiden.

Im Eifischthale besitzt das Volk im vollsten Sinne des Wortes die Souveränität. Die Beschlussfassungen, die Verfügungen, welche anderwärts im Wallis in den Wirkungskreis des Gemeinde- und Burgerrates gehören, sind hier Sache der Urversammlung. Die Urversammlung ernennt die Angestellten der Gemeinde, sie bestimmt den Voranschlag der Einnahmen und Ausgaben, sie verteilt die öffentlichen Lasten, sie prüft die Jahresrechnungen; mit einem Worte, sie berät und beschliesst alle die Gemeinde betreffenden Angelegenheiten.

[1]) Vissoie ist, wie schon gesagt, keine Gemeinde, sondern gehört zur Gemeinde Ayer.

Im Eifischthale ist der Gemeinderat nur der Vollstrecker der Beschlüsse und Verordnungen der Urversammlung.[1])

Die Gemeindewahlen finden alle vier Jahre und zwar am zweiten Sonntag des Dezembers statt. Die Gemeinderäte werden auf vier Jahre gewählt; die Gemeindepräsidenten sind alle zwei Jahre einer Wiederwahl unterworfen. Alle treten ihr Amt am ersten Tage des Jahres nach ihrer Wahl an.

Der *Staatsrat*, d. i. die Kantonalregierung, hat die Aufsicht über die Gemeindeverwaltungen. Die von diesen Verwaltungen erlassenen Reglementes unterliegen der Genehmigung des Staatsrates. Dieser interveniert jedesmal, wenn von einem Beteiligten Klage erhoben wird.

Die Gemeinden sind gehalten, jede Beschlussnahme der Genehmigung des Staatsrates zu unterbreiten, vermöge welcher der Verkauf, der Tausch oder die Teilung von Liegenschaften, die Veräusserung von Kapitalien oder die Aufnahme von Hypothekaranleihen (was übrigens hier im Eifischthale nicht vorkommt) angeordnet wird.

In *administrativer* Beziehung gehört das Eifischthal zum Bezirk *Siders*, dessen erste Amtsperson der Regierungsstatthalter (préfect) ist, und der im Jahre 1884 und 1886 ein Eifischer, Herr *Josef Rouaz*, war, gegenwärtig, wenigstens hier im Eifischthale, der letzte Repräsentant dieses schon bei Priscus erwähnten illustren Namens. Ausserdem hat der Bezirk Siders, wie alle übrigen Bezirke des Kantons, seinen Bezirksrat, in welchem natürlicherweise auch das Eifischthal sich durch seine Abgeordneten vertreten lässt, und zwar durch je einen auf 300 Seelen. Jede Gemeinde, wie gering auch immer ihre Bevölkerung sein mag, schickt wenigstens einen Abgeordneten. Die Dauer des Mandates währt vier Jahre.

[1]) Sogenannte *Burgerversammlungen* (wohl zu unterscheiden von den Urversammlungen) und *Burgerräte*, wie wir sie anderwärts im Wallis finden, giebt es im Eifischthale nicht. Was anderwärts in den Wirkungskreis der Burgerversammlung, beziehungsweise des Burgerrates gehört, besorgt im Eifischthale die Urversammlung, beziehungsweise der Gemeinderat.

In *Sion* oder *Sitten*, der Hauptstadt des Kantons, tagt zu gewissen Zeiten der *Grosse Rat (Grand Conseil)*, d. i. der Landtag. Die Abgeordneten für den Grossen Rat und deren Ersatzmänner werden für jeden Bezirk unmittelbar vom Volke im Verhältnis von einem Abgeordneten und einem Ersatzmann auf je 1000 Seelen Bevölkerung gewählt. Die Volksabstimmung findet in den Gemeinden statt. Das Mandat der Abgeordneten währt ebenfalls vier Jahre. Das Eifischthal beschickt also bei seiner Bevölkerung von nahezu 2000 Seelen den Grossen Rat mit zwei Abgeordneten, deren einer der Regierungsstatthalter Herr Josef Rouaz, welcher seit dem Jahre 1840 beinahe ununterbrochen Mitglied desselben war, der andere aber Herr Joachim Peter aus Ayer ist.[1])

Ausser den oben genannten Gemeindeorganen, die das Gesetz vorschreibt, giebt es nach althergebrachter Sitte in jeder Gemeinde des Eifischthales zwei »*Chefs de village*«, sonst auch »*Prud'hommes*« genannt, die nicht zu den obrigkeitlichen Personen gehören, sondern die sich das Vertrauen des Volkes, man könnte sagen als Anwälte, auserkürt. Sie stehen in grossem Ansehen und haben den eigentlichen Einfluss auf das Volk; was sie sagen und raten, ist massgebend. Wir wollen hier ein kleines Beispiel anführen. Es giebt, wie schon früher gesagt, gewisse, von der Bruderschaft des Heiligen Geistes herstammende Liegenschaften, welche gemeinsames Eigentum sämtlicher Gemeinden des Thales sind; die Ausgaben sind folglich auch gemeinsam. Nun handelte es sich einst um die gemeindeweise Repartierung der Transportkosten für derartigen gemeinsamen Wein aus dem Rhonethale. Die Vorstände der Gemeinden einigten sich über die auf sie entfallenden Summen, so auch der Präsident von Ayer, welcher jedoch unterlassen hatte, sich die diesbezügliche Zustimmung der »Chefs de village« seiner Gemeinde einzuholen. Die Folge davon war, dass, als diese Angelegenheit in der Urversammlung zur Sprache kam, die

[1]) Im Jahre 1891.

Beisteuerung der besprochenen Summe verweigert wurde und erst dann die Zustimmung der Burger erhielt, als sich der Präsident um Erlangung derselben an die Chefs gewendet hatte. Ähnliches ist auch als uralte Sitte bei den Ungarn zu finden. Jede Gemeinde hat ihren »*falu bölcse*« (Dorf-Weiser), dessen Rat dem Volke heilig ist, und ihren »*falu szája*« (Dorf-Mund), der das beste Rednertalent besitzt und im Namen des Volkes spricht. Beide stehen in grossem Ansehen.

Eine andere uralte Sitte, welche, wie die eben erwähnte, ausschliesslich nur im Eifischthale zu finden ist, ist die, dass jede Gemeinde ihren *Kommandanten*[1]) und ihren *Fahnenträger* hat, die von der Urversammlung ernannt werden, und deren Würde eine lebenslängliche ist. In dem Umstande, dass das Richteramt und die Obrigkeit von dem des Kommandanten, einst Heerführers, getrennt ist, sehen wir jene alte und allgemeine Sitte des hunnisch-magyarischen Volkes erhalten, von welcher uns schon Strabo, dann Priscus und noch später Konstantin Porphyrogenitus und die Szekler-Chronik berichteten. So hatten die schwarzen Hunnen vor Attila stets zwei Regenten, von denen der eine der oberste Feldherr, der andere der oberste Richter war. Diese Ämter waren getrennt bis in die untersten Amtsschichten. Selbst Attila übernahm in Gemeinschaft mit seinem Bruder Buda (fälschlich Bleda) die Regentschaft. Aber der Ehrgeiz Attilas duldete keinen Gleichgestellten, und so musste denn seiner Herrschsucht der Bruder zum Opfer fallen. Die weissen Hunnen, d. h. die eigentlichen Magyaren hatten zwar keine Könige, aber jeder Stamm und jede Tribus hatten ihren Stammes-, beziehungsweise Tribusfürsten, der die Disciplin ausübte, seinen Stamm, seine Tribus im Kriege anführte.

[1]) Dieser Kommandant ist wohl zu unterscheiden von dem sogenannten Exerzier- oder Drillmeister, den früher fast ein jedes Dorf der Schweiz aufzuweisen hatte. Dieser Drillmeister war ein in den Militärreglements geübter, beurlaubter Soldat und hatte die andern im Dorfe befindlichen, mit Montur und Rüstung beurlaubten Soldaten zeitweise in den militärischen Exerzitien zu üben, die Instandhaltung des ärarischen Gutes, das Scheibenschiessen u. s. w. zu überwachen.

Auch bei ihnen finden wir das Amt des Richters von dem des Kriegsherrn getrennt.[1])

Der Fahnenträger der Eifischer Gemeinden, der einst das mit dem heiligen Vogel »*Turul*« gezierte Kriegsbanner trug, trägt heute die Kirchenfahne.

Im Eifischthale haben die gegenwärtig funktionierenden, sowie auch die einstigen obrigkeitlichen Personen in der Kirche ihre Ehrenplätze rechts und links in den Bänken beim Hochaltar und tragen bei weltlichen und kirchlichen Feierlichkeiten als echte Abkömmlinge der schwarzen Hunnen grosse schwarze, talarartige Mäntel, »*manteau de cérémonie*« genannt, während der *Weibel (huissier)*[2]) einen solchen aus scharlachrotem Tuch trägt, der auf dem Rücken mit dem Wappen der Thalschaft geziert ist.

Die öffentlichen Ehrenämter sind immer mit Lasten verbunden und verlangen viel Aufopferung von Seite ihrer Träger, denn die meisten derselben haben keine Besoldung.

Wie wir aus all diesem ersehen, wird das Eifischthal nach den allgemeinen Gesetzen des Kantons verwaltet, übt aber in administrativer Hinsicht dessenungeachtet auch jetzt noch, dank der Nachsicht der Landesregierung, so manche seiner alten Gepflogenheiten aus; so z. B. haben die Gemeinden von Ayer, St. Jean und Grementz zusammen nur *einen* Richter; dann hat jede Gemeinde die besagten »Chefs de village«, ihren Kommandanten; auch eine Gemeindesteuer giebt es hier nicht, wie wir gleich sehen werden; die Rechte, die anderwärts der Gemeinderat ausübt, hat sich hier die Urversammlung vorbehalten u s. w.[3])

[1]) Kaiser Konstantin nennt die beiden Ämter »ὁ γυλᾶς« und »ὁ καρχᾶς«; ungarisch hiessen sie »gyula« (spr. djula) und »horkász« oder »harkász«.

[2]) Der Weibel ist der Austräger, der Überbringer der obrigkeitlichen Anordnungen, also der Herold der Gemeinde.

[3]) Voralters regierte und verwaltete sich übrigens im ganzen Wallis jeder Zehnen, ja sogar jede Gemeinde nach den alten, ererbten Gebräuchen. Erst unter Bischof Hildebrand von Riedmatten erschienen im Jahre 1571 die »*Statuta*

Im allgemeinen haben wir noch folgendes zu bemerken:

Zu den Urversammlungen, welche gewöhnlich nach dem sonntäglichen Gottesdienste in Vissoie stattfinden, haben sich sämtliche Burger einzufinden.[1]) Die Beschlüsse solcher Versammlungen werden gewöhnlich durch eine Beratung der ältesten Burger und des Gemeinderates vorbereitet, worin wir die unverkennbaren Spuren des Patriarchentums der alten Ungarn erblicken müssen.

Das angeborene Rednertalent des hunnisch-magyarischen Stammes hat sich bei den Eifischern in seiner ganzen Originalität unverwelkt erhalten. Ich war in Vissoie einigemal Zeuge solcher Beratungen. Die Angelegenheiten werden mit Lebhaftigkeit verhandelt, aber die Gemessenheit, der Ernst, welcher die Rede des Ungarn ziert, sind auch hier in ihrem vollen Umfange zu finden. Auch die schlagenden, manchmal beissenden, doch immer in den Schranken des Anstandes und der guten Sitte gemachten Einwürfe mangeln nicht; dabei ziert diese Vorträge ein Schwung, eine Logik, auch bei jenen Leuten, die nicht Hörer der Rechte waren, wie z. B. Herr Rouaz, sondern nur ihre Dorfschule besucht haben.

Die Beschlüsse der Urversammlung werden gewöhnlich nicht protokolliert; was die Mehrheit beschloss, das wird ohne weitere Form vom Gemeinderate ausgeführt. Dieses uralte Recht, das jedem Burger gestattet, an den öffentlichen Geschäften mitberatend teilzunehmen, kann von den Obrigkeiten niemals umgangen werden, auch bei den geringfügigsten Angelegenheiten nicht.

Dass diese Beratungen nach dem Gottesdienste gepflogen werden, beruht auf dem uralten Gebrauche, dass die National-

Vallesiae«. Aber auch diese bestanden nur aus uralten Gebräuchen und Freiheiten, deren auch die meisten Gemeinden in Menge hatten. Demnach hatten die Gemeinden lange vor den Zehnen und die Zehnen lange vor dem Lande ihre Freiheiten, Rechte und Verfassungen.

[1]) Dies erinnert an die grosse Strenge, mit welcher man Hunnen und Ungarn bemüssigte, sich zu den Nationalversammlungen einzufinden.

versammlungen der Hunnen und Ungarn stets mit rituellen Opfern verbunden waren; denn auch in Ungarn finden wir Besprechungen der landwirtschaftlichen Angelegenheiten, der vorzunehmenden Abgeordneten- oder Gemeindewahlen noch immer, sogar in jenen Städten, wo das Landvolk zum Gottesdienste zur Stadt kommt. [1])

Dadurch, dass die Gemeindeorgane im Eifischthale ihr Amt zum grössten Teil ohne Besoldung versehen, und dass alle öffentlichen Arbeiten von der Gemeinde ausgeführt werden, geniessen die glücklichen Bewohner von Eifisch die gewiss seltene Wohlthat, keine, ja durchaus keine Gemeindesteuern bezahlen zu müssen. Zu den öffentlichen Arbeiten hat jede Familie an einem oder mehreren bestimmten Tagen ein oder mehrere arbeitsfähige Glieder zu stellen, welche von den Gemeinderäten überwacht und geleitet werden; dabei fliesst gewöhnlich reichlich Wein aus dem Gemeindekeller.

Überhaupt trachtet dieses emsige und sorgsame Völkchen, mit jeder Last gleich auf einmal und für immer fertig zu werden. So haben z. B. alle Kapellen Stiftungen zu ihrer Erhaltung. Wird eine neue gegründet, so wird nicht nur das Kapital zu ihrer Erbauung, sondern auch zu ihrer Erhaltung zusammengebracht. Alle Jahre kommen dann die Stifter zusammen und prüfen die Rechnungen der im abgelaufenen Jahre gemachten Ausgaben; das sich ergebende Ersparnis wird vertrunken. Die Stiftungen können vererbt werden, aber die Stiftungsgelder verwaltet die betreffende Gemeinde. Ebenso verhält es sich mit der Erhaltung der Wasserleitungen, der Pfründe, der Lehrer u. s. w. Es ist noch gar nicht lange her, dass man den Stand des Lehrkörpers vermehren musste. Man berechnete nun, wie viel die Mehrauslagen jährlich betrügen, und sagte zugleich, dass

[1]) So geschieht es in Nagy-Kanizsa, Kaposvár, Veszprém, Szegedin, im Szeklergebiete und jedenfalls auch anderwärts. Im März 1890 liess es sich, ich weiss nicht, welches unbedachte Organ der Behörde beikommen, die auf dem Platze zu Szegedin versammelten Landleute auseinanderjagen zu lassen, was in den Tagesblättern gerechte Missbilligung hervorrief.

das Eifischthal jährlich um so und so viel mehr Steuer zu zahlen habe. Die Gemeindepräsidenten und die Anwälte des Volkes (chefs de village) antworteten aber, dass man deswegen keine neue Steuer brauche, sondern das Volk werde eine Stiftung machen, deren Zinsen zu genanntem Zwecke ausreichen würden. Nun mahnte man von massgebender Seite, dass es unverantwortlich sei, von den Burgern diese Steuer auf solche Weise, ein für allemal einzuheben. Und dieses opferwillige Völkchen antwortete, dass es niemand kümmere, wenn man mehr zahlen wolle, als verlangt werde. Die Stiftung kam also nach dem Willen des Volkes zu stande. Jedermann steuerte nach Massgabe seines Vermögens bei, und es waren nicht wenige, die zwei- bis dreihundert Franken zeichneten.

Mit Opfern für den Unterricht geizen die Burger des Eifischthales überhaupt nicht. Noch nicht lange, am 14. Januar 1890, schrieb mir der vormalige Herr Pfarrer von Vissoie, dass man den Bau eines schönen Schulhauses für Zinal beschlossen habe, und endigt diese Nachricht mit den gewiss gerechten und verdienten Worten: »Ehre sei ihnen!«

Im ganzen Thale sind gegenwärtig zwölf Lehrer angestellt, welche die Thalschaft besoldet; neun von diesen kommen auf die Pfarre von Vissoie, weil diese die allergrösste ist.

Der öffentliche Unterricht steht dem Gesetze gemäss unter der Leitung und Aufsicht des Staates. Der Primarunterricht ist obligatorisch und unentgeltlich. Im Eifischthale wird in einem Jahre durch sechs Monate hindurch unterrichtet und zwar in jeder Woche 30 Stunden.

Opfersteine im Eifischthale. Umrisse der Urreligion der Hunnen.

Jetzt wollen wir die einstigen Opferstätten dieses Hunnen-Völkchens besuchen, welche durch die daselbst befindlichen

Steine zweifellos als solche bezeichnet sind. Diese Opferstätten befinden sich beim Dorfe Luc und im Moirythale, dann, wie ich nach einem der letzten Briefe des Herrn Joachim Peter vermute, auch im Zinalthale, in der Nähe der Arpitettaalpe. Ich kenne bisher nur die ersteren zwei.

Mein erster Besuch im Jahre 1886 galt dem Steine bei Luc. Der Weg von Vissoie nach Luc hinauf ist ziemlich beschwerlich, steil und steinig. In Luc begab ich mich zu Herrn Peter Pont, dem damaligen Präsidenten der Gemeinde, den ich in seinem neueren Hotel am nördlichen Ende des Dorfes glücklicherweise antraf. Ich entledigte mich des Grusses des Herrn Pfarrers von Vissoie und sagte, dass er mich wegen Besichtigung des Steines an ihn gewiesen habe. Herr Pont empfing mich mit freundlicher Zuvorkommenheit und war gleich bereit, mit mir zu kommen. Als wir das Hotel verlassen hatten, hielt er unweit, vielleicht 5—6 Schritte von der südlichen Ecke desselben an und sagte mir, dass daselbst bei Gelegenheit der Planierung zwei Menschengerippe inmitten einer Holzkohlenschichte gefunden worden seien. Das Kohlenlager war oval und seine Längenachse etwas länger als die in demselben liegenden Skelette. Neben den Skeletten fand man Bronzegegenstände und einige römische Kaisermünzen, auf die wir an einer andern Stelle zurückkommen werden. Beiläufig 15—20 Schritte von der südlichen Ecke des Hotels entfernt hielt Herr Pont neuerdings und sagte, dass hier ein Druidenstein gestanden habe, welcher aber bei der Planierung in Tafeln gespalten worden sei. Auf seiner Oberfläche waren runde Grübchen eingegraben, die grösseren derselben hatten Platz für einen kleinen Apfel, die kleineren etwa für eine Nuss. Die gespaltenen Teile dieses Steines waren noch in der Nähe, der Stein blaugrauer Glimmerschiefer; seine Spaltung geschah von der obern Fläche, auf welcher die Grübchen waren, nach unten. Hie und da konnte man diese Grübchen noch sehen. Herr Pont sagte, er bedauere, damals nicht zu Hause gewesen zu sein; denn er hätte auf keinen Fall gestattet, dass man den Stein zerspalte.

Nun gingen wir auf einem sehr steilen Fusspfade hinauf zum andern Opferstein, welchen man »*Pierre des Servagos*« nennt, und der sich oben auf der Lehne des Berges, gegen 130 *m* nordöstlich vom Dorfe entfernt, befindet. Der Servagosstein ist ein erratischer Block, welcher ziemlich abgerundet auf dem Rücken des Gletschers, der einst diese Gegend bedeckte, hieher gelangt und dann sehr unsanft niedergelegt worden war, wobei er sich der Länge nach (d. i. von Ost nach West) in drei grosse Stücke spaltete. Der Pierre de Servagos ist auch ein solcher Schieferstein wie der früher erwähnte, und sein Volumen

Die »Pierre de Servagos« von Süden gesehen.[1])

mag nach meiner Schätzung 10 bis 15 m^3 betragen. Auf dem östlichsten, d. h. bergaufwärts liegenden Teile des mittleren Bruchstückes befinden sich auch solche Grübchen, wie wir sie auf dem zerspaltenen Steine gesehen hatten. Einige Schritte ober der Pierre de Servagos stürzt ein Wildwasser in nördlicher Richtung abwärts. Das Vorhandensein eines Baches oder einer Quelle war eine notwendige Bedingung für einen Opferplatz der Hunnen, der erst durch das Vorhandensein des Wassers seine eigentliche Weihe erhielt. Die Pietät des Volkes für diesen

[1]) Ich verfertigte diese Zeichnung am 10. August 1886 mittelst einer camera obscura; die Zeichnung ist also vollkommen genau.

geheiligten Ort ihrer Voreltern hat in eine Fuge des Steines ein einfaches hölzernes Kreuz gepflanzt, welches stets durch ein neues ersetzt wird, wenn das alte vermorscht ist.

Dieser Stein heisst im Patois »*Pirra dy Scharvazo*« (spr. Scharwaso), französisch »*Pierre des sauvages*«, d. i. »*Stein der Wilden*«, aber auch noch andere Variationen seines Namens sind vorhanden: *Pierre de Servagios*, *Servagois* und *Servagos* (spr. Serwago). Merkwürdigerweise haben diese drei letzten Arten der Benennung dieses Steines weder im Patois, noch im Französischen oder Italienischen eine Bedeutung, wohl aber im Ungarischen, welche dabei über alle Massen treffend ist und wofür wir auch in Ungarn Analogien finden.

Als die Ungarn vor tausend Jahren die Eroberung ihres heutigen Vaterlandes vollendet hatten, wurde die erste Nationalversammlung einberufen, in welcher das Verhältnis zwischen dem Volk und dem einheitlichen Fürsten, die gegenseitigen Rechte und Pflichten festgestellt und solchermassen der Grundstein zur Verfassung der Nation gelegt wurde. Der Ort, wo diese Versammlung ihre Beratungen hielt, befand sich unweit und nördlich von Szegedin, in jener Gegend, wo einst die Lieblingsresidenz Attilas sich befand. Vierunddreissig Tage beriet Árpád mit den Vertretern des Volkes, den Stammes- und Tribushäuptern; und weil nun hier die Angelegenheiten des Landes zu Gesetz gemacht wurden, nannte man den Ort zum ewigen Angedenken »*Szer*« (heute Puszta-Szer).

Von »szer« sind mehrere Wörter verschiedenen Sinnes abgeleitet, deren Grundbegriff aber immer wieder auf einen einzigen, auf »Ordnung, Gesetz« zurückzuführen ist; »*szerződni*« = Vertrag schliessen, »*szertartás*« = Ritus, Ceremonie, »*szerint*« = gemäss, laut, auf Art, »*szeres*« = -fach, -fältig, dann das Gegenteil von »*szeres*«, »*szertelen*« = ausserordentlich, enorm, »*rendszer*« = System, »*szerkez*« = ordnen, »*szerkezet*« = Organisation, »*szerzet*« = geistlicher Orden, »*szerpap*« = Clericus u. s. w. Dass das Wurzelwort »szer« einst auch Gesetz bedeutet habe, ersehen wir, wie gesagt, ganz deutlich aus dem Worte

»szerzôdni« und aus Anonymus, der deutlich sagt, dass man den Ort der Nationalversammlung deswegen so benannt hatte, weil dort die Angelegenheiten des Landes zu Gesetz gemacht wurden.[1])

Das Wort »*vágó*« (spr. wahgoh) ist im Ungarischen das Partizip von »*vág*« (er schneidet, schlachtet) und bedeutet, mit dem Beziehungsworte verbunden und vor dasselbe gesetzt, das, was zu schlachten ist, womit man schlachtet, worauf man schlachtet: »vágóbarom« = Schlachtvieh, »vágókés« = Schlachtmesser, »vágószék« = Schlachtbank; alleinstehend aber bezeichnet es jenen Ort, wo der Fleischhauer schlachtet, das Tier abzieht und im grossen zerstückt; »vágóra hajtani az ökröt, birkát, borjút« = den Ochsen, das Schaf, das Kalb auf die Schlachtbank treiben.

Um die Bedeutung des zusammengesetzten Wortes »*szervágó*« (spr. Sserwahgoh) vollständig fassen zu können, müssen wir wissen, dass die Versammlungen, Beratungen, welche die öffentlichen Angelegenheiten betrafen, stets mit Opfern verbunden waren, welche das Beschlossene gleichsam besiegelten, wie wir dies in der Folge noch viel deutlicher und eingehender darlegen werden. »Szervágó« ist also der Ort, wo die Angelegenheiten der Kommunität beschlossen, das Gesetz geschaffen und dann das Opfertier geschlachtet ward. Ähnliche Bedeutung hatten auch die Ortsnamen »*Paganser*« und »*Paganzer*« im Komitate Hont, in Urkunden aus den Jahren 1244 und 1265, deren wörtliche Übersetzung »heidnisches Gesetz«, also »heidnische Gerichts- und Opferstätte«, nicht aber »pogánsir« (Heidengrab) ist, wie Jerney fälschlich angenommen hat.

Herr Präsident Pont versprach im Namen seiner Mitbürger, dass man dem »Szervágó«-Steine die gebührende Pietät bewahren und auf seine Erhaltung bedacht sein wird.

Im Begriffe, uns von dieser geweihten Stätte zu entfernen, zeigte Herr Pont gegen das Moirythal und sagte, dass dort

[1]) »Et locum illum, ubi haec omnia fuerunt ordinata, Hungari secundum suum idioma nominaverunt *scerii*, eo, quod ibi ordinatum fuit totum negotium regni.«

auch einige »Druidenstcine« (pierres druidiques) vorhanden seien; ich möge nur zum Herrn Präfekten Rouaz gehen, der werde mich gewiss hinführen.

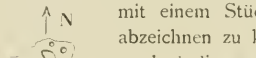
Mit dieser Empfehlung und einer andern des Herrn Kaplan Salaming von Vissoie an Herrn Rektor Felly in Grementz, im Falle ich den Herrn Regierungsstatthalter nicht antreffen sollte, machte ich mich am 12. August 1886 nachmittags auf den Weg nach Grementz. Ein junges Mädchen sass daselbst vor einem Hause; ich fragte es um die Wohnung des Herrn Rouaz. Das Mädchen erbot sich mit Freundlichkeit, mich zu führen, und als wir bei dem Hause, welches links an der Strasse vor der Kirche steht, anlangten, ging es die hölzerne Treppe hinan und fragte bei der Thüre hinein, ob »Monsieur le préfect« zu Hause sei. Die Antwort lautete, dass er nach Vissoie geritten sei und erst abends heimkommen werde. Ich fragte nun um die Wohnung Fellys; auch dahin geleitete mich das liebenswürdige Geschöpf. Das Rektorat befindet sich in unmittelbarer Nähe der Kirche. Wir trafen Herrn Felly blossen Hauptes in dem zur Kirche führenden Gässchen, wo sich das Mädchen freundlich empfahl. Als Felly mein Anliegen vernahm, erklärte er sich mit Vergnügen bereit, mich zu den Altarsteinen zu geleiten, und sagte, er hole nur seinen Hut und kehre gleich wieder zurück. Ich betrachtete mir gerade die Tulpenverzierung an der Façade des Rektoratsgebäudes, als ein Mädchen, nicht minder hübsch wie das frühere, vom ersten Stocke des Rektorates herabkam und mir sagte, dass der Rektor gleich komme und ich mich nur einige Augenblicke gedulden möge, was mir in einer so liebenswürdigen Gesellschaft nicht unangenehm war. Als Dritter gesellte sich dann ein schöner schwarzer Hahn zu uns, dem ein kleines Glöckchen um den Hals gebunden war. Wie der freundliche Leser sieht, hatte ich Glück in meinem Studium der Schönheiten des Eifischthales, und wenn jemand fragte, welches der beiden Mädchen das schönere war, müsste ich der Wahrheit gemäss bekennen, dass alle beide sehr schön waren.

Nun kam Herr Rektor Felly herab, und wir gingen gegen das Moirythal. Nach einer halbstündigen Wanderung gelangten wir auf eine ziemlich sterile Fläche, wo wir den Fusssteig verliessen und links, gegen die Navisence abbiegend, nach etwa 30—40 Schritten anhielten. Hier war, neben einer Scheune am Ufer der Navisence, ein Druidenstein. Er war nicht ganz einen Meter hoch, hatte etwa 1 1/2 Meter Kubikinhalt, eine ziemlich regelmässige Form, oben von Natur aus flach, aber gegen Süden ein wenig abgedacht. Man sah an ihm gar keine Spur einer Bearbeitung, nur waren auf seiner obern Fläche mehrere Grübchen, wie auf dem von Luc, und eine Vertiefung von der Form und Grösse eines kleinen Kinderfusses genau so, wie sich ein solcher, mit weicher Sohle versehen, in weichem, nassem Lehm abdrückt; denn die Zehen sieht man nicht.

Von hier kehrten wir auf den Fussweg zurück und gingen noch weitere 200 Schritte auf der Ebene in südlicher Richtung fort, wo einige Scheunen standen und viele Felsstücke den Boden bedeckten, welche vor undenklichen Zeiten von dem »Cornier« der linken Thalwand herabgestürzt waren, auf dem man die Absturzstelle noch jetzt ganz deutlich sehen kann. Aber unter diesen Felstrümmern giebt es auch solche, die der einst noch bis hieher reichende Gletscher auf seinem Rücken hieher gebracht und daselbst abgelagert haben muss. Dies mutmasse ich aus der Stellung jenes ungeheuren Blockes, der den Namen »*Pierre des Martyres*« führt, und der auf einer Basis von beiläufig vier bis sechs Quadratmetern auf dem Erdboden und einem andern, kleineren Felsblocke, als Unterlage der einen Seite, ruht, während seine Höhe nicht ganz die eines stockhohen Hauses ist. Durch Menschenhände kann er ob seines Volumens und Gewichtes diese Stellung nicht erhalten haben und, vom Cornier herabgestürzt, müsste er eine weniger künstliche Stellung angenommen und den ihn jetzt stützenden kleineren Unterlagsblock durch seine Wucht jedenfalls zertrümmert haben, was aber nicht der Fall ist. Es bleibt daher nur anzunehmen, dass ihn der Gletscher ganz sachte und sanft zu Boden gestellt habe. Dieser

Felsblock ist der voluminöseste unter allen hier auf diesem Trümmerfelde befindlichen. Warum man ihn »Pierre des Martyrs« nennt, ist heute nicht mehr bekannt. Es giebt wohl noch eine Sage, die seiner gedenkt und die wir weiter unten lesen werden, aber sie rechtfertigt nicht ganz die Benennung »Märtyrerstein«.

In der unmittelbaren Nähe der »Pierre des Martyrs« giebt es zwei andere Altarsteine. Die Oberfläche des einen liegt in gleichem Niveau mit dem ihn umgebenden Rasen, ja sie ist teilweise vom Rasen sogar bedeckt, und ich legte sie zum Teile mit einem Stückchen Holz bloss, um den Stein abzeichnen zu können. Dieser Stein ist besonders merkwürdig wegen der in ihn tief eingegrabenen menschlichen Fussstapfen, welche ebenfalls gerade so aussehen wie die Eindrücke der mit irgend einer weichen Sohle bekleideten Füsse eines Menschen in nassem Lehme; denn Zehen bemerkt man auch hier nicht, obwohl die Ferse die natürliche Rundung des nackten Fusses hat und die ganzen Umrisse überhaupt rund verlaufen so wie der nackte Fuss. Neben diesen Fussstapfen ist eine dem Bärengestirne ähnliche Anordnung von Grübchen.



Der andere Stein hat auch eine von Natur aus ziemlich glatte Oberfläche und ragt über den Erdboden 1—1½ Spannen hervor. Seine Oberfläche senkt sich von Westen nach Osten. Dieser Stein hat die meisten Grübchen, von denen mehrere durch kleine Kanäle miteinander verbunden sind.[1])

Was die menschlichen Fussstapfen in den Steinen zu bedeuten haben, darüber konnte man mir keine Aufklärung geben. Solche Fussspuren finden sich als

[1]) Die Abbildung dieses und des früher erwähnten Steines mit den zwei korrespondierenden Fussstapfen ist geometrisch genau; ich habe nämlich andern

Buddhas Fussstapfen auf so manchen Felsen in den von Buddhisten bewohnten Gebieten Asiens. Wenn nun auch die Urreligion der Hunnen und Magyaren von der buddhistischen Religion wesentlich verschieden war, so hatte sie mit letzterer dennoch so manches gemein. Bei den Buddhisten weihte sich die Witwe freiwillig dem Flammentode, während bei den hunnisch-magyarischen Völkern die Verlobte des verstorbenen Hauptlings diesem freiwillig in die Grube folgte, wo sie durch Pfeilschüsse getötet und mit ihm begraben wurde; bei jenen wie bei diesen finden wir das kabbalistische Zeichen des Windrades, welches bei den Buddhisten das »*Feuerrad der Gerechtigkeit*« heisst; eine Zaubertrommel hatten Hunnen, Ungarn und haben noch die Buddhisten. Die Fussstapfen auf den Eifischer Steinen mögen daher jene des hunnischen Kriegsgottes sein.

Die Grübchen in den Eifischer Opfersteinen müssen jedenfalls Sterne vorgestellt haben, wie ich dies aus der Gruppierung jener bei den zwei Fusspuren mutmasse, und weil die Sterndeuterei bei den Orientalen seit jeher eine wichtige Rolle spielte. Aber, so werden manche ungläubig lächelnd fragen, wie kommen Hunnen zu Sterndeuterei, die doch Kenntnisse in der Astronomie bedingt? Nun ja, und diese Kenntnisse hatten sie auch. Der Hauptreichtum des hunnisch-magyarischen Volkes waren stets ihre Herden; das berichtet uns, jeden Zweifel ausschliessend, so ziemlich der grösste Teil der Historiker und Geographen. Obwohl man auch Ackerbau trieb, so war doch

Tags. als ich neuerdings dahin ging, um sie abzuzeichnen, aus den geraden Stäbchen des vorgefundenen Reisigs rechtwinklige, gleichgrosse, 500 Millimeter lange und ebenso breite Quadrate auf der Oberfläche des Steines gebildet; kleinere Quadrate mit einer Seitenlänge von 20 Millimetern Länge hatte ich auf dem Papiere, und so war es denn leicht, die Grübchen samt ihren Kanälchen und die Umrisse des Steines höchst genau auf das Papier zu übertragen. Der Massstab der Originalaufnahme war also 1 : 25; die vorstehenden Ansichten sind auf photographischem Wege verkleinert worden, doch zeigt der Massstab genau ihre Dimensionen. Der Stein mit den Fussstapfen jedoch ist hier nicht in seinem ganzen Umfange abgebildet, sondern nur jener Teil, welcher vom Rasen frei ist.

notwendigerweise das Hirtenwesen sehr ausgebreitet, und die Notwendigkeit des Beobachtens der Gestirne und ihres Laufes die ganz natürliche Folge des fortwährenden Aufenthaltes in Gottes freier Natur. Dies beweist unumstösslich der Umstand, dass wir im Ungarischen selbständige, keiner andern Sprache entlehnte Benennungen von Sternen und Sternbildern finden; so heisst das Sternbild des Bären »Gönczöl szekere« (Gönczöls Wagen), bei den Palóczen »kincsŏ szekeri« (Schatzwagen); dann giebt es einen »kaszás csillag« (Sensenmannstern), dem das »sánta lyány« (das hinkende Mädchen), auch ein Stern, das Mahl nachträgt, einen »fúró csillag« (Bohrerstern), einen »kereszt csillag« (Kreuzstern); »fias tyúk« (Henne mit den Küchlein) heisst das Siebengestirn d. i. die Plejaden u. s. w. Aber noch mehr als diese Benennungen beweist jene Genauigkeit, mit welcher sie die durch die Tagesbruchteile der Jahre sich ergebenden Differenzen zu regulieren verstanden. Das astronomische Jahr besteht bekanntlich aus 365 Tagen und nicht ganz einem Vierteltage. Damit nun dieser Unterschied ausgeglichen werde, wird in jedem vierten Jahre der Februar mit einem Tage ergänzt. Wegen der Einschaltung dieses Tages nennt man im Deutschen das um diesen Tag verlängerte Jahr ein Schaltjahr, während man es im Ungarischen gerade entgegengesetzt »szökŏ év« (überspringendes Jahr) nennt, weil bei den Ungarn das Jahr mit 13 Monaten, jeder Monat mit je 28 Tagen, d. i. mit 4 Wochen gerechnet worden war, ein Jahr also aus 364 Tagen bestanden hat. Zur Ausgleichung der Differenz hat man nun jedes Jahr mit Überspringung *eines* Tages, jedes vierte Jahr aber mit Überspringung von *zwei* Tagen zu rechnen angefangen. Und diese Art der Ausgleichung und die Benennung des überspringenden Jahres finden wir auch bei den Finnen, Esthen, Liven und den ugrischen Völkern, als den einstigen Nachbarn der hunnisch-magyarischen Nation. Wer wär nun jener scharfsinnige Astronom, der diese richtige Ausgleichung schon vor vielen Jahrhunderten oder Jahrtausenden erfunden hat? Waren es etwa die Finnen, Esthen oder die kalmückischen Wogulen? Nein, gewiss nicht! Alle

diese Völker haben diese Regelung wie so manches andere von den Hunnen und Magyaren übernommen. Will man aber diesen letztern eine derartig wichtige Entdeckung in der Zeitrechnung durchaus nicht zuerkennen, so sei es, halte aber ja nicht die Finnen oder Kalmücken für die Erfinder des überspringenden Jahres; denn man darf nicht vergessen, dass die Chaldäer ganz nahe, wenn auch nicht unmittelbare südliche Nachbarn der Hunnen und Magyaren waren, deren Vollkommenheit in der Astronomie und der von dieser abgeleiteten Astrologie bekannt ist und von denen diese Wissenschaft ihren Weg nach Vorderasien, Ägypten und sogar nach Europa genommen hat.

Die Opfersteine im Moirythale haben keine eigenen Namen, wie z. B. der »Servagos-Stein« bei Luc; man nennt sie kurzwegs nur »pierres druidiques«. Aber es möge niemand glauben, dass diese Opfersteine des Eifischthales gleicher Natur seien mit jenen, die man an andern Orten der Schweiz findet. Auch auf dem Mont Valérien in Sion findet sich ein Druidenstein, aber wesentlich verschieden von jenen des Eifischthales; er ist ein ziemlich ansehnlicher, etwas unregelmässiger Felskegel, dessen Spitze etwas abgeplattet ist, und in dessen Seiten viele Nischen eingehauen sind. Sowohl die Platte als auch die Nischen dienten für Opferfeuer. Ein anderer Druidenstein, »Pierre des Dames« oder »Pierre des Fées« genannt, den ich sah, befindet sich bei Troinex in der Nähe von Genf. Dieser ist ein sogenannter »Dolmen« oder »Steintisch«; von seinen Füssen steht der eine noch bei Troinex auf der ursprünglichen Stelle, während die Platte nach Genf überführt wurde, wo sie jetzt auf der »Bastion«, einer Promenade, liegt.

Dagegen trifft man in Ungarn genug solche Steine an, die dieselben Kennzeichen tragen, wie jene des Eifischthales; sie führen gewöhnlich den Namen »*Oltárkő*«, »*Áldozókő*«, »*Imókő*« (Altar-, Opfer-, Gebetstein). Im Jahre 1888 fand ich einen Stein mit solchen künstlichen Grübchen und Verbindungskanälchen als Prellstein eines Hauses in Schässburg (im Komitate Küküllő) auf dem Platze, wo der Weg in die Burg hinaufführt.

Die Fläche mit den Grübchen war auswärts gewendet und die beiden Seiten behauen, jedenfalls um ihn für seinen neuen Zweck passender zu machen; an den Kanten der äusseren Fläche fand ich halbierte Grübchen, ein Zeichen, dass die Behauung später stattfand. Den ziemlich grossen Bruchteil eines andern solchen Steines fand ich im Pflaster eines Hauses der Solymos-Gasse in Gyöngyös im Komitate Heves. Im Csiker Komitate kannte man einen »*Irottkö*« (beschriebener Stein), auf welchem seiner Zeit einige Gelehrte Überreste der hunnischen Schrift suchten, aber nichts fanden als Grübchen; sein Zweck dürfte daher einst derselbe gewesen sein, wie jener der Eifischer Steine. Gegenwärtig existiert dieser Stein nicht mehr; er wurde (ich glaube bei Gelegenheit der Strassenregulierung) erst vor einigen Jahrzehnten mit Pulver gesprengt.

Betrachten wir uns nun die ganze Umgebung der Eifischer Opfersteine. Die »Pierre de Servagos« liegt vereinzelt in einer einsamen Gegend hoch oben auf der Bergeslehne; gleich hinter ihr braust ein Wildbach. Die Steine des Moirythales liegen in einer abgeschiedenen kleinen Ebene in der Ausmündung des Moirythales, in einer wasserreichen Gegend; denn etwas nördlich von diesem Opferfelde stürzt sich ein Wildbach von den »Becs de Bosson« herab und mündet hier in die Navisance; eine kleine Quelle, die den Rasen benetzt, finden wir in unmittelbarer Nähe des Steines mit den vielen Grübchen, und, kaum einige Schritte entfernt, rauscht das krystallhelle Wasser der Navisance vorüber. Auch ein Nadelwald beginnt hier und dehnt sich in südlicher Richtung aus. Bäume, Quellen, Bäche und Steine waren aber, wie wir gleich sehen werden, nach der Urreligion der Hunnen unerlässlich, um dem bezüglichen Orte eine Weihe zu verleihen. Und dann diese Einsamkeit, diese Ruhe! Diese selbst hat etwas Erhabenes, etwas Geheiligtes an sich; nur das Rauschen des Gewässers hört man. Es ist dies ein Ort inmitten der Herrlichkeit und Pracht der Natur, der allein schon zur Anbetung Gottes mahnt.

Ja, diese ganze kleine Ebene war ein Heiligtum des Hunnen-Völkchens. Hier brachten die Geflüchteten Gott ihr Dankopfer

für die Errettung aus der Gefahr; hier prüfte der Opferpriester die Eingeweide des Opfertieres und das auf dem Opfersteine langsam abwärts rieselnde und in den Grübchen sich verteilende Blut, um des allmächtigen Gottes Beschluss für die Zukunft zu erfahren und dem versammelten Volke zu verkünden, dass es von seiner Nation für immer abgeschlossen sei.

Aber auch etwas anderes entdeckte ich hier, worauf mich niemand aufmerksam gemacht hatte. Es befinden sich hier, wie gesagt, mehrere sehr grosse Felsblöcke; einige derselben, unter diesen auch die Pierre des Martyres, sind miteinander durch Steinwälle verbunden; nur ein schmaler Eingang neben dieser letztern war gelassen worden, um in den so entstandenen, beinahe kreisrunden Raum eintreten zu können. Sollte speciell dies der Beratungsort gewesen sein und vielleicht auch der Richtplatz, wo man die Eindringlinge hinrichtete? Dass man diesen Wall blos zum Vergnügen errichtet hätte, ist wohl nicht leicht denkbar; denn dies wäre ein ziemlich bitteres Vergnügen gewesen, weil mehrere dieser Steine ein Gewicht von vielen Centnern haben. Herr Joachim Peter bestätigte in einem seiner Briefe, dass dieser Steinring von alters her vorhanden war und jedenfalls ein Überrest längst vergangener Zeiten ist.[1])

Skizze vom Grundriss des Steinringes.
(I. Pierre des Martyres.
II. Opferstein mit den zwei Fussstapfen.
III. Opferstein mit den vielen Grübchen.)

Nachdem wir nun diese Opferstätten kennen, müssen wir uns in Kürze mit der Urreligion der Hunnen und Ungarn bekannt machen.

Die Religion ist die menschlichem Denken und Sinnen durch Eingebung Gottes entsprossene Art des Glaubens und der Ver-

[1]) »Il n'est pas connu que des bergers se soient occupés à ramasser les amoncellements trouvés vers la pierre des Martyres au Val de Moiry. Ce doit être des débris antiques des temps inconnus.« Herr *J. Peter in seinem Briefe vom 5. Oktober* 1891. — Die Mutmassung, ob den Steinring nicht etwa die Hirten aus Zeitvertreib errichtet hätten, hatte *ich* aufgeworfen.

ehrung eines höchsten Wesens. Die Art dieser Verehrung zeigt uns also das Volk in seinem innern Wesen selbst, seinen Bildungsgrad, die Feinheit oder Roheit seiner Sitten. Selbst das wenige, was wir von der Religion und dem geistigen Leben der Hunnen und Ungarn, wenn auch nur fragmentarisch, berichten können, zeugt von einem nicht wenig vorgeschrittenen Grade der Civilisation.

Sitten, Gebräuche, so auch die Religion waren nach den alten Autoren bei sämtlichen hunnisch-magyarischen Stämmen

Ansicht des Opferfeldes von Süden aus gesehen.[1])

Die drei Pfeile deuten auf den Bach, der von den Becs de Bosson kommt; das einfache Kreuz zeigt die Stelle des Steines mit den vielen Grübchen, das doppelte Kreuz jene des Steines mit den zwei Fussstapfen; im Vordergrunde sehen wir die Navisence; der grosse Felsblock oberhalb des einfachen Kreuzes ist die Pierre des Martyres.

die gleichen; was über die Religion der Magyaren ermittelt wurde, gilt daher auch von jener der Hunnen, was natürlich auch umgekehrt der Fall ist.

Welches die Urreligion der Hunnen und Magyaren war, darüber berichtet kein Stein, keine Schrift. Die Gesetze der ersten Könige sprechen nur von ihrer Ausrottung. Sie ver-

[1]) Südlich von diesem Steinfelde führt der Weg auf das rechte Ufer der Navisence: auf diesem hatte ich mich mit meiner Camera obscura postiert.

bieten das Opfern auf den Steinen und an den Quellen, das Blutopfer, das alberne Geschwätz der Spielleute, der Volkssänger; sie lassen die alten Schriften, Musikinstrumente, Opferkessel zerbrechen, verbrennen; bis auf die letzte Spur rotten sie den Mythus der Alten aus. Nur einige Andeutungen der griechischen und römischen Autoren, dann die späteren Chroniken, die mündliche Überlieferung, die im Gedächtnisse des Volkes verewigte Sage, Redensarten und mancher in die christliche Weltanschauung passende Aberglaube gewähren der Phantasie einen leitenden Lichtschimmer, um sich das Bild des Vergangenen zurückzuzaubern.

»*Isten*« (Gott) selbst ist ein uraltes Wort. Dieser Gott ist wie bei Juden und andern Völkern der nationale Gott, welcher das Magyarenvolk leitete und ihm Attilas Erbe überantwortete. Wir finden auch heute noch in der ungarischen Sprache Ausdrücke und Redensarten, welche die Erinnerung an den »Gott der Magyaren« erhalten haben. »Es lebt noch der Gott der Magyaren!« sagt mit Zuversicht und Hoffnung der Ungar, wenn er einer besseren Zukunft seines schwergeprüften Volkes gedenkt; und wenn durch erlittene ungerechte Kränkung die Sehnsucht nach Rache und Wiedervergeltung im tobenden Herzen erwacht, ruft er seinem Feinde sozusagen unbewusst zu: »Du wirst noch einst des Gottes der Magyaren gedenken!«, weil der Glaube, »dass die Hand des Gottes der Magyaren sich noch nicht verkürzt habe« (dass Gott sein Volk noch nicht verlassen habe) in seinem Herzen heute noch wie einst vorhanden ist. Hunnen und Magyaren beteten diesen Gott an, der das Weltall erschaffen hat, es regiert und erhält und dem sie ihre Opfer, aber *nie Menschenopfer* darbrachten.[1]) Ausserdem verehrten sie, wie uns Theophylactus Simocatta berichtet, das *Feuer*, die *Luft*, das *Wasser* und priesen in ihren Gesängen die *Erde*.

[1]) Eine wahrhaft anerkennenswerte Eigenschaft, denn ein Blick in die Vergangenheit beinahe aller alten Völker und eine Betrachtung ihrer Religionssitten zeigen uns, dass beinahe keines andern Volkes Geschichte ursprünglich von dem Schandfleck des Menschenopfers frei war.

Das durch ein Gesetz Königs Ladislaus des Heiligen verbotene *Feueropfer* lebt noch jetzt hier und da jenseits der Donau als Volksgebrauch im Feuerfeste der Johannisnacht, dessen anziehende Beschreibung wir in dem Werke *Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild*[1]) finden.

»Der Abend des sommerlichen grossen Sternschnuppenfalles war das Fest des *Altfeuerlöschens*, der nächste Tag das Fest des *Neufeueranzündens*. Für diesen Tag nahm jede Frau die übriggebliebene Herdglut in einem Topfe vom Hause mit, desgleichen die Männer dürre Reisigbündel, die Mädchen neunerlei Kraut und Blumen; daheim darf kein Funken Feuer verbleiben. Beim Feuerhügel angelangt, schütten alle Frauen die Glut aus ihren Töpfen heraus, welche der »*gyula*«[2]) mittelst eines aus duftenden Kräutern gebundenen Wedels der Reihe nach verlöscht. Hierauf wird ein grosses hölzernes Rad herbeigeholt, dessen Speichen aus neunerlei Holz gemacht sind. Durch die Nabe desselben wird eine Stange aus Eschenholz gesteckt und von zwei keuschen Burschen so lange in der Nabe hin und wieder gescheuert, bis jene davon Feuer fängt, und so entsteht das neue Feuer. Der Feuergott flammt auf, der belebt, beleuchtet, wärmt und gedeihen lässt und, wenn er zürnt, vernichtet, verzehrt. Jetzt beginnen die Mädchen das Feuerlied zu singen:

»*Wollen Feuer fachen, draus ein Viereck machen,*
Ein Eck, wo da sitzen schöne alte Männer,
Noch ein Eck, da sitzen schöne alte Frauen,
Drittes Eck, da sitzen schöne junge Bursche,
Viertes Eck, da sitzen schöne ledige Dirnen.

Dann folgt das Lied des Feuersprunges:

»*Bartas Haus will Feuer fangen,*
Ach, lasst nicht die Armen bangen,
Löscht nur, löscht!«

[1]) *Ungarn*, I. B., S. 312.
[2]) Eine Amtsperson des Altertums.

»Jedes Mädchen nennt dabei den Namen dessen, dem ihr Herz gehört, und springt dann über das flackernde Feuer, in welches ihre Gefährtinnen neunerlei duftiges Kraut werfen und dazu folgendes Blumenlied singen:

»*Kornblume redet: thu mit mir nicht streiten,*
Denn von mir wahrhaftig lebt die ganze Welt nur;
Rebenblüte redet: thu mit mir nicht streiten,
Denn mit mir wahrhaftig wird allweg geopfert;
Veilchenblüte redet: thu mit mir nicht streiten,
Denn mit mir wahrhaftig schmücken sich die Dirnen.«

»Wenn der Flammenstoss zur Glut niedergebrannt ist, folgt die Weihung des neugeborenen Kindes über dem Feuer, nach heidnischem Gebrauch. Der »*billogos*«[1]) fasst den weinenden Sprössling mit beiden Händen, hält ihn über das Feuer und spricht über ihn den Segen und den Schirmspruch gegen die sieben Arten von Teufeln, und zuletzt ritzt der Opfernde das Kind mit der angeglühten Spitze seines Messers in Halbmondform am Kinn. An dieser Stelle wird ihm kein Bart wachsen; daran erkennen sich die Getreuen des Urväterglaubens. Und jetzt schöpft der »*gyula*« mit dem Feuerlöffel für jede Frau von dem *neuen* Feuer. Durch die noch übrige Glut treiben zuletzt die Hirten ihre Herden hindurch, das wird sie vor Seuche schützen, und was an Glut noch immer glimmt, das tritt die Schar der Kinder barfuss aus. Nach Schluss der Ceremonie zünden die Bursche Freudenfeuer an, singen das Lied der »Ispilang-Rose« und lassen feurige Räder den Hügelabhang hinablaufen, während jeder bei seinem Feuer den Namen seiner Geliebten ruft.« So hat sich dieses Feuerfest der Johannisnacht noch heute in vielen Gegenden Ungarns, ja sogar beinahe in ganz ähnlicher Weise auch in Ober-Österreich und in Bayern erhalten, wo einst Avaren herrschten. Eine Zeugenschaft der alten Feuerverehrung giebt sich ferner noch in jener allgemeinen

[1]) Der Name einer Amtsperson des Altertums, in der Goldenen Bulle Königs Andreas II. »bilochi« genannt.

Achtung kund, welche das ungarische Volk dem Feuer zollt, insoferne es beinahe als Sünde gilt, wenn jemand in dasselbe Mist oder andere Unreinlichkeit wirft oder gar in dasselbe spuckt. Das übermütige Kind, welches sich eine derartige Unzukömmlichkeit zu schulden kommen lässt, wird einer Zurechtweisung gewiss nicht entgehen. Mit der Verehrung des Feuers stand auch die Verehrung der Sonne und des Mondes in Verbindung. Strabo berichtet uns, dass die Massageten, d. h. die eigentlichen Magyaren, auch die Sonne für eine Gottheit halten, der zu Ehren sie Pferde schlachten. Der Avaren-Khan Baján sagte in seinem Eide, den er, das gezogene Schwert in der Hand, leistete: »Der Himmel möge auf ihre (der Avaren) Häupter stürzen, und der *Feuergott* (die Sonne) möge auf sie herabfallen,« wenn er gegen die Römer etwas Böses im Schilde führe. Die Erinnerung an diese Gottheit hat uns der szeklerische Ausdruck »a napisten verjen meg!« (der Sonnengott möge dich strafen) bewahrt.[1] Es gilt beim Volke für unanständig, wenn jemand auf dem Felde der Mittagsruhe pflegend seinen Rücken der Sonne zuwendet. Er wird von einem der Älteren gewiss geweckt und angewiesen, eine andere Lage anzunehmen.

Die Magyaren verehrten die *Luft*, die man stellenweise in Unter-Ungarn heute noch den »schwebenden Himmel« (lebegő ég) nennt. Da man nun diese uralte ungarische Benennung kennt, ohne welche man den Sinn des Wortes »levegő« (schwebend = die Luft) gar nicht verstünde, kann als gewiss angenommen werden, dass die Ungarn zweierlei Himmel unterschieden: den »schwebenden Himmel« (lebegő ég) und den »gehenden, schreitenden Himmel« (menny-ég). Unter ersterem verstanden sie die Atmosphäre, welche mit ihren Nebeln, mit ihren Wolken, Winden und Stürmen sozusagen über uns schwebt (lebeg). Der schwebende Himmel war nach dem alten Glauben der

[1]) Die Sonne und den Mond finden wir auch im Szekler Wappen. Auf dem Lande in Ungarn giebt es allenthalben Häuser, deren Front gegen Osten gekehrt, in ihrem Giebel, in Stein gemeisselt oder gemalt, eine strahlenreiche Sonne aufweist.

Wohnsitz der sanften wohlthätigen *Feen*, und weil diese den Menschenkindern niemals Schaden zufügen, so wurden die verwüstenden Stürme dem in den Wolken weilenden bösen Geiste, dem »*garabonczi*« zugeschrieben. Den »gehenden Himmel« mit seinen flimmernden Sternen dachte man sich fest und nannte ihn den »gehenden« deswegen,[1]) weil sein Gewölbe geht, sich dreht, wie es derjenige glaubt, der von der Umdrehung der Erde keine Kenntnis hat. Diesen Himmel nannte man und nennt ihn heute noch »menŷország« (gehendes Reich), woraus wir schliessen können, dass man sich in demselben ein dem Erdenleben ähnliches Leben dachte.

Das dritte belebende Element war das *Wasser*, von dessen Verehrung auch jetzt noch reichliche Spuren vorhanden sind. Es ist beim Volke Sitte, dem Geiste des Wassers beim Schöpfen zu opfern; wenn nämlich der Krug voll ist, wird immer ein wenig in den Brunnen, in die Quelle oder den Fluss zurückgeschüttelt, und giebt man jemand zu trinken, so wird vorher ebenfalls ein wenig ausgegossen. Wie wir aus den Gesetzen des heiligen Ladislaus wissen, pflegte man auch bei Quellen, Brunnen zu opfern. Das Andenken dieser Gepflogenheit bewahren die Ortschafts- und Ortsnamen »Áldókút« (Opferbrunnen), »Szentkút« (Heiliger Brunnen). Derlei Orte waren auch noch nach der Annahme des Christentums der Verehrung des Volkes teilhaftig, nur dass sie zu christlichen Wallfahrtsorten umgestaltet wurden.

Die *Erde* pries man im Gesang. Diese Art der Verehrung ist noch immer vorhanden; denn die Schnitter kehren nach vollendetem Schnitte mit einem Kranze aus Kornähren, in Gesang die Erde lobpreisend, in einer Prozession in ihre Ortschaft zurück. Die Ungarn dachten sich die Erde als die Mutter alles Lebenden und so auch des Menschengeschlechtes; »a föld anya, a viz mostoha« (die Erde ist die Mutter, das Wasser die Stiefmutter, womit jedoch kein Schimpf gemeint ist), lautet das

[1]) So erklärt es *Karl Szabó* in »*Kleinere geschichtliche Werke*«. I. B., S. 327.

Sprichwort. Ein nennenswertes Andenken an diese Auffassung finden wir noch in dem Volksglauben mancher Gegenden Unter-Ungarns, demgemäss derjenige, welcher Halsschmerzen hat, sich auf die Erde knien und dreimal nacheinander sagen müsse: »Liebe Mutter Erde, dir sage ich es, mein Hals schmerzt mich«; dann küsst er die Erde dreimal und betet ein Vaterunser, ein Vaterunser jetzt, einst wohl ein heidnisches Gebet oder eine Beschwörungsformel. An die Verehrung der Erde als Mutter erinnern noch andere Volksgebräuche, so z. B. dass das neugeborne Kind zuerst auf die Erde, als die »süsse« (leibliche) Mutter, gelegt und erst dann seiner Mutter übergeben wird; ferner legt man in manchen Gegenden den Sterbenden auf die Erde, weil man glaubt, dass ihm auf dem Schosse der Mutter Erde der Todeskampf erleichtert werde; in dieser Überzeugung verlangt wohl mancher Sterbende selbst, auf die Erde gelegt zu werden.

Die Verehrung der vier belebenden Elemente finden wir selbst nach der Annahme des Christentums mit den Gebeten der italienischen Missionäre in Ungarn noch alle auf folgende Weise verquickt:[1] »Sei gepriesen, du grosser Gott, mit unserm Bruder, der Sonne.[2] O wie schön, o wie strahlend; sie ist dein Wahrzeichen, o Herr! Sei gesegnet samt unserer älteren Schwester, dem Monde, und unsern jüngeren Schwestern, den Sternen, die da so schön und glänzend sind! Sei gesegnet samt unserem Schwager, dem Winde, der die Wolken und das heitere Wetter bringt! Sei gesegnet samt unserer kleinen Schwägerin, dem Wasser, das so nützlich, schmackhaft und rein ist! Sei gesegnet mit unserem Herrn Ohm, dem Feuer! O wie schön, o wie munter, o wie stark und gewaltig ist er! Sei gesegnet, o Herr, samt unserer Frau Mutter, der Erde, die uns nährt und erhält!«

Der Ungar glaubte an die *Unsterblichkeit der Seele*, an ein besseres Leben im Jenseits, wo alle jene, die er auf dem

[1] Dieses Gebet ist dem Werke *Die österr.-ung. Monarchie in Wort und Bild. Ungarn*, I. B., S. 310 entnommen.

[2] Im Ungarischen ist die Sonne männlich, der Mond aber weiblich gedacht.

Schlachtfelde getötet hat, ihm dienen. *Lehel* wird nach der Schlacht am Lechfelde zum Tode verurteilt, stösst noch ein letztes Mal in sein geliebtes Horn und erschlägt dann mit demselben Konrad, den siegreichen Führer der Feinde, indem er ihm zuruft: »Und doch wirst *du* mir im Jenseits dienen!«

Im »*gehenden Himmel*«, in dem auf das Erdenleben folgenden Jenseits, war alles bewaffnet. Das Volk sagt heute noch: »Leütött az isten nyila« (der Pfeil Gottes, der Blitz, hat herabgeschlagen), »Üsse meg az isten nyila!« (der Pfeil Gottes erschlage ihn!); das Gewitter heisst volkstümlich »égi háború« (Himmelskrieg); das (grosse) Bärengestirn nennt man »Gönczöl szekere« (Gönczöls Wagen), und von diesem heisst es, »er trage viele Waffen, um der himmlischen Heerschar die Last zu erleichtern«[1]; »hadak útja« (Strasse der Heere) heisst die Milchstrasse.

Ausser dem Gotte des Himmels scheint auch die *Unterwelt* einen Herrscher gehabt zu haben, der über die Gräber und deren Inwohner waltete. Seine Erinnerung ist uns in den Wörtern »*iz*« und »*manó*« erhalten worden; »vigyen el a manó!« (der Manó möge dich holen!), »eredj a manóba!« (gehe in den Manó!) gilt gleich einer Fluchformel.

Der *Kultus*, mit welchem man Gott huldigte, bestand hauptsächlich aus Opfern, »*áldomás*« genannt, indem man Tiere (nie Menschen) schlachtete und Gott opferte. Das würdigste Opfer war ein Pferd, vorzugsweise ein makelloser Schimmel; der verderbenbringenden Gottheit (dem Manó, iz, fene) opferte man aus dem Viehstande das gefährlichste, wildeste Stück.[2] Das zu opfernde Tier brachte man, festlich geschmückt, auf den Opferplatz. Das Blut wurde in den Vertiefungen des Opfersteines,[3] in der hiezu gegrabenen Vertiefung oder in Gefässen aufge-

---

[1] »*Az Gönczöl-szekere visszi sok fegyverét,*
Mennyei seregnek könnyebbiti terhét.«
Graf Nicolaus Zrinyi.

[2] Dies sagt *Herodot* im I. Buche von den Massageten.

[3] Die Opfersteine des Eifischthales entsprechen diesem Gebrauche vollkommen.

fangen und aus demselben der Wille Gottes erforscht. Die Opferplätze waren, wie wir aus den Gesetzen König Ladislaus des Heiligen wissen, stets bei Brunnen, Quellen, Bäumen oder Steinen.

Das Wort »*aldomás*« (spr. ahldomahsch), so nannte man, wie schon gesagt, das Opfer, hatte in seiner Bedeutung mehrere Nuancierungen. Bei »Anonymus Belae regis notarius« bedeutet es ein mit dem Gottesdienste verbundenes Mahl: »More paganismo fecerunt aldumas« Ganz bestimmt als Opfer finden wir es im »Münchener Codex« auf der 32. und 38. Seite: »irgalmasságot akarok és nem áldomást« (misericordiam volo et non sacrificium), und in eben diesem Sinne kommt es auch im »Wiener Codex« vor. Aber der ursprüngliche, gewöhnliche Sinn dieses Wortes war Segen: »az isten áldomasa leszen mirajtunk« (Gottes Segen wird mit uns sein. Im »Gesang der Verheirateten«). Ferner hatte es die Bedeutung der Danksagung für eine empfangene Wohlthat; namentlich bedeutete und bedeutet es noch heute ein von den betreffenden Beteiligten nach dem Schlusse irgend eines Vertrages oder einer vollbrachten Arbeit abgehaltenes solennes Mahl oder das Austrinken von ein oder zwei Glas Wein, welches regelmässig mit Segens- und Glückwünschen verbunden ist. Beispiele offizieller und privater »*aldomás*« finden wir in der Geschichte mehrere verzeichnet, von denen weiter unten die Rede sein wird.

Bei den Hunnen und Ungarn, sowohl in der alten als auch in der jetzigen Heimat, gab es ganze Gegenden, die als Opferstätten geweiht waren. Strabo sagt, indem er die Donaumündungen beschreibt, die bekanntlich zu seiner Zeit den Bissenen oder Peucinern gehörten, folgendes: »Es sind daselbst (bei der Insel Peuce) noch andere, aber viel kleinere Inseln, teils weiter hinauf, teils an der Küste, denn der Fluss Hister hat sieben Mündungen; die grösste heisst die *heilige*.« [1]) Ferner sagt Strabo:

[1]) *Strabo, VII. Buch.* Die Zahl sieben spielte bei den Hunnen und Ungarn eine hervorragende Rolle; sie war heilig. Diese Insel dürfte eben nur wegen der sieben Mundungen zur heiligen auserkoren worden sein.

»Von den Göttern verehren sie (die Albaner d. h. die weissen Ungarn) den Helios (die Sonne), den Zeus und die Selene (den Mond), besonders die Selene. Sie hat einen Tempel an der Grenze von Iberien (dem jetzigen Georgien). Der Vorsteher desselben ist in der Würde der erste nach dem Könige und ist sowohl über *das heilige Gebiet, welches gross und gut bevölkert ist*, als auch über die Tempelsklaven gesetzt ...« [1]) Solche geheiligte Gegenden sind durch die Art ihrer Ortsnamen heute noch kenntlich. In der Gegend von Homok-Komárom im Komitate Zala giebt es in einer Gruppe Ortsnamen (»Bucsuta« [bucsu heisst unter anderm auch: die Wallfahrt], »Hamuszinmajor« [Aschenort-Meierhof], »Uj-Szenthegy« [neuer heiliger Berg], »Kútfej-erdő« [Brunnenhaupt-Wald], »Oltárcz« [oltár heisst Altar], »Hála-Istenhegy« [Dank-Gottes-Berg]), die vermuten lassen, dass diese Gegend ebenfalls eine geweihte war. Unzweifelhaft ist dies bei den Ortschaftsnamen »Szentkút« (Heiliger Brunnen), »Áldókút« (Opferbrunnen), »Kádár« (war eine Priesterwürde), »Kádárta«, »Kadarkút« (Kádárs Brunnen) »Berki« (einst Szent-berek, heiliger Hain im Komitate Somogy), »Gyulakút« (Gyulas Brunnen)[2]) und vielen andern der Fall. In der Barcza, von den Sachsen fälschlich Burzenland genannt, giebt es ein »Nagy-Zármány mezeje« (Feld Gross-Zarmánys), welches man auch »Hadivás« (Kriegsheerestrunk) nennt. Ein »Áldomásmező« (Opferfeld) giebt es neben dem Flusse Tatros im Komitate Csik. »Áldomásfő (Segens-, Opferhaupt) heisst die Quelle eines Baches in den Csiker Alpen in Siebenbürgen. Wenn man von Veczel nach Olasztelek schreitet, befindet sich rechts von der Strasse eine Quelle in einem tiefen Graben, die man »*Vérárkafeje*« (Blutgraben-Haupt) nennt und wo nach der Überlieferung eine Opferstätte der heidnischen Szekler war; die Pietät des Volkes für diese Stätte war so gross, dass man sie als Wallfahrtsort bis zur Zeit Kaiser Josefs

[1]) *Strabo, XI. Buch.*

[2]) Dieser, der mir bekannt ist, befindet sich bei Bicske in der Nähe von Budapest.

besuchte, wo dann die Wallfahrten dahin von der österreichischen Regierung untersagt wurden. Überhaupt enthüllt uns ein Blick auf eine Detailkarte Ungarns ein ganzes Stück Vergangenheit.

Die opfernden Personen der Urreligion nannte man »*rabonban*« oder »rovóbán (was als fürstliche Würde galt), »*táltos*«, »*kádár*«, »*harkász*« oder »*horkász*«, »*gyula*«. Sie waren zugleich die Weisen, die Sterndeuter, Propheten, Ärzte und Dichter des Volkes. Sie hatten, obwohl ihre moralische Gewalt eine sehr erhebliche war, dennoch nie eine Kaste gebildet oder auf das Volk einen moralischen Druck geübt. An die opfernden Priester reihten sich noch der »*perosztó*«, der »*billogos*« und »*garabonczos*«.[1])

Jordanes, Menander und andere Autoren berichten über so manche von den priesterlichen Personen ausgeübte *Ceremonien*, *Wahrsagungen und abergläubische Handlungen*, über deren Art und Beschaffenheit noch manche Wörter der ungarischen Sprache Aufklärung geben, als »*bűvölés*« (Bezauberung, Behexung), »*bájolás, igézés*« (ebenfalls Bezauberung), »*iralás*« (Salbadern), »*javas*« (Quacksalber, Salbader, Salbaderin) u. s. w. Krankheiten wurden nebst der angewendeten Arznei auch mit *Beschwörung*, mit *Besprechung*, *Bestreichung* und *Berührung mit der Hand* abgewendet.

Es war dies Verfahren das bei den Orientalen schon vor undenklichen Zeiten bekannte magnetische Heilverfahren, das im vorigen Jahrhundert durch Franz Anton Mesmer zu neuem Leben erweckt wurde.[2])

Das *Wahrsagen* bei den Hunnen und Ungarn geschah auf verschiedene Weise; so sagt uns Herodot,[3]) dass es bei allen

[1]) Manche dieser Amtsnamen finden wir einige mit mehr oder weniger andere mit voller Bestimmtheit in Ortschaftsnamen verewigt: Billeg, Billege, Bilak, Garaboncz, Gyula, Gyulas, Gyulakut, Harka, Harkács, Horgas, Horgos, Horka, Kadár, Kadárta, Kadarkút u. s. w.

[2]) *C. Kiesewetters Vorgeschichte des Mesmerismus* (in der Zeitschrift »*Sphinx*«, Februar-Heft 1891, XI. 62. S. 76—81) enthält sehr interessante Daten hierüber.

[3]) Im IV. *Buche*.

Skythen Gebrauch war, aus auf die Erde gestreuten und wieder aufgelesenen Weidenruten zu wahrsagen.[1]) Auch aus dem Fluge der Kraniche las man die Zukunft. Die gewöhnlichste Art der Wahrsagung jedoch scheint die bei Gelegenheit der Opfer gewesen zu sein. Man prüfte das Blut der Opfertiere, sein Rieseln auf dem Steine, (in der steinlosen Ebene) auf der Erde;[2]) dann untersuchte man auch die Eingeweide;[3]) auch von den Knochen der Opfertiere las man die Zukunft und den Willen Gottes ab, wozu das Schulterblatt als das tauglichste erachtet wurde. Man löste das Fleisch ab und hielt das Schulterblatt über das Feuer, wodurch auf seiner Oberfläche Risse, Linien enstanden, aus deren Lage, Verbindung und Tiefe man die Zukunft und den Beschluss Gottes ablas. Zu einer solchen Prophezeiung nahm Attila am Vorabende der Schlacht auf den catalaunischen Feldern seine Zuflucht; von derselben berichtet Jordanes mit folgenden Worten: »Attila, der König der Hunnen, wollte sich daher in keine Schlacht einlassen, weil er einen schlechten Ausgang derselben fürchtete und seinen (verbündeten) Truppen nicht traute. Und als er nun den Rückzug erwog, der ihm trauriger dünkte als der Tod, beschloss er, durch die Priester die Zukunft erforschen zu lassen. Diese untersuchten teils die Eingeweide der Tiere, teils wieder gewisse Adern abgeschabter Knochen und verkündeten den Hunnen Unheil«.[4]) Auch davon haben wir Kunde, dass es bei den Hunnen und

[1]) Diese Art des Wahrsagens finden wir auch bei den Germanen. *Tacitus Germ.* c. 10.

[2]) Wir finden in der alten Geschichte den Namen Vérbölcs (Blutweiser); dieser Name dürfte sich wohl hierauf beziehen.

[3]) Wer sich hiemit befasste, wurde »nézô« oder »bélnézô« (Beschauer der Eingeweide) genannt; denn diesen Namen finden wir in sehr alten Wörterbüchern für »Haruspex«.

[4]) »Igitur Attila rex Hunnorum tali perculsus eventu, diffidens suis copiis, metuit inire conflictum, interque fugam revolvens ipso funere tristiorem, statuit per aruspices futura inquirere, qui more solito nunc pecorum fibras, nunc quasdam venas in abrasis ossibus intuentes Hunnis infausta denunciant.« *Jordanis Getica. Monumenta Germaniae Historica. Berolini* 1882. S. 108.

Ungarn gebräuchlich war, Priester in Extase zu versetzen, die durch Narcotica gereizt und unterhalten wurde, und in welchem Zustande sie dann ihre Hellseherei ausübten.

Es mögen wohl manche über diese Auseinandersetzungen bedenklich ihr Haupt schütteln, aber sie thun unrecht daran. Wir wollen zugeben, dass auch schon im Altertum viel Schwindel mit diesen Geheimwissenschaften getrieben wurde; aber nicht alles davon war Schwindel. Man lese nur die Berichte der Missionäre oder englischen Offiziere und Reisenden über die Geheimwissenschaften der indischen *Jogi* (fälschlicherweise Fakire genannt),[1] und man wird geneigt sein, an ihre für uns unbegreifliche Wissenschaft zu glauben. Bei ihnen ist eben der natürliche Mensch durch die vielgerühmte europäische »Kultur« noch nicht ganz ausgetrieben.

Eine ziemlich wichtige Rolle bei den religiösen und mystischen Handlungen des hunnisch-magyarischen Volkes spielte die kabbalistische Zahl *sieben*. Es gab sieben schwarze und sieben weisse Volksstämme; der Avaren-Khan nannte sich »Grosser Khan, König von sieben Nationen (der schwarzen Hunnen) und Herr der sieben Weltgegenden«;[2] die Bissenen hatten die Donaumündungen inne, und weil der Fluss sieben Mündungen hatte, so war die grösste der daselbst befindlichen Inseln als eine heilige betrachtet;[3] der Vater brachte sich bei der Beerdigung seines Sohnes mit dem Messer sieben Wunden bei und weinte Blut aus sieben Wunden; es gab sieben Arten Teufel; der Drache der ungarischen Volkserzählungen hat sieben Köpfe; der alte Leutschauer Kalender galt für sieben Länder; »so ein schönes Mädchen, so einen tapferen Mann oder so ein prächtiges Pferd,« pflegt man zu sagen, »findet man in sieben Komi-

[1]) Eines ihrer unbegreiflichsten Meisterstücke ist wohl jenes, dass sie sich auf einen kürzeren oder längeren Zeitraum, auf Monate, lebendig begraben lassen und dann durch ihre Jünger wieder belebt werden können.

[2]) *Theophylactus Simocatta, VII. Buch, 7. Kap.*

[3]) Dass die grosste Insel der Donaumundungen die heilige genannt ward, berichtet uns *Strabo* im *VII. Buche.*

taten nicht«; auch in Ortschaftsnamen finden wir die Zahl sieben stark vertreten: »Hétbükk« (Siebenbuchen), »Hétfalva« (Siebendorf), »Hétúr« (Siebenherren), »Héthárs« (Siebenlinden), »Hét« (Sieben), »Hetes« (Siebener). Durch welchen Umstand diese Zahl zu ihrer Bedeutung gelangte, ist unbekannt; jedenfalls aber war ihr Ansehen mindestens dasselbe wie bei den Christen das der Zahl drei, bei den tatarischen Völkern das der Zahl neun ist.

Ferner gab es bei dem hunnisch-magyarischen Volke zwei *mystische Zeichen*, deren Bedeutung aber ein- und dieselbe gewesen sein dürfte. Das eine ist eine windradartige, das andere eine sternartige Figur, die durch sechs in einen Kreis eingeschriebene Halbkreise gebildet wird. Beide Figuren treffen wir in Ungarn und im Eifischthale sehr häufig an, das windradartige aber auch bei den Buddhisten Indiens als den einstigen mittelbaren, und bei den Persern als den einstigen unmittelbaren Nachbarn des hunnisch-magyarischen Volkes. Bei den Buddhisten führt es den Namen »*Feuerrad der Gerechtigkeit*«, bei den Persern aber »*Rad des Gesetzes*«. Welche Bedeutung und welchen Namen die zwei oben erwähnten Gebilde bei dem hunnisch-magyarischen Volke hatten, ist in Ungarn sowie im Eifischthale jetzt schon unbekannt. Dass sie aber auch bei den Hunnen und Ungarn eine ganz ähnliche Bedeutung gehabt haben mussten, ersehen wir aus dem Feuerfeste der Johannisnacht in Ungarn; das »neue Feuer« wird mittels eines *Rades* erzeugt, und die Bursche des Landvolkes lassen *feurige Räder* über einen Abhang hinabrollen.[1]) Auf diese zwei, in Ungarn

[1]) Von dem windradartigen Gebilde finden wir eine ganz kurze Abhandlung im VII. Bande der »*Sphinx*«, *Monatsschrift für Seelen- und Geistesleben* (Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig), deren Herausgeber Dr. jur. *Hübbe-Schleiden* in Neuhausen bei München ist. Ich wendete mich im April 1892 unter Angabe mehrerer beleuchtender Punkte an den Herrn Doktor und fragte ihn, ob er über diese zwei Gebilde nichts Näheres wisse, worauf er mir am 23. Mai antwortete, dass er meine Daten in der Sphinx veröffentlichen werde, um vielleicht auf diesem Wege von irgend einer Seite etwas über diesen interessanten Gegenstand in Erfahrung zu bringen.

und im Eifischthale vorfindlichen mystischen Zeichen werden wir noch bei Gelegenheit der Besprechung der Ornamentik der Eifischer zurückkehren.

Als älteste Überbleibsel der ungarischen Urreligion erwähnen die alten lateinischen Chroniken die *Zauberer* und beschuldigen die Anhänger des alten Glaubens der Zauberei, indem dieselben die Magier, Vogeldeuter und Pythonissen um sich versammeln und die bösen Geister beschwören.

Die Hunnen scheinen ihre *Gottheiten* auch *bildlich dargestellt* zu haben. Sicher ist, dass das Wort »*bálvány*« (Götze) und seine Ableitungen, wie auch die dieses Wort enthaltenden Sprichwörter und Redensarten Ideen aus der Heidenzeit in sich schliessen. Im Ungarischen finden wir die Ausdrücke »bálványkép« (Götzenbild), »bálványimádó« (Götzenanbeter), »gerendabálvány« (Balkengötze, eine Balkentragersäule in Zimmern des Landvolkes), »kapubálvány« (Thorgötze = Thorpfosten), »bálványoz« (wie einen Abgott lieben, achten); »Bálványos vár (Götzenburg), »Bálványos« (götzenhaft, mit Götzen versehen) sind die Namen mehrerer Dörfer und Berge; »er steht da wie ein Götze« ist eine Redensart. Übrigens lassen die Gesetze des Königs Andreas I. und Ladislaus des Heiligen keine Zweifel übrig, dass die Ungarn jene Plätze, auf welchen sie Gott ihre Opfer darbrachten, auch mit Statuen, wahrscheinlich mit den Symbolen der Gottheit zierten. Aber auch eingebildete personifizierte Sachen oder gewisse geheimnisvolle Dinge, hervorgebracht durch die vier »Elemente«, waren Götzen. So bildete und bildet noch jetzt in Siebenbürgen der Erdgott die halb menschen-, halb fischähnlichen Steine, der Wassergott den »özönfa« genannten Baum, der beim Axthieb Funken sprüht, der Luftgott den Stein »mennykő« (Meteor), aus dem auch jenes Schwert gemacht war, mit welchem die Szekler-Fürsten bei Gelegenheit ihrer Installierung den »Sonnenhieb« zu thun pflegten, und der Feuergott jene zweiköpfigen Menschengestalten, wie der Schlammvulkan »pokolsar« (Höllenmorast) von Kovászna einen ausgeworfen hat u. s. w.

Ein Akt, der mit der Urreligion in enger Verbindung stand, war der *Eid*. Wie dieser Eid beschaffen war, können wir aus jenem des Avaren-Khans Bajân schliessen, welchen er im Jahre 579 der römischen Besatzung von Singidunum auf avarische Weise folgendermassen leistete. Das Schwert entblösst und dessen Spitze gegen Himmel gerichtet, sprach er auf sich und die avarische Nation einen fürchterlichen Fluch, im Falle er die Brücke über die Save aus böser Absicht gegen die Römer geschlagen hätte; »es möge,« so lautet Bajâns Bekräftigung, »er und sein ganzes Volk bis auf den letzten Mann untergehen, der Himmel möge aus der Höhe herniederstürzen, und der Feuergott (die Sonne), der im Himmel ist, möge auf sie fallen, die Wälder und Berge mögen auf sie stürzen und sie begraben, und das Wasser der Save, aus seinem Bette tretend, möge sie verschlingen.« Eine andere Eidesgattung finden wir beim sogenannten Blutvertrage. Dieser Vertrag war eine Übereinkunft zwischen dem zum einheitlichen Fürsten gewählten Árpád und den andern Stammesfürsten, beziehungsweise der Nation; ein Übereinkommen, durch welches das Verhältnis zwischen dem Fürsten und der Nation festgestellt wurde, und worauf gleich einem unerschütterlichen Fels die tausendjährige Verfassung Ungarns beruht. Nach Feststellung der Punkte des Vertrages ritzten sich Árpád und die Stammesfürsten in den Arm, liessen das Blut in einen mit Wein gefüllten Becher träufeln und tranken sämtlich aus demselben, hiemit andeutend, dass Fürst und Nation nun eins sei. Genau diese Art der Eidesleistung finden wir noch im XII. Jahrhundert als Erhärtung eines Vertrages zwischen Kumanen und dem griechischen Kaiser Andronicus. Der Kaiser und seine Vornehmen schnitten sich in die Ader und liessen ihr Blut in ein grosses silbernes Gefäss träufeln; dasselbe thaten auch der Kumanenfürst und seine Grossen; hierauf mischten sie das Blut mit Wein und Wasser, tranken es insgesamt aus und nannten sich dann Verwandte und gelobten, es stets zu bleiben. Eine noch andere Ceremonie bei Eidesleistungen war das Zerhauen eines Hundes oder Wolfes,

um damit anzudeuten, dass das Blut dessen, der den Vertrag breche, ebenso vergossen werden möge wie das des getöteten Tieres.

Neben der eigenen, der Urreligion, hatte sich bei einigen Kasarengeschlechtern auch der Islam verbreitet,[1] indem einer ihrer Fürsten um das Jahr 740 durch den Araber Merwan dem Islam gewonnen wurde; aber auch das Christentum, ja sogar das Judentum hatte einige Anhänger gefunden.[2] Aber letztere waren an Anzahl verschwindend wenige, während die mohammedanischen Kasaren noch lange nach ihrer Einwanderung in Ungarn in den Gesetzen und Dekreten, noch bis ins XIV. Jahrhundert herauf, unter dem Namen »Ismaëliten« vorkommen.[3]

Der Weihtrunk bei den Hunnen, Ungarn und Eifischern.

Im Unterwallis giebt es ein Sprichwort, welches lautet: »*On ne fait rien en Valais sans boire*« (man verrichtet im Wallis keine Sache, ohne zu trinken). Diese uralte Gepflogenheit beruht auf dem *Weih-*, auf dem *Segenstrunk* (áldomásivás) des hunnischen Volkes, welche Sitte später auch bei dem den hunnischen Niederlassungen zunächst gelegenen nichthunnischen Volke des Unterwallis Eingang fand.

[1] Ihre Abkömmlinge tragen zum Teil noch den Namen Izmael. Eine Familie dieses Namens befindet sich in Radnóth.

[2] Der Familienname Sidó und Zsidó (Jude) stammt von ihnen.

[3] In diesen Ismaëliten erblickten alle bisherigen Forscher wirkliche Araber, bedachten aber nicht, dass diese Race doch nicht auf einmal hätte verschwinden können, sondern sich doch irgendwo hätte erhalten müssen, was aber nicht der Fall ist. Auch ist es auffällig, dass sich diese vermeintlichen Araber gerade Ungarn zum Aufenthalt auserkoren hätten, andere Länder aber nicht. Vielmehr Wahrscheinlichkeit hat unsere Annahme, dass die mohammedanischen Kasaren im Vereine mit ihren Stammesgenossen, die der ungarischen Urreligion treu geblieben waren, nach Ungarn gezogen sind.

Wir müssen vor allem andern einige der durch die Geschichte aufgezeichneten Opfermahle und Privatgastmahle, dann solche, wie sie in Ungarn heute noch gang und gäbe sind, kennen lernen.

Die weitläufigste Auseinandersetzung über den Weih- oder Opfertrunk und seine Beschaffenheit liefert uns die Szeklerchronik, obwohl auch diese hinsichtlich der Klarheit viel zu wünschen übriglässt.

In der Szeklerchronik sind auch die bei Gelegenheit des Blutvertrages, des Grundsteines der ungarischen Verfassung, aufgestellten fünf Kardinalpunkte enthalten, denen hier noch ein sechster Punkt beigefügt ist, welcher lautet: »Derjenige aber, welcher bei dem Opfer des Ober-Rabonbáns nicht erscheint, soll gepfählt werden.« [1]) Die Obergewalt des Ober-Rabonbáns erstreckte sich sowohl auf priesterliche als auch auf bürgerliche Rechtspflege (ad iura sacra et profana edicenda). Mit dem Opfer des Ober-Rabonbáns wurde also stets auch eine allgemeine Nationalversammlung abgehalten. In dieser Nationalversammlung wurden die religiösen und andere wichtige, das Gesamtwohl betreffende Angelegenheiten besprochen und beschlossen, Gesetze geschaffen, die Gesetzübertreter und Missethäter verurteilt und bestraft. Der Nationalversammlung ging stets der Opfertrunk aus dem Becher des Ober-Rabonbáns voran; auch erhielten sämtliche hier gefassten Beschlüsse, ob sie nun religiöse oder weltliche Angelegenheiten betrafen, ihre Rechtskraft wieder nur durch den Opfertrunk aus eben diesem Becher, dem »Becher des Volkes« (Poculum Gentis), wie ihn die Chronik nennt. [2])

Die Szeklerchronik sagt an einer Stelle: »*celebrante sacrificio profane*« (beim Begehen, bei der Ausführung des welt-

[1]) »Si quis vero ad sacrificium Supremi Rabonbáni non comparuerit, per media viscera transfigatur.«

[2]) Dieser Becher fabelhaften Ursprunges war bei den Szeklern das Symbol der Macht und wurde als solches in Bondvár (nach andern Budvár), dem Sitze des Ober-Rabonbáns, aufbewahrt.

lichen Opfers). Diese rituelle Ceremonie war also gleichzeitig auch eine bürgerliche Institution, welche mit der Erstarkung des Christentums ihren rituellen Anstrich, das Opfern mit dem Becher des Volkes (sacrificium gentile), wohl verlor; aber die Nationalversammlung als bürgerliche Institution zur Schlichtung bürgerlicher Angelegenheiten blieb auch fortan aufrecht erhalten. Weil nun aber die Nationalversammlung in der Heidenzeit mit einem Opfermahle und Trunk (áldomás) verbunden war, so konnte dieses Mahl, wenn auch nicht in rituell-ceremonieller Gestalt als Opfer (sacrificium), so doch als nationales Bankett bei Gelegenheit solcher festlicher Versammlungen beibehalten werden, wie es thatsächlich auch beibehalten worden ist; und jedenfalls aus diesem Grunde wird im Texte der Chronik die Nationalversammlung mit der alten, aber später schon unpassenden Benennung »weltliches Opfer« (sacrificium profane) genannt.

Die Opfer waren also zweierlei: die ausschliesslich rituellen und die weltlichen oder bürgerlichen.

Beispiele, teils ritueller, teils weltlicher, bürgerlicher, aber offizieller Opfermahle (áldomás) finden wir in der Geschichte mehrere verzeichnet.

Anonymus Belae regis notarius erzählt uns, dass die Einnahme der Festung Ungvár durch Árpád Anlass zu grosser Freude und Fröhlichkeit war; nach der alten Sitte brachten also die Ungarn Gott ein grosses Dankopfer dar und schmausten und belustigten sich vier volle Tage. Nach eben diesem Autor wurde auf dem Berge Tarczal, von welchem man des schönen, ebenen, fruchtbaren Niederlandes (alföld) in seiner grössten Ausdehnung zuerst ansichtig ward, den unsterblichen Göttern ein feistes Pferd geopfert und ein grosser »áldomás« gefeiert.[1] Árpád und seine Kampfesgenossen hielten ferner ein grosses Dankopfer und áldomás, als sie von Szabolcs, Tas und Tuhutum Kunde über die Eroberungen jenseits der Theiss bis an das

[1] »Occiso equo pinguissimo, fecerunt magnum aldumas.«

Meszesgebirge erhalten hatten. Als endlich Árpád mit seinem Heere in Attilas Stadt (eine falsche Benennung, unter welcher aber keine andere Stadt als Aquincum, das heutige Altofen, gemeint sein kann) eingerückt war, wurde tagtäglich Tafel gehalten, und man belustigte sich bei Saitenspiel und Pfeifenklang und dem Gesange der Spielleute. Die Festlichkeiten währten zwanzig Tage, wobei vor Árpád Turniere zu Pferd mit Lanze und Säbel abgehalten wurden, während die Jugend mit Pfeil und Bogen verschiedene Spiele aufführte.

Die Überbleibsel solcher alter Opferbräuche finden wir allenthalben noch immer im öffentlichen Leben in Gestalt von Banketten, am lebendigsten jedoch bei Gelegenheit der Krönung der ungarischen Könige. Nachdem der König bereits gekrönt ist, dann unter freiem Himmel den Inaugural- oder Dekretaleid auf die Verfassung Ungarns geleistet und die Schwerthiebe nach den vier Weltgegenden auf dem sogenannten Königshügel gethan hat,[1]) kehrt der ganze Zug in das königliche Schloss zurück, wo der König *bei offenen Thüren in seinem königlichen Ornate* sich zur Tafel setzt, bei welcher Gelegenheit die Reichsbarone nach altem Gebrauche ihre Erzämterdienste verrichten. Der Primas reicht dem König das Handtuch, spricht als königlicher Erzkaplan das Tischgebet »Benedicite« und segnet die Speisen. Der Oberstkämmerer rückt dem Könige den Stuhl zum Sitzen. Der König sitzt, die Krone auf dem Haupte, am obersten Platze, zur rechten Seite, in einiger Entfernung der Primas, der päpstliche Nuntius und die fremden Gesandten, zur linken Seite der Erzbischof von Kalocsa u. s. w. Zur Seite des Königs stehen der Oberst-Hofmarschall und Oberst-Thür-

[1]) Auch das ist ein uralter Brauch. Der König reitet, den Mantel des heiligen Stephan um die Schultern, dessen Schwert in der Hand, auf weissem Rosse den Königshügel hinan und führt dort mit dem Schwerte vier Hiebe gegen die vier Weltgegenden, zum Zeichen, dass er das Land gegen jeden, aus welcher Gegend immer kommenden Feind verteidigen werde. Bei der Wahl des Szeklerfürsten führte dieser den Hieb mit dem aus Meteoreisen geschmiedeten Schwerte aus; diesen Hieb nannten die Szekler »Sonnenhieb«.

steher. Nachdem sich alle gesetzt haben, nimmt der königliche Oberst-Hofmeister dem Könige die Krone vom Haupte und setzt sie in ein goldenes Becken. Die Speisen werden unter Anführung des Oberst-Truchsessen von zwanzig Magnaten aufgetragen. Den Trunk besorgt der Oberst-Mundschenk. Für das Volk werden im Freien (auf einer nahe gelegenen Wiese) Ochsen gebraten und roter und weisser Wein in Fässern freigegeben. *Von den gebratenen Ochsen wird ein Stück Fleisch auf die königliche Tafel gesetzt.* Die offenen Thüren des königlichen Speisesaales und das auf die königliche Tafel gesetzte Stück Braten beweisen zur Genüge, dass einst der der Feierlichkeit der Krönung, früher der der Schilderhebung,[1]) gefolgte »áldomás« in Gemeinschaft mit dem Volke, mit der Nation gefeiert worden war.

Dies waren die offiziellen, mit mehr oder weniger rituellen Ceremonien verbundenen Opfer; aber die Geschichte verzeichnet uns auch andere Gattungen von »áldomás«, die entschieden privater Natur waren. So beschreibt uns Priscus das Gastmahl bei Attila und die Art des Zutrinkens. »Der Speisesaal,« sagt Priscus, »war ein grosses Zimmer, rundherum mit Stühlen und in Reihe gestellten kleinen Tischen, an welchen je vier bis fünf Personen Platz hatten. In der Mitte auf einer Erhöhung stand der Tisch und Divan Attilas, auf welchem er sich schon niedergelassen hatte. Ein wenig weiter hinten befand sich ein anderer Divan, ebenso wie jener mit weissen Bändern und bunten Tüchern geschmückt. Die an der Thüre postierten Mundschenke überreichten den (römischen) Gesandten bei ihrem Eintritte je einen mit Wein gefüllten Becher, aus welchem sie auf das Wohl Attilas trinken mussten; dies war eine obligate Ceremonie, die jeder zu befolgen hatte, bevor er sich setzte. Den Ehrenplatz rechts neben der Estrade, auf welcher Attila sass, nahm Onegesius (Attilas Minister) ein, ihm gegenüber Attilas zwei Söhne. Den Gesandten wies man Sitze an dem linken Tische an, welcher als Ehrenplatz den zweiten Rang hatte; an diesem

[1]) Die Schilderhebung war keineswegs nur kasarische, sondern überhaupt hunnisch-magyarische Sitte.

hatte den Vorsitz ein angesehener Hunne namens Bere. Ellak, der älteste Sohn Attilas, hatte auf dem Divan seines Vaters, aber viel weiter unten, Platz genommen; er hielt seine Augen niedergeschlagen und benahm sich während des ganzen Festes mit ehrerbietiger Bescheidenheit. Als sich jedermann gesetzt hatte, reichte der Mundschenk Attilas seinem Herrn einen mit Wein gefüllten Becher, aus welchem dieser dem einen Gaste zutrank, welch letzterer sogleich aufstand; dieser nahm aus der Hand des hinter ihm stehenden Mundschenkes den gefüllten Becher und trank seinerseits dem Könige zu. Darauf kam die Reihe an die Gesandten, welche mit dem Becher in der Hand gleichfalls das Zutrinken des Königs erwiderten. So wurde jeder Gast seinem Range gemäss der Reihe nach begrüsst, und jeder erwiderte den Gruss in derselben Weise. Hinter jedem Gast stand ein Mundschenk mit gefülltem Becher. Nach Beendigung dieses Zutrinkens traten die Hofmeister ein, in den Händen mit Fleisch beladene Schüsseln, welche sie auf die Tische stellten; auf den Tisch Attilas stellten sie Holzschüsseln mit Fleisch (auch sein Trinkbecher war von Holz), während man den Gästen Brot und alle andern Speisen auf silbernen Schüsseln vorsetzte; auch ihre Becher waren aus Silber oder Gold. Die Gäste konnten gemächlich aus den ihnen vorgesetzten Schüsseln nehmen, ohne weit langen zu müssen. Nach dem ersten Gericht kamen die Mundschenke zurück, und neuerdings erfolgte das Zutrinken mit derselben Ceremonie vom ersten bis zum letzten. Nach dem zweiten Gerichte, welches ebenso reichlich war wie das erste, aber aus verschiedenen Speisen bestand, folgte das dritte Zutrinken, bei welchem die schon etwas erhitzten Gäste ihre Becher immer schneller und schneller leerten. Gegen Abend, als man schon Fackeln anzündete, traten zwei Dichter ein, die vor Attila in hunnischer Sprache Lieder eigener Dichtung absangen, in welchen sie seine Kriegstugenden und seine Siege rühmten.« [1])

[1]) Nach der Lokalüberlieferung im Komitate Csongrád war die Residenz Attilas in der Nähe von Szegedin bei Sövényháza auf den »Fünfhügeln«

Mit dieser Beschreibung hat uns Priscus einen Vorgang geschildert, welchen wir heute noch in Ungarn überall befolgt finden. Bei dem einfachsten ungarischen Gastmahle wäre es unschicklich, nicht wenigstens das erste Glas, sei es von Seite des Hausherren oder von Seite des Gastes mit Nennung des Namens Gottes, mit Glück- und Segenswünschen zu leeren.

Nach Vollendung jeder wichtigeren Arbeit, z. B. nach Beendigung eines Baues, des Schnittes, der Weinlese u. s. w. wird in Ungarn den Maurern, den Schnittern, den Lesern ein »áldomás« (ein Mahl) mit Wein gegeben. Bei Abschluss eines Vertrages, beim Kauf eines Hauses, Grundstückes, Pferdes u. s. w. giebt der Käufer einen »áldomás«, je nach der grösseren oder geringeren Bedeutung der Angelegenheit, zum mindesten ein Glas Wein; ebenso bewirtet der in den Landtag oder zu einer Würde Gewählte seine Wähler. Bei all diesen Gelegenheiten dürfen die Glück- und Segenswünsche nicht fehlen. Dieser Weihetrunk ist sozusagen das sanktionierende Siegel des geschlossenen Aktes.

Als »bürgerliches Opfer« (sacrificium profane), d. h. als Nationalversammlung können bei den Eifischern die Zusammenkünfte und die damit verbundenen Schmausereien, welche jährlich von Seite der einst bestandenen Bruderschaft des Heiligen Geistes gehalten wurden, angesehen werden.

Die Versammlungen jener Bruderschaft ersetzen heute die Gemeindeversammlungen, bei denen ebenfalls getrunken wird. Die hiezu erforderlichen zinnernen Deckelkrüge und Holzbecher werden im Gemeindesaale aufbewahrt, dessen interessante Beschreibung wir bei Gelegenheit der Schilderung der Toten-

(Othalom). Die topographische Beschreibung bei Priscus passt auch ganz gut auf die Gegend; der See, wo die römische Gesandtschaft ein kleines Ungemach zu bestehen hatte, konnte der von Palics oder der Ludassee sein. Auch in andern Gegenden des Landes, z. B. bei Balmaz-Ujváros, Kecskemet und Jászberény glaubt das Volk, dass dort die Residenz Attilas war. Auch diese Ansicht mag nicht ganz unbegründet sein; denn Priscus sagt deutlich, dass jener Ort, wo Attila die römische Gesandtschaft empfangen hatte, sein Lieblingsaufenthalt war; er musste demnach mehrere solcher Residenzen besitzen.

mahle geben, welche im Eifischthale gehalten werden. Getrunken wird überhaupt auch bei jeder andern Zusammenkunft, wo man über öffentliche Angelegenheiten, über die Wasserleitungsarbeiten, über die Verwaltung der Stiftungen berät und deren Rechnungen prüft u. s. w. Ebenso bewirten auch die Gemeindefunktionäre und die in den Bezirksrat oder in den Grossen Rat Gewählten ihre Wähler. Wenn man jemanden besucht, wird unter allen Umständen Wein vorgesetzt. Man glaube aber ja nicht, dass diese Gelage je in Schlemmerei ausarten; dazu ist das Eifischer Volk viel zu besonnen und viel zu nüchtern.

Rein privater Natur waren bei den Eifischern jene Gastmähler, von denen Malten berichtet, die aber meines Wissens heute nicht mehr stattfinden: nämlich beim Umzuge aus einem Hause ins andere, aus einer Gegend in die andere, zu welchen Gastmählern die Freunde und Nachbarn des Umsiedelnden geladen waren.

Hier muss ich noch eines offiziellen Falles Erwähnung thun, der zwar nicht im Eifischthale vor sich ging, sondern unten im Rhonethale, an der westlichen Grenze des Wallis, der sich aber einzig und allein nur aus der Sitte erklären lässt, welche aus den hier befindlichen hunnischen Niederlassungen auch auf die nichthunnischen Einwohner übergegangen ist.

Das gegenwärtige Wallis beginnt seit dem mit Savoyen im Jahre 1569 geschlossenen Vertrage an dem Wildbache der Morge, welche den am Ufer des Genfersees befindlichen Flecken St. Gingolph in zwei Teile scheidet [1]) und zugleich die zwei verschiedenen Nationalitäten trennt, welche ein und derselben Gemeinde und ein und derselben Pfarre angehören. Die Morge bildete zugleich die Grenze der Kirchensprengel von Genf und Sion; die Pfarre von St. Gingolph gehörte daher zur Hälfte dem Bischofe von Genf, zur Hälfte dem Bischofe von Sion, bis letzterer das Recht seiner Gerichtsbarkeit über den Walliser Teil der Gemeinde an die Genfer Diöcese abtrat. Die Ratifizierung

[1]) Eine andere Morge befindet sich ausserdem weiter östlich bei Sion.

der Entsagung geschah auf die gewiss nicht wenig befremdende Weise, dass der Bischof von Sion sich nach St. Gingolph verfügte und hier auf der Brücke der Morge aus den Händen des Ortspfarrers *einen mit Wein gefüllten silbernen Becher als einen für immerwährende Zeiten geleisteten Tribut entgegennahm.* [1]) Dieser Fall erinnert uns so ganz an eine ähnliche Begebenheit in Kiptschak, der Urheimat der Ungarn, wo noch im XIII. Jahrhundert diese Sitte, welche jedenfalls von den dort zurückgebliebenen Ungarn auf die eingewanderten Tataren übergegangen war, ausgeübt wurde. Josef von Hammer-Purgstall schildert uns diese Begebenheit folgendermassen: »Batu (der Mongolen-Khan) war mit seinen Lagern und seinem Hause dem Belgetai Utdschigin entgegengegangen, und nach drei Tagen fand die feierliche Huldigung statt. Der grosse Rossschweif wurde aufgepflanzt und dem Batu der Becher mit Stutenmilch gefüllt zum Trinken gereicht, worauf Batu denselben dem Huldigenden reichte. Kaum war Batu als Herrscher von Kiptschak installiert, als die Nachricht vom Tode Dschengis-Khans eintraf. Belgetai Utdschigin eilte sogleich ins grosse Lager zurück, wo erst achtzehn Monate hernach der grosse Landtag zur Huldigung des grossen Khans stattfand.« [2])

[1]) »— — — honorabilis ac pius D. Bernardus Comba. plebanus ac curatus ecclesiae parochialis Sti Gingolphi ultra vel cis dictum flumen ac poutem Morgiae in diocesi Gebennensi fundatae, toga. talari. superpelliceo cinctus ac instructus ab eadem ecclesia sive templo decenter ac reverenter procedens. iuxta ritum iam a suis antecessoribus curatis in possessorio Sedunensium praelatorum ab annis iam trecentis supra et infra, docentibus minutis, registris et exemplaribus documentis evidentibus et manifestis et memorabilibus, in cuius quidem et testimonium cui praemisso Sedunensi Episcopo in medio praememorati pontis aquae Morgiae fixo existenti calicem argenteum (prout assertum habetur) vino repletum, sui Ill. ac Rmi D. D. Ordinarii Gebennensis iurisdictione salva et sarta, iuxta debitum suum, prout a maioribus nostris ex documentis praemissis acceptum et observatum accepimus. humiliter et cum debita reverentia obtulit et expedivit.« *Furrers Urkundensammlung*, Urkunde vom 9. Dezember 1606, S. 381.

[2]) *Josef von Hammer, Geschichte der Goldenen Horde. Pest*, 1840. S. 97.

Verlobungs-, Hochzeits- und Taufgebräuche.

Die mit der Verlobung und Heirat der Eifischer verbundenen Förmlichkeiten und Sitten sind sehr einfach, beruhen aber nichtsdestoweniger ganz auf denselben Grundsätzen wie die prunkvolleren der Ungarn.

Im Eifischthale giebt der Bräutigam bei der *Verlobung* der Braut ein *seidenes Halstuch und ein Stück Geld, eine Münze.* Sollte etwa, was aber bei diesem besonnenen Volke, wo jedes Wort ohne Lug und Trug ausgesprochen wird, selten vorkommt, der eine oder andere Teil seine Wahl bereut haben, so giebt, wenn die Braut zurücktritt, diese die erhaltene Münze und das Seidentüchlein zurück, während der Bräutigam, wenn er der zurücktretende Teil ist, eine gewisse Summe als Entschädigung zahlen muss.

Bei der *Hochzeit* giebt es keinerlei Festlichkeiten und Mahlzeiten. Die kirchliche Einsegnung der Brautleute findet in frühester Morgenstunde, schon vor Tagesanbruch, statt, und die einzigen Personen, welche der Ceremonie beiwohnen, sind die beiden Zeugen. Letztere sowohl wie auch die jungen Eheleute trennen sich sogleich darauf und gehen ihren gewöhnlichen Feldarbeiten nach.

Um den Sinn der Geldgabe und der Gabe des Tuches zu begreifen, müssen wir uns die Verlobungs- und Heiratsgebräuche einiger Gegenden in Ungarn besehen.

Das ungarische Volk betrachtete von jeher die Familie als Grundlage des Staates. Das Volksleben war im grossen wie im kleinen patriarchalisch; die Familienglieder waren unter dem Familienhaupte, die Familien einer Tribus (eines Völkerzweiges) unter dem Tribushaupte, dem »hadnagy«,[1]) die Tribus oder

[1]) Das Wort »had« bedeutet im Ungarischen soviel wie Kriegsvolk, aber auch Familie, zwei Begriffe, welche hier in engster Beziehung zu einander stehen, aus welcher auch zweifelsohne der Doppelsinn dieses Wortes entstanden ist.

Generationen eines Stammes unter dem Stammeshaupte und diese sämtlich unter dem Fürsten zu einer Nation vereinigt.

Die Frau ist beim Ungarn hochgeachtet und dem Manne gleichgestellt; er quält sie nicht mit Eifersucht, er vertraut ihr Wirtschaft, Hauswesen, Küche, Kindererziehung, Dienstbotenzucht an; erwirbt man, so gilt die Frau als miterwerbender Teil. Die Frau hingegen wird, wenn sie einmal verheiratet ist, von Fremden nie mehr mit ihrem eigenen Taufnamen genannt, sondern mit dem ihres Gatten, z. B.: »Kis Péterné« (Frau Peter Kis), nicht etwa »Maria Kis«. Vielweiberei war dem Ungarn fremd. Dies beweist das Wort »feleség« (die Hälfte, die Ehefrau).[1] Im Kreise der Familie hält das Familienhaupt Zucht und gute Sitte aufrecht, denn auf diese achtet der Ungar scharf. Die Achtung vor der Familiendisciplin ist eine Tugend aller Sphären der Gesellschaft. Der Vater wählt sich die Schwiegertochter, dem Sohne die Frau.[2]

Die Verlobung geschah durch Umtausch kleiner silberner Götzenbilder, welche man als Ehepaar während des ganzen Lebens am Halse trug.[3] Man nannte das Figürchen »jegy« (Zeichen) oder »balita«. Ausserdem zahlte man auch den Eltern der Braut eine gewisse Summe Geldes; denn dass in der Heidenzeit der Mann seine Frau von ihren Eltern kaufte, beweisen die noch jetzt gebräuchlichen Benennungen »*vő*« d. h. »*vevő*« (spr. wewöh, der Kaufende), völegény (der kaufende Bursche, Bräu-

[1]) Zwar wissen wir, dass Attila und sein Minister, der Grieche Onegesius, mehrere Frauen hatten; es war aber auch dies gewiss nur eine Ausnahme, die sich ein Machthaber gönnen durfte, wie es ja auch in neuerer Zeit bei Herrschern, allerdings im geheimen, vorkam. Aber auch Attila hatte nur eine einzige rechtmässige Frau, die Königin Réka.

[2]) In vielen Gegenden ist dies noch immer Sitte. Der Vater und die Mutter des jungen Palóczen wählt die zukünftige Schwiegertochter, die Frau ihres Sohnes, und zwar nicht in der Kirche, nicht zu Hause, auch nicht bei den Tanzunterhaltungen, sondern draussen auf dem Felde, während der allerdringendsten Arbeit, in der druckendsten Sommerhitze, im Geheimen.

[3]) Ein Überbleibsel dieser Sitte findet man noch jetzt unter den volkstümlichen Heiratsgebräuchen in Szegedin, wo ein Umtausch von silbernen Figürchen zwischen Braut und Bräutigam noch immer stattfindet.

tigam), dann »*vőfél*« (der Beistand des Bräutigams) und »*eladó leány*« (zu verkaufendes d. h. heiratsfähiges Mädchen).[1])

Es giebt Gegenden, so z. B. im ehemaligen Stuhle Marosszék, aber auch anderwärts, wo die junge Frau beim Scheiden aus dem Elternhause von ihren Eltern und Geschwistern in Reimen Abschied nimmt. Diese einfachen Verse zeigen einen selten erhabenen Ideengang von inniger Herzlichkeit; sie enthalten die Blumen ungarischer Volkspoesie, sind daneben schätzbare Sprachdenkmäler und zeugen mit ihren urwüchsigen und sonderbaren Ausdrücken und Redeweisen von einem vielhundertjährigen Alter.

Im Ungarischen sagt ein Sprichwort: »Wie viele Häuser, so viele Gebräuche«. Dies gilt auch für die Verlobungs- und Hochzeitsgebräuche der einzelnen Gegenden; aber einen und denselben Grundsatz finden wir überall befolgt: *den des Geld- und Tüchleingebens bei der Verlobung.*

Die Verlobungsceremonien in Kis-Kun-Halas bestehen in folgendem. Am bestimmten Tage erscheinen die zwei Beistände, in den meisten Fällen auch der Bräutigam und die Braut beim Priester und melden die beabsichtigte Heirat an. An demselben Tage erfolgt im Hause des Mädchens die »Handnahme« (kézfogás) d. h. die Verlobung, wobei ein einfaches Abendmahl aufgetischt wird, an welchem da und dort auch die nächsten Verwandten teilnehmen. Während des Mahles sitzen die Braut und der Bräutigam nebeneinander und reichen sich am Schlusse desselben die Hände. Bei dieser Gelegenheit erfolgt auch der Austausch der Verlobungsgeschenke (jegyváltás = Zeichenaustausch) d. h. der Bräutigam und die Braut geben sich gegenseitig ein Geschenk (jegy = Zeichen) und zwar der Bräutigam einen *Geldbetrag*, dessen Grösse sich nach seinen Vermögensumständen richtet, die Braut hingegen giebt ihm ein wertvolles

[1]) Diese Redeweise ist bei den Szeklern noch ausgeprägter. In einer Erzählung der Szekler heisst es: »Egy legén *megvett* feleségül egy dologtalan gazdag léányt« (ein Bursche kaufte als Gattin ein arbeitscheues reiches Mädchen). *Joh. Kriza, Vad rózsák* (wilde Rosen), I. B., S. 433.

Seidentuch,[1]) welches in ein mit Bandern zusammengebundenes Papier gehüllt ist. Ausserdem tauschen sie auch die *Eheringe*, welche jetzt die Stelle der Götzenfigürchen von einst vertreten. Wenn dann nach Austausch dieser Geschenke d. h. nach der Verlobung der Bräutigam der Braut entsagt, so schickt er ihr das Verlobungstuch zurück, aber das Geld bleibt dem Mädchen. Wenn umgekehrt das Mädchen dem Bräutigam entsagt, so schickt es das erhaltene Verlobungsgeld zurück, das Tuch aber bleibt dem Burschen, der es später dazu benützt, um das untreu gewordene Mädchen zu demütigen. Wenn nämlich der Bursche ein anderes Mädchen heiratet und, was mit Förmlichkeiten verbunden ist, deren Bett abholt, so bindet man das besagte Seidentuch an eine lange Stange oder an ein Ofenschürholz und nimmt es mit sich auf den Wagen, damit es in den Gassen gesehen werde, und wenn möglich, wird es im Strassenkot und Staub geschleift und so mehrmals vor dem Hause des untreuen Mädchens vorübergefahren.[2])

In Oroszhegy im Komitate Udvarhely bestehen die Ceremonien bei der Verlobung in der *Handnahme* (kézfogás), der Übergabe eines *seidenen Tüchleins* an die Braut und dem *Ringwechsel*.[3])

In den sieben Csángó-Dörfern im Komitate Kronstadt giebt der Bräutigam der Braut ein *Geldstück*.[4])

Bei einer Verlobung im ehemaligen Stuhle Marosszék giebt der Bräutigem seiner Braut einen *Silber-* oder *Goldring*, ein *grosses Seidentuch* und *Geld*, welches stets in weisses Papier zierlich eingepackt und versiegelt ist.[5])

[1]) Dies ist meines Wissens nur hier Sitte, während sonst überall der Bräutigam der Braut das Tuch giebt.

[2]) Professor *Joseph Thury* »*Ethnographie von Kis-Kun-Halas*« in der Zeitschrift *Ethnographia, I. Jahrg. 8. Heft. Budapest*, 1890.

[3]) *Blasius Orbán*, *A Székelyföld leirása* (Beschreibung des Szeklerlandes). I. B., S. 100.

[4]) *Blasius Orbán* (Beschreibung des Szeklerlandes), VI. B., S. 151.

[5]) *Blas. Orbán* (Beschreibung des Szeklerlandes). V. B., S. 77.

Nach der Handnahme und dem Austausche der Geschenke d. i. nach der Verlobung sagt man vom Burschen und dem Mädchen, dass sie das *Verlobungszeichen tragen* (jegyben járnak).

Wenn man heute einen beliebigen Vater fragt, warum sein Sohn der Braut bei der Verlobung Geld giebt, so wird er gewiss nur das sagen können, dass es von alters her so Sitte war. Das Geldgeben ist daher heutzutage nur noch eine Sitte, während es in der Heidenzeit das Geld war, um welches der Hunne und Ungar sein Weib *kaufte;* denn das Andenken hieran ist noch immer in den oben erwähnten Ausdrücken »eladó leány«, »vô« oder »vevô«, »vôfél« vorhanden. Mit der Überreichung des Verlobungsgeldes steht in Verbindung und bildet nur die Fortsetzung davon der Gebrauch, dass man auch für das Brautbett den Eltern des Mädchens etwas zahlen muss, ein Umstand, aus welchem die Handlung des Kaufes unverkennbar zu ersehen ist.

Über den Ursprung des Geldgebens waltet also nicht der geringste Zweifel. Etwas anders verhält es sich aber mit der Übergabe des Seidentüchleins, von welcher man in manchen Gegenden Ungarns die Verlobung statt »kézfogás« (Handnahme) auch »kendôfogás« (Tuchhalten, Tuchfassen) nennt. Josef Thury durfte der Wahrheit auf den Grund gekommen sein, wenn er meint, dass in der Sitte des Tuchschenkens jedenfalls eine Handlung religiösen oder abergläubischen Ursprunges zu suchen sei. Die ursprüngliche Bestimmung des Verlobungstuchleins mochte sein, die Beschenkten durch dasselbe vor Behexungen zu schützen. Das Verlobungstüchlein pflegt man in den meisten Fällen in einem mit roten Bandern zusammengebundenen Papiere zu überreichen, jenen Glauben aber, nach welchem das ungarische Volk das Tuch und Band thatsächlich für ein Schutzmittel gegen Bezauberung oder Behexung hält, finden wir auch in andern Gewohnheiten. So pflegt man z. B. in Szegedin auf die Vorhänge des Bettes der niedergekommenen Frau ein rotes Tüchlein zu werfen, um die bösen Geister zu verscheuchen;

an den Arm und um den Leib des Säuglings bindet man (auch anderwärts) ein Seidenband, ohne welches man ihn nicht einmal zur Taufe trägt. Dieses Band behält das Kind, bis es einen Hut oder ein Kopftuch erhält; später aber tragen die Mädchen ein Band in die herabhängenden Haarzöpfe eingeflochten. Ein rotes Band pflegt man auch um den Hals des kleinen Fohlens zu binden, damit ihm der »böse Blick« nicht schade, oder damit es nicht verschrien werde; auch der kleine rote Tuchlappen neben dem Schirmleder und hie und da auf dem Geschirre der Zugpferde hat nur diesen Zweck.

Jener Umstand bei den Hochzeiten im Eifischthale, dass sie so ganz ohne Prunk und Aufsehen vor sich gehen, erinnert uns an die von Priscus erzählte Begebenheit, dass Attila die Tochter eines hunnischen Vornehmen, Eszkam, in aller Stille, ohne jedes Aufsehen heiratete. Einen ziemlich ähnlichen Gebrauch finden wir auch bei den Palóczen, wo nach der Trauung in der Kirche sowohl Braut als auch Brautigam so, wie sie in die Kirche gekommen, jedes wieder in das Haus seiner Eltern zurückkehrt und die Hochzeitsfeierlichkeiten erst wieder abends im Hause der Eltern der Braut fortgesetzt werden.

Ebensowenig bieten im Eifischthale die *Kindstaufen* Anlass zu Familienfesten. Nur die beiden Paten gehen nach der in der Kirche stattfindenden Taufe in das elterliche Haus ihres Patenkindes zurück, um auf dessen Wohl und Gedeihen ein Glas Wein zu trinken, wobei dann die landesübliche »racletta«, ein am Kohlenfeuer gebratener fetter Käse, nicht fehlen darf. Dabei hat es aber auch sein Bewenden.

Ein solches Mahl dürfte es wohl allerwärts in ganz Europa geben; aber im Ungarischen hat dasselbe seine eigentümlichen Benennungen; am Wagflusse nennt man es »*látó*«, am Plattensee, im Kemenesalja und in der Göcsej »*paszita*«, bei den Szeklern »*radina*«; unter letzterer Benennung sind speciell die Speisen zu verstehen, welche der Wöchnerin von den Gevattern und von den Verwandten geschickt werden.

Begräbnisfeierlichkeiten und Beschreibung des Gemeindehauses in Vissoie, in welchem das Totenmahl stattfindet.

Bemerkenswert sind im Eifischthale die Bestattungsfeierlichkeiten und die darauf folgenden Totenmahle. Um diese Gebräuche ihrem ganzen Umfange nach zu würdigen, müssen wir einen kleinen Rückblick in der Geschichte machen und sehen, was bei den Ungarn in dieser Beziehung noch erhalten ist.

Der erste, der uns von den Bestattungsceremonien der Skythenkönige berichtet, ist Herodot. Er sagt, dass man dort das Weib, den Mundschenk, den Koch, den Stallmeister, den Leibdiener und den Staatsboten des verstorbenen Herrschers, sowie auch sein Lieblingsross tötet und sie ihm samt seinen Lieblingsgerätschaften und der goldenen Opferschale mit in das Grab giebt. [1])

Ammianus Marcellinus schildert uns die Leichenfeierlichkeiten eines hunnischen Königssohnes nachstehenderweise. Der Sohn des Hunnenkönigs Grumbates [2]) fiel im Jahre 359 in Persien als

[1]) In der Überzeugung, dass es ein Jenseits giebt, wurzelt die Sitte der Grabesnachfolge. In einigen Teilen Indiens besteht, obwohl in Abnahme begriffen, noch immer die Sitte, dass die Frau nach dem Tode ihres Mannes den brennenden Scheiterhaufen besteigt. Noch unter der Herrschaft der Engländer sollen sich jährlich 30,000 Frauen freiwillig dem Flammentode geweiht haben. Ihre Söhne zündeten die Scheiterhaufen an, die Frauen umarmten die Leiche des Gatten und erklärten sich bereit, als Sühnopfer für die Sünden des Mannes zu sterben, um mit ihm die Seligkeit des Himmels geniessen zu dürfen. Aber auch Frauen anderer Völker war der Heroismus der freiwilligen Grabesnachfolge nicht fremd. So wird bei der Leichenfeier Baldrs, des Sohnes Odins, auch seine Gattin mitverbrannt, ebenso wird in der Eddasage Sigurd und Brynhilden ein gemeinschaftlicher Scheiterhaufen errichtet. Bei den Wenden galt die Frau für lobenswert, welche sich selbst tötete, um des Scheiterhaufens mit ihrem Gatten teilhaftig zu werden, und in einer Urkunde von 1249 geloben die neubekehrten Preussen dem Deutschen Orden, dass sie mit ihren Toten fernerhin nicht mehr auch Lebende beerdigen würden.

[2]) Grumbates ist jedenfalls fehlerhaft geschrieben, weil kein wirklich hunnisch-magyarisches Wort je mit zwei Mitlautern begonnen hat. Jedenfalls

Bundesgenosse der Perser in einer den Römern gelieferten Schlacht. Man holte, als die Dämmerung eingebrochen war, seinen Leichnam aus dem Haufen der Toten heraus und feierte dem nationalen Gebrauche gemäss das Trauermahl und die Trauerfeierlichkeit, d. h. man legte den Leichnam, mit seinen gewöhnlichen Waffen angethan, auf eine ziemlich breite und hohe Bahre, um welche man zehn Bänke stellte, auf welchen, nach Art der Toten geschmückt, Gestalten lagen; dann schmausten und tanzten die Männer scharenweise sieben Tage hindurch und sangen dazu traurige, den Königssohn beweinende Lieder, während die Weiber zwischen Wehklagen und Weinen sein frühzeitiges Ende in der Blüte seines Lebens, das Hinscheiden der Hoffnung seiner Nation beklagten. Nach dem Verbrennen seines Leichnams wurden die Asche und die Gebeine in ein silbernes Gefäss gegeben und zu seinem Volke (nach Skythien) gesendet.[1])

Die Bestattung der Leiche Attilas ging mit grossem, seines Lebens würdigen Pompe vor sich. Jordanes schildert uns die damit verbundenen Feierlichkeiten folgendermassen: »Mitten auf dem Felde (vor dem Thore des königlichen Palastes) unter

ist es ein zusammengesetztes Wort und lässt sich auf Garam oder Gorond (von Goron, wie Diód von dió. Sárd von sár. Mogyoród von mogyoró u. s. w.) und auf Bat zurückführen, welches Ortschaftsnamen in Ungarn sind. Solche zusammengesetzte Namen sind uralt. wie Cseneg-Répa. Tonu-Soba (Szobb oder Csaba). Szaru-Kán u. s. w.

[1]) »Quo funere regia maesta et optimatibus universis cum parente subita clade perculsis indicto iustitio iuvenis nobilitate commendabilis et dilectus, ritu nationis propriae lugebatur. Itaque ut armari solebat elatus, in amplo quodam suggestu locatur et celso: circaque eum lectuli decem sternuntur figmenta vehentes hominum mortuorum. ita curate pollincta. ut imagines essent corporibus similes iam sepultis ac per dierum spatium septem, viri quidem omnes per contubernia et manipulos epulis indulgebant saltando et cantando tristitia quaedam genera naeniarum, regium iuvenem lamentantes. Feminae vero miserabili planctu in primaevo flore succisam spem gentis solitis fletibus conclamabant . . . . . Post incensum corpus ossaque in argenteam urnam coniecta. quae ad gentem humu mandanda portare statuerat pater . . .« *Ammianus Marcellinus. Rerum gestarum Lib. XIX, cap. I. II.*

seidenem Zelte wurden seine sterblichen Reste aufgestellt. Dann führten sie (die Hunnen) ein wunderbares Schauspiel auf. Die besten Reiter aus dem ganzen Hunnenvolke ritten um den Platz herum, wo er lag, wie bei Cirkusspielen und verherrlichten seine Thaten in Leichengesängen auf folgende Weise: »Attila der Hehre, Beherrscher der Hunnen, Mundzucks[1]) Erzeugter, König kampfmutiger Völker, der wie kein anderer vor ihm Skythiens und Germaniens Reiche mit unerhörter Macht regierte, der beiden Römerreiche Schrecken, der Städteeroberer; um nicht alles den Feinden zur Beute zu lassen, liess er sich erbitten, jährlichen Tribut anzunehmen. Da er alles dies mit Glück vollbracht hatte, fand er nicht durch eine Wunde der Feinde, nicht durch den Trug der Seinigen, mitten im freudigen Glück, im Glanz seines Volkes, sonder Schmerzensempfindung den Tod. Wer sollte also das für des Lebens Ende halten, wo niemand an Rache denken kann?« Nachdem sie ihn mit solchen Klageliedern betrauert hatten, feierten sie an seiner Bahre[2]) eine »*strava*«, wie sie es nennen, mit unermesslichem Trinkgelage und, indem sie Gegensätze miteinander verbanden, vermischten sie die Todesklage mit Äusserungen der Freude. Dann übergaben sie in der Stille der Nacht den Leichnam der Erde. Seinen ersten Sarg hatten sie aus Gold, den zweiten aus Silber, den dritten aus Eisen gefertigt; damit zeigten sie, dass alles dieses dem mächtigen Könige zukomme: das Eisen, weil er die

[1]) Den Vater Attilas nennen die ungarischen Chronisten und die Überlieferung Bendeguz, woran die meisten Kritiker Anstoss nehmen: diese bedenken aber nicht, dass dies der wirkliche Eigenname, jenes aber der Amtsname ist. Mundzuk, auch Mundiucus, ist vielleicht nicht ganz richtig geschrieben und könnte mit dem heutigen Tages noch vorkommenden Familiennamen Mondók identifiziert werden, was beiläufig, von »mond« (er sagt) abgeleitet, soviel als Wahrsager bedeutet haben mag, wie denn thatsächlich bei den Szeklern der Wahrsager auch heute noch »mondó ember« (der sagende Mensch) heisst. Bendeguz ist ein Name, der bei den Palóczen heute noch ziemlich häufig ist, aber gewöhnlich auf Bende verkürzt wird.

[2]) Jordanes sagt zwar »tumulus«, meint aber jedenfalls die Bahre und nicht das Grab, wie aus den darauffolgenden Worten zu ersehen ist.

Völker bezwang, Gold und Silber, weil er den Schmuck beider Reiche erhalten habe; dazu legten sie durch Feindestod erbeutete Waffen, kostbaren Pferdeschmuck, strahlend von Edelsteinen aller Art, und mancherlei Ehrenzeichen, mit denen der Glanz des Hofes geziert wird. Und damit menschliche Neugier von so vielen grossen Reichtümern ferngehalten würde, töteten sie — ein schrecklicher Lohn! — die mit der Arbeit Beauftragten nach vollbrachtem Werk, und die Totengräber überraschte ein plötzlicher Tod (wie er den Begrabenen getroffen hatte).« [1])

Ekkehardus schildert uns, wenn auch nicht die Bestattungsart, so doch das Verbrennen zweier in St. Gallen verunglückter Ungarn und das darauffolgende Totenmahl. Als im Jahre 926 eine Truppe Ungarn, in der Schweiz sich aufhaltend, beim Kloster von St. Gallen lagerte, »stiegen zwei von ihnen auf den Kirchturm, da sie glaubten, dass der Hahn, der auf dessen Spitze stand, aus Gold gefertigt sei, indem sie meinten, dass der soge-

[1]) »In mediis siquidem campis et intra tentoria serica cadavere collocato spectaculum admirandum et solenniter exhibetur. Nam de tota gente Hunnorum lectissimi equites in eo loco, quo erat positus, in modum circensium cursibus ambientes, facta eius cantu funereo tali ordine referebant: Praecipuus Hunnorum rex Attila, patre genitus Mundzucco, fortissimarum gentium dominus, qui inaudita ante se potentia solus Scythica et Germanica regna possedit, necnon utraque Romani orbis imperia captis civitatibus terruit, et, ne praedae reliqua subderentur, placatus precibus annuum vectigal accepit: quumque haec omnia proventu felicitatis egerit, non vulnere hostium, non fraude suorum, sed gente incolumi inter gaudia laetus, sine sensu doloris occubuit. Quis ergo hunc putet exitum, quem nullus aestimat vindicandum? Postquam talibus lamentis est defletus, *stravam* super tumulum eius, quam appellant ipsi, ingenti commissatione concelebrant, et contraria invicem sibi copulantes, luctum funereum mixto gaudio explicabant, noctuque secreto cadaver terra recondunt. Cuius fercula primum auro, secundum argento, tertium ferri rigore communiunt, significantes tali argumento potentissimo regi omnia convenisse: ferrum, quo gentes edomuit, aurum et argentum, quod ornatum reipublicae utriusque acceperit: addunt arma hostium caedibus acquisita, phaleras variarum gemmarum fulgore pretiosas et diversi generis insignia, quibus colitur aulicum decus. Et, ut tot et tantis divitiis humana curiositas arceretur, operi deputatos detestabili mercede trucidarunt, emersitque momentanea mors sepelientibus cum sepulto.« *Jordanes, de Getarum origine et rebus gestis. Edit. Closs, Stuttgartiae*, 1861. S. 171, 172.

nannte Gott des Ortes[1]) nur aus dem Stoffe eines edleren Metalles gegossen sein könne, und während einer, um den Hahn loszureissen, sich mit der Lanze, ein kräftiger Mann, wie er war, vorbog, stürzte er von der Höhe in den Vorhof und kam um. Der andere fiel inzwischen, als er auf den höchsten Punkt des östlichen Turmgiebels gekommen war, während er sich den Gott des Heiligtums selbst zu beschimpfen anschickte, rücklings hinab und ward ganz zerschmettert.« Wie (der Mönch) Heribald, der Augenzeuge der ganzen Handlung war, später berichtete, hatten sie (die Ungarn) diese beiden zwischen den Pfosten der Thürflügel verbrannt und »der Flammen speiende Scheiterhaufen ergriff heftig die Oberschwelle und das Deckengetäfel, und *um die Wette mischten mehrere mit Stangen den Brand.*[2]) Die Führer (der Ungarn) nämlich besetzten hierauf den flachen Platz des innern Klosters und schmausten in jeglicher Fülle. Auch (der Mönch) Heribald sättigte sich in ihrer Gegenwart mehr

[1]) Lateinisches Wortspiel und Witz über »gallus« (Hahn) und den heiligen Gallus.

[2]) Um die Wette mischten sie also die Brände! Warum? Damit die Toten je eher in das Himmelreich eintreten könnten. Hierüber benimmt uns Ibn-Fosslan jeden Zweifel, indem er uns das Verbrennen des Leichnams eines turkischen (ungarischen) Rusen, nicht Russen, schildert. »... jeder (Ruse) trug ein Stück (Holz), das oben schon brannte, und warf es auf jenen Holzhaufen (auf welchem das ans Land gezogene Schiff mit dem Toten lag). Bald ergrift das Feuer denselben, bald hernach das Schiff, dann das Gezelt und den Mann und das tote Mädchen und alles, was im Schiffe war. Da blies ein fürchterlicher Sturm, wodurch die Flamme verstärkt und die Lohe noch mehr angefacht wurde. Mir zur Seite befand sich einer von den Rusen; den hörte ich mit dem Dolmetsch, der neben ihm stand, sprechen. Ich fragte den Dolmetsch, was ihm der Ruse gesagt habe, und erhielt zur Antwort: »Ihr Araber,« sagte er, »seid doch ein dummes Volk; ihr nehmt den, der euch der geliebteste und der geehrteste unter den Menschen ist, und werft ihn unter die Erde, wo ihn die kriechenden Tiere und Würmer fressen. Wir dagegen verbrennen ihn in einem Nu, so dass er unverzüglich und sonder Aufenthalt ins Paradies eingeht.« Dann brach er in ein unbändiges Lachen aus und setzte darauf hinzu: »Seines Herren (Gottes) Liebe zu ihm macht es, dass schon der Wind weht und ihn in einem Augenblicke wegraffen wird».« *Ibn-Fosslans Berichte über die Rusen älterer Zeit von C. M. Frähn. St. Petersburg*, 1823. S. 19, 21.

als jemals sonst, wie er selbst nachher sagte. Und weil sie nach ihrer Sitte ohne Sitz einzeln im grünen Heu sich zum Schmause lagerten, setzte er selbst für sich und einen als Beute gefangenen Priester kleine Stühle. Als aber die Ungarn die Schulterstücke und die übrigen Teile der Schlachttiere halb roh und ohne Messer, mit den Zähnen sie zerreissend, verschlungen, hatten sie unter sich zum Scherze die abgenagten Knochen, einer gegen den andern, geworfen. Auch Wein, der in vollen Kufen in die Mitte gesetzt war, schöpfte ein jeder, soviel ihm gelüstete, ohne Unterschied. Nachdem sie aber durch den ungemischten Wein warm geworden waren, schrien sie alle in entsetzlicher Weise zu ihren Göttern. Den Priester jedoch und ihren Narren (den Mönch Heribald) hatten sie gezwungen, dasselbe zu thun, und der Priester, welcher ihre Sprache wohl verstand, weshalb sie auch dessen Leben geschont hatten, rief laut mit ihnen.« [1])

In dem vorzüglichen Werke »Die österr.-ung. Monarchie« finden wir noch einen andern Bestattungsbrauch, auf Grund von alten Überlieferungen, Beschreibungen der Chronisten und Volkssagen der Szekler zusammengestellt, geschildert. »Beim Tode eines hervorragenden Ritters,« so heisst es, »waschen die »Beweinerinnen« (Klagefrauen) den gefallenen Tapfern im heiligen Bache, bekleiden ihn mit seiner glanzendsten Rüstung, legen ihn auf das Ehrenbett und breiten ein ganzes Stück Seidenzeug über ihn. Zur Trauer legen die Frauen ein ungebleichtes Linnengewand an und binden sich statt der »Schmetterlingshaube« (Flügelhaube) ein schwarzes Tuch um den Kopf. Dann treten die »Geiger« (Spielleute) vor und singen bei Geigen- und Lautenklang von den Thaten des Helden und von seinem geistigen Leben, während der greise Vater des erlegten Kämpen zu Häupten des Katafalkes auf nacktem Boden sitzt. Mittlerweile wird an der Quelle des heiligen Baches eine ungeheure Grube gegraben und an der einen Seitenwand derselben ein grosser

[1]) *Ekkeharts IV. Casus Sancti Galli. Übersetzt von G. Meyer von Knonau. Leipzig, 1878.* S. 82.

Eibenbaum aufgestellt, von dessen Spitze das zweizüngige Fähnlein des gefallenen Helden flattert mit der goldenen Sonne. Sodann werden an den andern drei Seiten der Grube vierundzwanzig eichene Stangen aufgestellt, alle lanzenförmig zugespitzt. Die westliche Wand der Grube bleibt abschüssig, denn man soll hinabsteigen können. Dieser erste Tag ist der Tag des Wachens. An diesem wird nicht gegessen, noch Wein getrunken; man trinkt nur Bier und wird diesen Tag später an jeder Jahreswende bei einem bestimmten »Gelagsmann« feiern. Der zweite Tag ist der des Totengeleites. Gleich nach dem ersten »Morgengelächter« erschallen die Hornstösse der Opferbläser, die »Gram-Mädchen« stimmen ihren Gesang an: »Morgenrot, schönes rotes Morgenrot, goldenes Morgenrot!« und von sieben Schlägen erdröhnt die Opfertrommel. Jetzt schneidet sich der Vater des toten Helden mit krummem Messer den Haarzopf ab, der an seiner linken Schläfe niederhängt, das Werteste, was ein ungläubiger Magyare opfern kann, und giebt ihn dem Toten in die Hand. Unterwegs führen die Richter das verhängte Ross herbei, das Lieblingspferd des toten Kriegers, in einem Überwurf von schwarzem Seidenstoff, gesattelt und gezäumt. Die Waffengenossen heben den Toten in den Sattel, binden ihm die Beine stramm an den Sattelgurt, befestigen ihm die Hand an der Lanze, die, in den Sattel gesteckt, ihr Fähnlein flattern lässt, und dann setzt sich der Zug in Bewegung für den Abschiedsritt. Vor jedem Thore hält der Trauerzug, und der Hornbläser, der das Pferd führt, ruft laut zum Thore hinein, die Freunde des Helden zum Geleite zu laden. Vor ihm trägt und führt man seine Fahnen und Waffen, sein Trinkhorn und Speisegerät, seinen Jagdhund und Lieblingsfalken, seine vierundzwanzig Reitpferde. So zieht das Trauergeleite bis an das Grab bei der heiligen Quelle, wo Jungfrauen es erwarten, die aufgelösten Locken mit Kränzen aus duftigen Kräutern geschmückt. Am Grabe angelangt, verteilt man an die Genossen des Toten dessen mitgebrachte Schätze und Gewänder, je nachdem er sie zu seinen Lebzeiten diesem oder jenem versprochen. Da bricht

aus der Mädchenschar die Braut des Toten hervor; auch ihr, sagt sie, sei der Verstorbene etwas schuldig: sich selbst. Er habe versprochen, ihr anzugehören in dieser und jener Welt. Hier zum Beweise seine »Balita«.[1]) Beide Väter geben ihr den Segen, und man hilft der Braut auf das Ross hinauf neben den toten Bräutigam. Nun führen die beiden Opferbläser das Ross, auf dem der tote Held mit seiner Braut sitzt, in die Grabgrube hinab und binden den Hengst an den grossen Eibenbaum fest. Ihm zur Seite legen sie die Waffen des gefallenen Recken nieder, seinen Opferbecher, seinen goldenen Streithammer, die irdene Urne, voll mit Münzen jeder Art, auch die Schmuckspangen der Braut, ihre grossen Ohrgehänge und den Jungfernkranz mit Perlen gestickt. Die Táltos-Priester binden mittlerweile die vierundzwanzig Renner an die Lanzenschafte fest. Da stürzen die Mädchen an das Grab heran, reissen sich die Kränze von den Locken und streuen sie nebst Nusszweigen auf den toten Bräutigam und die lebendige Braut hinab. Hellauf schmettern die Trompeten, und hervor treten hundert reisige Bogenschützen: auf einen Trommelschlag schnellen sie alle zugleich ihre Pfeile ins Grab hinab, damit der tote Held, mit Braut und Streitross gleichzeitig von Pfeilen durchbohrt, hinübergehe auf den Anger der Sonne. Gott hat seinen Gefallen daran, wenn die Verewigten mit Wunden bedeckt vor seinem Antlitz erscheinen. Aber der Pfeilschuss ins Grab ist auch darum notwendig, weil sonst der begrabene Tote heimkehren könnte; nun aber wird, sollte er aufstehen wollen, sein Gewand an den Pfeilen hängen bleiben. Nach diesem Pfeilhagel erstechen die Táltos-Priester die vierundzwanzig Renner, und deren Blut ergiesst sich gleichzeitig in die Grabgrube, welche die Männer mit Schollen zuzuwerfen beginnen. Und jetzt ist die Reihe des Weinens an den Männern. Aber nicht Thränen weinen sie, sondern Blut. Der Vater des toten Helden zückt sein krummes Messer und schlägt sich Wunden,

[1]) So hiess, wie schon gesagt, bei den Szeklern das silberne Götzenbildchen, das der Bräutigam zur Verlobung seiner Braut gab. Anderwärts heisst es »jegy« (Zeichen).

an beiden Schultern zuerst, dann an der Brust, endlich an Wangen und Stirne; so weint er Blut aus sieben Wunden. Sämtliche Männer folgen seinem Beispiele. Unterdessen blasen Hörner, Drommeten und Pfeifen wild durcheinander, übergellt von dem Geschrei der Weiber. Der Held und seine Braut, obgleich hoch zu Ross, verschwinden nachgerade unter den Schollen; endlich steht nur ein grosser runder Hügel da, aus dessen Gipfel der Eibenstamm emporstarrt und die Fahne an seiner Spitze im Winde flattern lässt. Nunmehr zerstückeln die Táltos-Priester die geopferten Rosse und braten jedes auf einem eigenen Holzstoss, die Herzen aber verbrennen sie auf wohlriechendem Feuer zu Ehren Gottes, und die Pferdeköpfe stecken sie auf die nach Lanzenart zugespitzten Stangen zur Botschaft an ferne Zeiten, dass da unten die Asche eines tapfern Kriegshelden ruht. Während dessen ist die Sonne zur Rüste gegangen, nur die Holzstösse stehen in heller Lohe. Das gebratene Pferdefleisch dient nur zum Totenschmaus. Die Spielleute machen sich bemerklich mit Dudelsack und Pickelflöte und Querpfeife, die Männer trinken den »áldomás« (Weihtrunk); wenn aber das Siebengestirn emporzieht, regt sich alles im Tanz, und auch dieser heisst Totentanz. Junge Bursche legen sich durcheinander auf den grossen Grabhügel. Dann kommen die Mädchen heran, als suchten sie ihre in der Schlacht gefallenen Toten. Diejenige, welche den ihrigen findet, sucht ihn zu wecken, doch er wacht nicht auf; da hebt sie ihn empor, starr wie er sich stellt, und tanzt so mit ihm die Runde. Arm und Bein des tanzenden Jünglings scheinen zu Stein erstarrt, sein Kopf fällt hinten über; also lässt er sich im Kreise drehen und fällt, wohin man ihn fallen lässt, und gespenstisch summt die Musik. Das kriegerische Turnier macht dem Tanze ein Ende. Niemals schliesst der Totentanz ohne ein solches. Erst wird gerungen, dann folgt der Faustkampf, zuletzt greift man zum Streithammer und Schlachtkolben. Die treuesten Kumpane fordern sich aus blosser Prahlsucht zu tödlichem Zweikampf heraus, das ist so alte Sitte. Der Morgen findet neun Leichen auf dem Schauplatz des Totenmahles. Diese legt man recht

ordentlich im Kreise auf den grossen Grabhügel hin und breitet noch eine Schichte Erde über sie. Und so sind sie jetzt alle beisammen: der begrabene Heldenführer und seine getreuen Genossen, seine Braut, sein Jagdhund, sein Falke und sein Lieblingsross; stattlich mag er einziehen auf den Anger der Sonne, vor das Antlitz des »Gottes seiner Ahnen«.[1])

Nun wollen wir uns umsehen, was wir von diesen Angaben durch die Grabfunde und durch die noch heute im ungarischen Volke lebenden derartigen Gebräuche bestätigt finden.

Wir haben gesehen, dass die Toten bei ein und derselben Nation bald verbrannt, bald unverbrannt beerdigt wurden, und zwar in ein und derselben Epoche. Der Grund dieser verschiedenartigen Weise der Bestattung dürfte einfach in dem Umstande zu suchen sein, ob die betreffende Gegend in der alten Heimat holzreich oder holzarm war, und die aus dem einfachen Gesetze der Notwendigkeit entstandene Gewohnheit wurde als Sitte auch fernerhin beibehalten.

Dass die Hunnen auch hier, im Reiche Attilas, ihre Toten verbrannten, beweisen unter anderem die zwischen den Ortschaften Érd und Batta, einige Meilen südlich von Budapest befindlichen »Százhalom« (Hunderthügel), in welchen die Asche der in der Tarnok-Thaler Schlacht gefallenen 125,000 Hunnen ruht. Mehrere dieser Hügel sind in neuerer Zeit geöffnet und durch Johann Érdy untersucht worden. In jedem derselben fand man ausser angebrannten Knochen und Waffenstucken nur Asche. Attilas Leichnam dagegen ist allem Anscheine nach nicht verbrannt worden, sonst hätte Jordanes diesen Umstand jedenfalls erwähnen müssen. Mit dem Verbrennen der Leichen kann das ungarische Sprichwort in Verbindung gebracht werden: »Sem hire, sem hamva« (man hat weder Kunde noch Asche von ihm); man sagt es von einem Verschollenen, von dem man nicht weiss, ob er lebt oder gestorben ist. Mit der Einführung des Christentums hörte das Verbrennen der Leichen vollends auf.

[1]) *Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Ungern*, I. B., S. 312—318.

Bei der Bestattung der Toten, ob sie nun verbrannt oder nicht verbrannt worden waren, finden wir auch die untrüglichen Spuren der Wasserverehrung, indem man die Toten, wenn dies möglich war, stets neben Quellen, Bächen oder Flüssen bestattete. Árpád, Tulma, Botond, so sagt die Geschichte, wurden neben Quellen begraben, und die grosse hunnische Nekropole von Százhalom befindet sich am Ufer der Donau.

Weil nun Hunnen, Avaren und Magyaren, sowie dies auch bei andern Völkern der Fall war, sich das Jenseits dem Erdenleben gleich dachten, so war es bei ihnen Sitte, mit dem Häuptling zugleich auch sein Streitross und die getöteten Kriegsgefangenen,[1]) sowie auch seine Waffen, seine Kleinodien zu begraben, damit er an all diesem im Jenseits keinen Mangel leide. Ein Schwert wird nur selten bei den Toten gefunden; es ist gerade, zweischneidig und lang; dagegen fehlt bei den Vornehmen nie der Dolch und das Messer. Mit dem Häuptling wird, wie schon gesagt, sein Ross begraben, mit der Frau oft ihr Hund, mit dem Kind zuweilen ein Eichhörnchen. Auch Glasschalen (die Opferschalen) finden sich in diesen Gräbern aus der Zeit der Völkerwanderung und am Halse der Frauen sehr häufig Glasperlen. Der Frauenschmuck ist meistens aus Gold, teilweise auch aus Silber gearbeitet; die Bronze ist reich vergoldet, manchmal mit dünnem Goldblech überzogen. Die Gestalt des Ohrringes ist häufig eine umgekehrte Pyramide mit einer Perlenverzierung; der Kopf der Fibula dieser Zeit bildet einen Halbkreis mit Bronzeperlen gesäumt, die Ringe, Armbänder und Halsketten sind mit Almandinen geziert. Die Ornamentik der Riemenenden und Gürtelschliessen ändert sich während der

[1]) Diese Sitte war übrigens so ziemlich bei allen alten Völkern verbreitet; auch die Germanen opferten an gewissen Festtagen ihren Göttern Sklaven und Kriegsgefangene, ja sogar Angehörige. Bei den Slaven begegnen wir derselben Sitte; selbst dann noch, als die Stämme zum Christentum bekehrt waren, finden wir Menschenopfer, welche der abergläubische Wahn forderte. Wenn der schwarze Tod verheerend durch das Land zog, suchte man die zürnende Gottheit dadurch zu versöhnen, dass man eine Jungfrau lebendig begrub.

ganzen Zeit der Völkerwanderung sehr wenig, gewöhnlich sind es Pflanzenmotive oder das einfache Riemengeflecht; auch der Greif, der Eber, Adler (Turul?) und Drachenkopf wird oft zur Verzierung verwendet; doch sind alle diese Ornamente in Ungarn einfacher, nüchterner und weniger bizarr als in Deutschland und im skandinavischen Norden. Charakteristisch für diese Zeit ist der Steigbügel, welcher jetzt zuerst in Europa erscheint; die Griechen und Römer kannten ihn nicht, die Hunnen und Avaren führten denselben ein. [1])

Über das Grab pflegte man, je vornehmer der darin Bestattete war, einen desto grösseren Hügel zu errichten. Von der westlichen Grenze Ungarns, namentlich aber vom linken Ufer der Donau angefangen bis über das Kaspische Meer hinaus und im Norden so weit, als sich das hunnisch-magyarische Gebiet einst erstreckte, finden wir viele Tausende von regelmässig aufgeworfenen, 20—30 Fuss hohen Hügeln. Viele, vielleicht die meisten dieser Hügel in Asien waren schon zu Herodots Zeit vorhanden; denn er erwähnt sie im 21. Kapitel des IV. Buches. [2])

---

[1]) *Österr.-ung. Monarchie in Wort und Bild. Ungarn*, I. B., S. 40. 41. — In Szent-Endre und in Ozora hat man vor etwa 20 Jahren Avarengräber aufgedeckt, in denen der Reiter samt seinem Rosse begraben war, und erst kürzlich fand man im Komitate Tolna genau solche Gräber. Bei Szentes stiess man im Jahre 1888 bei Gelegenheit eines Eisenbahnbaues auf ein ganzes altungarisches Leichenfeld; in den Gräbern sassen die Menschengerippe ebenfalls auf Pferdegerippen. Ein solches Grab fand man im Jahre 1887 in Kömpöcz bei der Aushebung eines Grabens; der Krieger sass vollkommen gewappnet auf seinem Pferde. Im Bereiche der Stadt Szegedin entdeckte im Jahre 1890 ein Landmann ein Grab aus der Heidenzeit, in welchem nebst vielen Kleinodien und Münzen fünf Gerippe von Menschen und drei von Pferden nebst unzähligen Pfeilspitzen sich vorfanden, welch letztere die Sitte des Insgrabschiessens, die übrigen Funde aber die in dem oben genannten Werke geschilderte Bestattungsart auf das glänzendste bekräftigen.

[2]) Aber nicht alle diese Hügel waren Grabhügel; das beweisen ihre verschiedenen uralten Benennungen in Ungarn: man heisst viele derselben Direktions-, Opfer-, Schutz-, Grenz-, Versammlungs- und Wachhügel, abgesehen von weniger bedeutungsvollen Benennungen als Gold-, Schwarz-, Stein-, Grün-

Wie sehr der Wahrheit entsprechend die in dem Werke »Die österreichisch-ungarische Monarchie« gegebene Schilderung der Bestattung eines ungarischen Häuptlings ist, ersehen wir aus dem noch vor ein paar hundert Jahren üblich gewesenen Gebrauche, dass bei Bestattung vornehmer Krieger vor dem Sarge dessen Streitross bis zum Grabe geführt wurde, eine Sitte, welche auch in das österreichisch-ungarische Heer übergegangen ist.[1]) Besehen wir uns nur einmal die Bestattungsfeierlichkeit eines österreichisch-ungarischen Generals. Nach dem Sarge reitet auf schwarz verhängtem Pferde ein gewappneter Ritter mit geschlossenem Visier; dieser stellt den Toten selbst vor. Hinter dem Ritter wird ein lediges, schwarz verhängtes Pferd, jetzt Trauerpferd genannt, geführt; einst aber war es das zum Schlachten bestimmte Pferd. Dann folgt, jetzt zwar ausserhalb des Friedhofes, die Decharge; dass sie aber einst ins Grab selbst abgegeben wurde, bezeugt ihre heute noch gebräuchliche Benennung: »Ins Grab schiessen«. Die heiteren Weisen der Musik beim Heimmarsch des Konduktes erinnern an die Musik des Totentanzes von einst.

Selbst aus dem Volksleben wissen wir Beispiele für die eben erwähnte Art der Bestattung. In Siklód im Komitate Udvarhely war es noch vor nicht langer Zeit Sitte, dass die jungen Männer zu Pferd, mit gezogenem Säbel den Sarg begleiteten, dann beim Hinablassen desselben ins Grab eine Salve gaben und zum Schlusse Spiele mit ihren Säbeln ausführten. Seit Ende der funfziger Jahre ist diese Gepflogenheit ausser Anwendung gekommen; dafür aber ist es daselbst noch immer Sitte, eine Lanze auf das Grab zu pflanzen. Diese Lanze

hügel u. s. w. Auch zum Andenken an irgend eine wichtige Begebenheit errichtete man derartige Hügel; so soll unter anderem der Kastellhügel in Udine der Lokalsage nach durch die Hunnen errichtet worden sein, wahrscheinlich zur Erinnerung an die Einnahme von Aquileia.

[1]) Überhaupt hat man mit der Einverleibung der ungarischen Kriegsmacht viele Eigentümlichkeiten in das kaiserliche Heer mitübernommen, so z. B. den weissen Rock und Mantel; die Aufschläge des ersteren waren nur die Nachahmung der unterscheidenden Stammesfarben der Ungarn.

bedeutet wohl nichts anderes, als die einst aus dem Grabe herausreichende Lanze des Toten selbst.[1] Anderwärts werden statt der wirklichen Lanze nur ähnlich geschnitzte Stäbe auf das Grab gesteckt.

Bei den Palóczen ist es hie und da Sitte, dass man dem verstorbenen 18 bis 24 Jahre alten Burschen ein Hufeisen auf die Brust legt und ihn mit demselben begräbt. Alexander Pintér in seiner interessanten Abhandlung über die Sitten und Gebräuche der Palóczen scheint die Wahrheit getroffen zu haben, indem er meint, dass diese Sitte an das Begraben mit dem Rosse erinnere.[2]

In Hétfalu im Komitate Brassó ist es Sitte, dass die »Klageweiber« während des Ganges zum Friedhofe in weinend-recitativem Tone den ganzen Lebenslauf des Dahingeschiedenen erzählen, ein Gebrauch, der auch bei den Szeklern zu finden ist.[3]

Den nach der Bestattung üblich gewesenen Totentanz schildert noch im XVII. Jahrhundert als vorhanden der »Ungarische und Dacische Simplicissimus« genau so, wie wir ihn, dem Werke »Die österreichisch-ungarische Monarchie« entnommen, mitgeteilt haben; im Volksleben aber ist von demselben jetzt keine Spur mehr vorhanden.

Von allen den alten Bestattungsgebräuchen ist die »Totenwache« (virrasztás) und das »Toten-« oder »Trauermahl« (tor) noch in ganz Ungarn gebräuchlich, daher wir deren Beschreibung uns zum Schluss vorbehielten.

Das Verweilen und Trauern an der Bahre des Toten haben wir bei Ammianus Marcellinus und Jordanes beschrieben gefunden. Es war dies die »Totenwache«, welche heute nur mehr darin besteht, dass die Leute, sich ablösend, an der Bahre

[1] *Orbán* (Beschreibung des Szeklerlandes). I. Bd., S. 142.

[2] *Ethnographia. Budapest 1891. II. Jahrgang.* S. 109. — Unmöglich können wir gelten lassen, was gleich darauf ein anderer in derselben Zeitschrift behauptete, dass die Palóczen diese Sitte von den Norwegern übernommen hätten. Palóczen und Norweger, wie kommen die zusammen?

[3] *Orbán*, (Beschreibung des Szeklerlandes), an der bezüglichen Stelle.

des Toten beten, während die andern in den benachbarten Zimmern essen und trinken, aber alles mit Mass.

Dem Ausdrucke des Schmerzes und dem Begräbnisse folgte stets das »Trauermahl«, ungarisch »*tor*« genannt. Gebratenes Pferdefleisch war vor der Christianisierung das specielle Gericht des Totenmahles. Das Getränk aber war das des gewöhnlichen Lebens, d. h. dasjenige, welches der bezügliche Landstrich produzierte: wo Wein zu haben war, dort war es Wein, wo nicht, dort war es gegorener Honig, gegorene Stutenmilch, dann eine Art Bier u. s. w. Dies müssen wir schon aus der Natur der Sache folgern; aber Menander bestätigt auch unsere Annahme, wo er von den Skythen sagt: »Er (ein Skythe) hatte einen Wein, nicht dem unserigen gleich, gepresst aus der Rebe; denn ihnen (den Skythen) ist das Land nicht rebentragend, auch ist bei ihnen eine solche Gattung (Gewächs) nicht einheimisch. Sie sättigen sich aber an einem andern ausländischen Most.« [1])

Das Totenmahl benannten die Hunnen, wie uns Jordanes berichtet, mit dem Worte »*strava*«,[2]) einem nichts weniger als ungarisch, daher auch nicht hunnisch lautenden Worte, da es in der ungarischen Sprache kein einziges wirklich ungarisches Wort giebt, das mit zwei, geschweige denn mit drei Mitlautern beginnt.

Karl Szabó, der eifrige Forscher in der Urgeschichte Ungarns, bemerkt über dieses Wort in seiner ungarischen Übersetzung von Thierrys ausgezeichnetem Werke über Attila folgendes: »Bezüglich des Wortes »strava«, welches nach Jordanes auch Thierry anwendet, und welches ich mit dem ungarischen »*tor*« wiedergegeben habe, muss ich bemerken, dass bei Jordanes,

---

[1]) »*οἴνῳ μὲν οὖν ἐχρήσατο, οὐχ ὁμοίῳ δὲ τῷ παρ' ἡμῖν ἐκθλιβομένῳ ἐκ τῆς ἀμπέλου. οὐ γὰρ δὴ ἀμπελοφόρος αὐτοῖς ἡ γῆ οὐδὲ μὴν ἐγχωριάζει παρ'αὐτοῖς τὸ τοιόνδε γένος. ἑτέρου δέ τινος βαρβαρικοῦ ἐνεφορήθησαν γλεύκους.*« *Menander Protector, Excerpta de legationibus Barbarorum ad Romanos. Bonnae.*

[2]) »— — — *stravam* super tumulum eius, quam appellant ipsi, ingenti comissatione concelebrant.«

welcher die Bestattung Attilas nach der Überlieferung niedergeschrieben hat, zwar das mit dem ungarischen »tor« identische »strava« steht: da wir aber wissen, dass der Gote Jordanes, welcher ein Jahrhundert nach Attila lebte, die hunnische Sprache nicht verstanden und die Überlieferung aus nicht-hunnischer Hand bekommen hatte, so glaube ich, dass es erlaubt, ja sogar in der Ordnung war, in meiner Übersetzung für das fremde Wort »strava« das (ungarische) »tor« wieder in seine Rechte treten zu lassen«.[1])

Dies war auch ganz richtig, und nachdem sich mit der Analyse des Wortes *strava* bisher noch niemand befasst hat, so wollen wir versuchen, es dem ungarischen *tor* oder umgekehrt dieses dem *strava* etwas näher zu bringen.

Die ungarische Sprache ist bekanntlich eine agglutinierende Sprache, welche die Präpositionen *zu, auf, in* u. s. w. dem Hauptworte als Suffixe anhängt: »*torra*« heisst »zum Totenmahl«, »*tornál*« = »beim Totenmahl« u. s. w.; setzen wir nun vor ersteren Fall noch den Artikel *az* (spr. as)[2]) so haben wir »*az torra*« = »zum Totenmahl« (gerufen, gegangen u. s. w.), welches das Ohr des gotischen Überlieferers leicht für *strava* aufnehmen konnte; auch in der kurzen Spanne Zeit zwischen Hören und Aufzeichnen konnte sich das »*az torra*« auf der Zunge des der hunnischen Sprache unkundigen Goten in *strava* verwandelt haben. Wir dürfen noch weiter gehen und können aus folgendem Satze das Wort *strava* vollkommen herausbringen. Wenn man sagen will: »Jenes Mittagmahl wurde für ihn zum Totenmahl«, so heisst es im Ungarischen: »*azon* (spr. ason) *ebéd az* (spr. as) *torává vált.*« In den Wörtern »*az torává*« wird das *a* und *o* ganz kurz und flüchtig, die zwei

[1]) *Thierry Amadé. Attila történelme. Übersetzt von Karl Szabó, Pest, 1865.* I. T.. S. 199—200.

[2]) Die Weglassung des *z* vor den mit Konsonanten beginnenden Wörtern geschieht erst seit verhältnismässig neuerer Zeit; übrigens giebt es Provinzialismen, in denen das *z* auch vor mit Konsonanten beginnenden Wörtern noch immer gebraucht wird.

á aber gedehnt ausgesprochen; ein fremdes Ohr kann daher das kurze *a* und *o* ganz leicht überhören, und wir haben das fertige »*strava*« des Jordanes vor uns:

s t r a v a
(a) z t (o) r á v (= w) a

Die eine oder die andere dieser Formen hat nun der gotische Berichterstatter des Jordanes erhascht und diesem letzteren als *strava* überliefert. [1])

[1]) Wir halten diesen Umstand für wichtig genug, um ihn mit einem weitern Beispiele zu beleuchten. Auch jetzt noch pflegt man bisweilen, während es früher ziemlich allgemein üblich war, ein im deutschen Texte vorkommendes lateinisches Wort in jene Endung zu setzen, welche die deutsche Präposition oder das Zeitwort regiert, z. B. »in den codicibus finden wir«. Hat nun ein der lateinischen Sprache Unkundiger diesen Satz gehört, so wird er gewiss sagen, er habe von Büchern gehört, die »codicibus« genannt werden, weil ihm ja der Nominativ »codex« oder »codices« vollkommen unbekannt ist. Leider suchen manche nicht immer die einfachste, natürlichste Erklärung, weil sie sonst nicht ihre grosse Gelehrtheit zeigen könnten. Da muss denn der ganze Kram orientalischer und occidentalischer Sprachwissenschaft aufgetischt werden, um den manchmal unsinnigsten Erörterungen einen gelehrten Anstrich zu geben. Theophylactus Simocatta nennt uns einen avarischen Priester oder Magier, der in *der Sprache der Avaren Bokolabras genannt wurde.* Da wird nun hin- und hergeraten, Wörter weither aus dem Tatarischen und Mongolischen zum Vergleich herbeigeholt, wo doch das Gute so nahe liegt, da wir aus Bokolabras zwei, beinahe ganz korrekt geschriebene ungarische Wörter (und die Avaren gehörten ja zu demselben Volke) herauslesen können. Das uralte Wort »pokol« (im Malayschen heisst »pukol« martern) die Hölle, und das uralte, einst schon verschollene, jetzt aber neuerdings in Schwung gekommene »ábra«, was soviel als den Umfang, die Gestalt, eine die Form irgend eines Körpers in ihren Hauptlinien zeigende Figur bedeutet. Es ist hier nur die Frage, ob in dem Worte Bokolabras das *s* als der Endbuchstabe des griechischen Nominativs zu gelten hat, oder ob er zum Wort wirklich gehört. In ersterem Falle haben wir »pokolábra«, wörtlich Höllengestalt, in letzterem Falle »pokolábrás«, d. h. der Höllengestaltige. Passen diese Benennungen nicht ganz gut auf den Magier mit seinen mystischen Wissenschaften, der zur Erhöhung des Effektes auch seinem Aussern die entsprechende Form gegeben hat oder vielleicht von Natur aus schon hatte? Ähnliche Spitznamen sind beim ungarischen Volke gäng und gäbe. Theophylactus sagt übrigens ganz deutlich, dass sich diese *avarische*

Der ursprüngliche Begriff des Wortes »tor« musste indessen einst ein anderer gewesen sein als heute. Wenigstens lässt das Wort »meg-torol« (er rächt) uns vermuten, dass das »tor« besonders der in der Schlacht Gefallenen daraus bestand, dass man als Vergeltung, als Rache für den Toten gefangene Feinde tötete. Hierauf zielt der Schlusssatz des an der Bahre Attilas vorgetragenen und oben mitgeteilten Klageliedes, in welchem es heisst, dass ihn nicht der Feind und auch nicht der Seinigen Verrat ums Leben brachte, sondern dass er glücklich, ohne Schmerzen, inmitten von Freuden starb; wer sollte also das für des Lebens Ende halten, *wo niemand an eine Sühne denken kann?*

In den ungarischen Chroniken finden wir auch Spuren, dass man zur Sühne für die Gefallenen gefangene Feinde niederzumachen pflegte; die Puppen, welche Toten ähnlich um die Bahre von Grumbates' gefallenem Sohne lagen, waren statt wirklich getöteter Kriegsgefangener hingelegt worden, entweder weil man keinen wirklichen zur Hand hatte, oder weil diese Sitte aus Humanität teilweise schon abgeschafft war.

Das Totenmahl ist, wie schon gesagt, noch in ganz Ungarn gäng und gäbe;[1]) es folgt auf die Beerdigung und zwar bei Reichen und Armen, bei Vornehmen und Niedrigen im Trauerhause, wobei in einem Toaste des Verstorbenen gedacht wird.

Benennung auf seine Stellung als Magier beziehe. Noch ein Beispiel! Am Hofe Attilas befand sich ein Zwerg, welchen Priscus »*Zerkon*« nennt. Unter dieser Benennung meint man wieder das deutsche Wort »Zwerg« vor sich zu haben, das Wort Zwerg im Munde der Hunnen! Lässt man »*on*«, die griechische Nominativendung weg, so bleibt »zerk«, was dem ungarischen »gyerk« (spr. djerk) doch viel ähnlicher ist als dem »Zwerg« und die veraltete Wurzel des Wortes »gyerkócz« (Bürschchen) bildet. Dieser Name mochte dem Zwerge wegen seiner kleinen Statur oder, höhnischer Weise, wegen seines Berufes als Hofnarr gegeben worden sein. Mit einem Adjutivvokal ist es als »gyerek« heute noch in Verwendung. Dass aber die Griechen für den ungarischen Laut *gy* wirklich das Dzetta gebrauchten, sehen wir ja bei dem Worte »Mazaroi«.

[1]) Es ist auch dort noch in Gebrauch, wo einst hunnische oder avarische Stämme wohnten, wie in manchen vom Weltverkehr abseits gelegenen Gegenden Oberösterreichs, dann in der Gegend von Ragusa und anderwärts.

In grösseren Städten können, namentlich bei Ärmeren, ob der beschränkten Räumlichkeiten diese Totenmahle nicht im Trauerhause abgehalten werden; da geht man also insgesamt in ein dem Friedhof zunächst gelegenes Gasthaus und trinkt ein Glas Wein, wobei auch der Mässigste, der sonst keinen Wein trinkt, mithält.

Nun wollen wir auf die Gebräuche bei Bestattungen im Eifischthale übergehen.

Wenn im Eifischthale jemand stirbt, so wird sogleich geläutet, und man bestimmt Leute an das Totenbett, die, sich ablösend, Tag und Nacht bei dem Toten wachen und beten; diesen gesellen sich auch die Verwandten zu. Dies ist die in Ungarn allseits auch heute noch übliche »Totenwache« (virrasztás). Ist der Verstorbene eine erwachsene Person, so begeben sich zwei hiezu bestimmte Gemeindebeamte, Procureurs, welchen zugleich die Funktionen der Gemeindekassiere übertragen sind, in das Totenhaus. Sie haben die Verpflichtung, sich zu erkundigen, welches die finanzielle Lage des Verstorbenen ist, wer die Erben und welches die Existenzmittel der Familie sind, ob ein Testament vorliegt u. s. w. Nach Beendigung dieses summarischen Verfahrens stellen diese Procureurs den Verwandten des Verstorbenen das Gemeindehaus zur Verfügung, um daselbst die Leidtragenden empfangen und das übliche Totenmahl abhalten zu können.

Zu den Leichenbegängnissen werden die Verwandten bis ins vierte Glied geladen.

Der Tote wird in der Kirche aufgebahrt; stirbt einer ausserhalb seines Pfarrortes, so wird sein Leichnam noch vor dem Leichenbegängnisse in den Pfarrort übertragen. Stirbt ein Eifischer unten im Rhonethale, so überträgt, beziehungsweise überführt man seinen Leichnam noch an demselben Abende auf einem Maultier oder Wagen ins Eifischthal; denn es herrscht die Meinung, dass man anderwärts als im geliebten Thale nicht so friedlich ruhen könne.

Ich hatte Gelegenheit den Bestattungsfeierlichkeiten Basil Zuffereys anzuwohnen. Sein Sarg wurde in Painsec, seinem

Wohn- und Sterbeorte, angefertigt. Ich ging gerade am Nachmittage vor dem Tage des Leichenbegängnisses von Vissoie nach Painsec und traf auf dem sehr steil ansteigenden Wege vor diesem Orte einen Mann, der ein Maultier führte, auf dessen Rücken der schmucklose leere Sarg, der Quere nach angebunden, hin- und herschwankte. Es war eine unangestrichene Truhe, an deren Kopf- und Fussbrettchen je ein kleines schwarzes Kreuz aufgemalt war; den Deckel bildete ein einfaches Brett. Der Leichnam wurde später, ich weiss nicht, ob auf einem Maultiere oder auf einer Bahre, separat nach Vissoie getragen und erst daselbst in der Kirche in den Sarg gelegt.

Als ich gegen Abend von Painsec heimkehrte, bemerkte ich den Herrn Pfarrer und seinen Kaplan im Kirchhofe. Ich ging zu ihnen hinein und sah, dass unter ihrer Aufsicht in dem kleinen Kirchhofe aufgeräumt wurde, um den zu erwartenden neuen Bewohner desselben würdig zu empfangen. Es wurde gekehrt, einige Frauen jäteten das Unkraut aus, die vielen Nelkenbüsche wurden gestutzt und die verfallenen Kreuze beiseite geschafft. Das Grab, gerade vor dem grossen Steinkreuze bei dem Hauptthore der Kirche, war schon gegraben und zwar wie in den Dörfern Ungarns, wo noch alter Brauch und alte Sitte herrscht, von den nächsten Verwandten und Freunden des Verstorbenen. Es ist dies der letzte Liebesdienst, den sie ihm erweisen können; Totengräber giebt es auf dem Lande in Ungarn und im Eifischthale nicht.

Am Morgen des Beerdigungstages wird zur Versammlung der Leidtragenden in der Kirche, beziehungsweise Kapelle des Ortes geläutet, worauf sich die Verwandten, Erben und andere dem Verstorbenen Nahestehende zum gemeinschaftlichen Frühstück vereinigen, das aus Käse, Brot und einem Glas Wein besteht. Dieses Frühstück dauert ungefähr 20 bis 30 Minuten, während welcher Zeit die Familienverhältnisse des Verstorbenen den Stoff zu gegenseitiger Besprechung liefern. Zur angesetzten Stunde versammeln sich auch die übrigen Bewohner des Dorfes und holen, während man die Glocken des Dorfes läutet, zuerst die Leiche und dann die im Gemeindehause Versammelten ab.

Am Tage der Beerdigung Basil Zuffereys, d. i. am 12. August 1886, einem Donnerstage, um $7^1/_2$ Uhr früh ertönten die Glocken der Pfarrkirche in Vissoie auf jene eigentümlich schnelle harmonische Weise, wie man dies auch in Italien zu hören Gelegenheit hat.[1]) Der ganze Zug, der schon im Gemeindehause versammelt war, setzte sich nun in Bewegung und zog mit brennenden Kerzen unter lautem Gebete in die Kirche. Die Trauernden, Männer, Weiber und Mädchen, die schon Mitglieder der Bruderschaft des Heiligen Sakramentes waren, hatten das schon bekannte Linnenkleid, die »robe de fraternité« angethan; ausserdem hatten die Männer, wie bei andern kirchlichen Feierlichkeiten, ein weisses Linnen auf den Kopf gebunden, die Weiber aber ein eben solches Linnen über den Hut gebreitet. Die weiblichen Verwandten des Verstorbenen hatten ferner einen Linnenlappen, »*barbette*« genannt, welcher das einzige sichtbare Zeichen der Trauer ist, vom Halse über die Brust herabhängen. Dieser Lappen, ein Überbleibsel des hunnischen Altertums,[2]) ist beiläufig handbreit und etwa einen Meter lang und hat am oberen Ende, gleich einer Frauenschürze, dünne Bänder, die aber kürzer sind als bei einer Schürze, weil mit diesen Bändern der Lappen um den Hals gebunden wird.

Frei herabhängend wird die »barbette« nur beim Begräbnisse selbst getragen, sonst aber ihrer Länge nach etwas

[1]) Die Glocken selbst werden nämlich nicht geschwungen, sondern nur der Schwengel an die Glocke angeschlagen und zwar mit einer Fertigkeit, dass man vollkommene Musikpiècen aufführt.

[2]) Aus den alten Überlieferungen, aus Schilderungen der Chronisten und aus den Volkssagen der Szekler wissen wir, dass die Frauen zum Zeichen der Trauer ein ungebleichtes Linnengewand anlegten. Ein anderes Trauerkleid hat das Landvolk in Ungarn nie gehabt und hat es auch jetzt nicht. In der Ormánság, im Komitate Baranya, ist es Sitte, ein Stück ungebleichter Leinwand anzulegen; es wird das »rauchige« (aber immerhin reine) Gewand geheissen. Es wird nicht nur in den Fällen, welche der Wortsinn bezeichnet, getragen. Trauer trägt, wessen Sohn oder Mann beim Militär steht oder im Gefängnis sitzt, Trauer trägt von Kindesbeinen an bis an sein Ende jeder, der mit einem augenfälligen Gebrechen behaftet ist.

zusammengedreht und an ihrem unteren Ende, neben der rechten Hüfte in die Falten des Unterrockes gesteckt, so dass sie vom Halse schräg, aber nicht straff über die Brust nach der rechten Hüfte zu läuft.[1])

Alle Frauen hatten dünne weisse oder gefärbte Wachskerzchen bei sich; die meisten derselben waren nach Art der Wachsstöcke auf Brettchen, »*palettes à chandelles*«,[2]) aufgewickelt. Nachdem man in den Bänken der Kirche Platz genommen hatte, wurden diese Kerzchen angezündet.

Der Sarg Zuffereys stand in der Mitte der Kirche auf einer Bahre.

Nach der Einsegnung wurde eine Messe gelesen, sodann ging der Zug durch das Hauptthor hinaus zum Grabe bei dem grossen steinernen Kreuze vor dem Kirchenthore. Voran schritt ein Mann mit dem Grabkreuze, hinter ihm folgte ein anderer, der den gekreuzigten Heiland trug, dann kam der Herr Pfarrer, nach ihm der Sarg, getragen von Männern, dann das Volk, zuerst die Männer, nach ihnen die Weiber. Die Männer umstanden das Grab, die Weiber aber knieten, das Gesicht dem Grabe zugewendet, dort nieder, wo sie beim Halten des Zuges gestanden hatten.

Dass der Verstorbene beliebt war, zeigte die Trauer auf den Gesichtern aller; aber weinen sah ich niemand; nur eine einzige Frau in meiner Nähe schluchzte bitterlich. Auch in

[1]) Die Dauer des Tragens der »barbette« ist nach der gütigen Mitteilung des früheren Herrn Pfarrers von Vissoie verschieden: für Vater und Mutter wird sie drei Wochen lang ununterbrochen getragen, während des noch übrigen Teiles eines Jahres aber nur an Sonn- und Feiertagen; für den Oheim, die Tante und für Geschwister trägt man sie ein halbes Jahr lang, aber nur an Sonn- und Feiertagen; für andere Verwandte nur einen Monat lang und zwar das untere Ende derselben stets an die rechte Hüfte gesteckt: frei herabhängend wird sie für alle Verwandtschaftsgrade eben nur beim Leichenbegängnisse getragen.

[2]) Diese Brettchen haben als Handgriff eine Verlängerung, welche zierlich geschnitzt und bemalt ist. Bei der Beschreibung der Ornamentik werden wir auf diese Brettchen zurückkommen.

solchen Fällen bethätigt dieses Volk seine Selbstbeherrschung, seine Mannhaftigkeit.

Nachdem das Grab zugeschüttet und das Grabkreuz in den Grabhügel gesteckt war, besprengte der Herr Pfarrer das Grab mit Weihwasser und kehrte dann mit dem Kreuzträger in die Kirche zurück; das Gefolge aber, es mochten etwa 80 Personen an der Zahl sein, ging einzeln, zuerst die Männer und nach ihnen die Weiber, an dem Grabe vorüber und besprengte mit dem Weihwedel das Grab.

Sodann begab man sich in die Kirche zurück. Ein Teil entledigte sich schon hier des Linnengewandes, der »robe de fraternité«, der andere ausserhalb der Kirche. Die weiblichen Verwandten des Verstorbenen machten die durch vielhundertjährige Sitte vorgeschriebene Toilette; einige derselben nämlich, die entfernteren Verwandten, lösten die »barbette« gänzlich vom Halse und falteten sie zusammen, um sie in der Hand nach Hause zu tragen; die näheren Verwandten aber behielten sie an, drehten sie jedoch ein wenig zusammen und steckten das untere Ende an der rechten Hüfte in die Rockfalte. Dann kehrte man teils zu Fuss teils auf Maultieren nach Painsec zurück. Dort, so sagte mir später der Herr Pfarrer, wird wieder geläutet, um die Leidtragenden zum Totenmahl zu berufen.

Stirbt ein Mitglied des Gemeinderates, so erscheinen bei dessen Begräbnis alle seine Amtsgenossen in ihrem langen schwarzen Mantel (manteau de cérémonie), an ihrer Spitze in rotem Mantel der Weibel, um dem Hingeschiedenen die letzte Ehre zu erweisen.

Zuweilen, wenn es das kalte Wetter gestattet, wird das Leichenbegängnis auf den Sonntag aufgeschoben, um ein grösseres Gefolge zu haben.

Das Totenmahl, sowie überhaupt alle offiziellen Gastmahle bei Sitzungen, nach den Wahlen u. s. w., benennen sie mit dem italienischen Ausdrucke »*merenda*«, d. h. Vesperbrot, Halbabendbrot.

Von den in andern Gemeinden wohnenden Verwandten werden, wie schon gesagt, alle bis ins vierte Glied zum Leichen-

begängnis, daher natürlich auch zum Totenmahle eingeladen; von der Gemeinde des Verstorbenen aber nehmen an dem Mahle alle Teil, also auch die nicht Verwandten.

Das Mahl besteht aus Käse, Brot und Wein; Fleisch giebt es selbst beim Reichsten nicht, weil es eben so und nicht anders Sitte ist.[1]) Die schon erwähnten zwei Procureurs besorgen das Gastzimmer, und die zwei Prudhommes untersuchen den Wein und Käse und überzeugen sich, ob von allem genug da ist. Der Wein und Käse datieren gewöhnlich vom Jahre der Vermählung des Verstorbenen, und beide wurden seitdem eigens zu diesem Zwecke aufbewahrt. Es müsste wahrlich ein sehr armer Hirte sein, der in seinem Keller nicht wenigstens *ein* grosses Fass Wein hätte, von dem er zwar nie einen Tropfen trinkt, welchem er aber die grösste Sorgfalt zuwendet; denn es ist der Wein, den man nach seinem Tode beim Trauermahl trinken wird.

Jedes Kind des Dorfes bekommt, nachdem es in der Kirche oder in der Kapelle für das Seelenheil des Verstorbenen gebetet hat, ein Glas Wein, ein Stück Brot und ein Stück Käse.

Das Mahl dauert, wie mir der ehemalige Herr Pfarrer von Vissoie sagte, gewöhnlich eine bis anderthalb Stunden.

Es werden beim Mahle drei Reden gehalten. Zuerst spricht einer der Prudhommes d. i. der Chefs de village; er dankt den Anwesenden, dass sie erschienen sind, er muntert die Gaste auf, dem Essen und Trinken zuzusprechen, weil der Verstorbene hinreichendes Vermögen hinterlassen habe, um das Mahl zu bestreiten; zum Schlusse bittet er um Nachsicht, wenn etwas mangelhaft angeordnet sei. Nach dem Prudhomme spricht der nächste Verwandte des Verstorbenen; er dankt den Anwesenden ebenfalls für ihr Erscheinen und bittet im Namen seines verstorbenen Verwandten um Verzeihung, wenn dieser im Leben

[1]) Schiner und Desor irren sehr, wenn sie von den Braten und Fleischspeisen der Totenmahle sprechen: so heisst es z. B. bei Schiner: »des bouillis, des rôtis, des plats de toute espèce couvrent la table.«

jemand beleidigt habe.[1]) Zum Schlusse kommt die Reihe des Sprechens an eine anwesende obrigkeitliche Person, oder wenn der Verstorbene aus dem Pfarrdorfe selbst war und daher auch der Pfarrer zugegen ist, an diesen. Diese obrigkeitliche Person, beziehungsweise der Pfarrer, erzählt den Lebenslauf des Verstorbenen und bittet zum Schlusse die Verwandten desselben, für die hinterbliebene Witwe oder für die Kinder Sorge zu tragen.

Am Schlusse des Mahles wird gebetet, worauf Weiber und Kinder sich aus dem Saale entfernen und nur die Erben und die stimmfähigen Männer (hommes de serment) zurückbleiben, um den ausführlichen Bericht des einen der Procureurs zu vernehmen. Dieser stattet nun Rechenschaft ab über die Zahl der Verwandten, beziehungsweise Erbberechtigten, wobei er sehr häufig die gehabte Mühe hervorleuchten lässt; er giebt Bericht über die Vermögensverhältnisse, ob Schulden da sind u. s. w. Stehenden Fusses werden sodann die nötigen Massregeln getroffen, um alle Familienverhältnisse zu ordnen und die Hinterlassenschaft zu teilen. Alle etwaigen Erbstreitigkeiten werden bei dieser Gelegenheit endgiltig geschlichtet, und es ist seit Menschengedenken kein einziger Fall im Thale bekannt, dass man die Ratschläge und den Beschluss der »hommes de serment« nicht befolgt hätte, oder dass wegen Erbschaften Prozesse entstanden wären.

Sind minderjährige Waisen vorhanden, so werden sie in der Regel den Vermöglichen, wobei Verwandtschaftsgrade nicht berücksichtigt werden, zugeteilt. Diese Liebesdienste werden, wie wir schon erwähnt haben, nicht entschädigt; und selbst die Zinsen der Einkünfte der Waisen werden nicht angetastet, sondern bis zur Grossjährigkeit der Pfleglinge kapitalisiert, und darum heisst es im Thale:

»For enen ritzo
Fa echre orfeno«.

(Um reich zu werden muss man Waise sein.)

[1]) Diesen Brauch finden wir ausser Ungarn auch in Oberösterreich, wo noch sehr viele Sitten und Gebräuche aus dem Avarentum vorhanden sind. In Oberösterreich personificiert sogar einer den Toten und spricht auch, als wäre er der Tote selbst, in der ersten Person.

Das durch die kantonale Verfassung aufgestellte Waisenamt hat dann in der Folge nie eine andere Aufgabe, als den gefassten Beschluss zu sanktionieren. Diese Geschäftsordnung besteht seit undenklichen Zeiten, was gewiss der schlagendste Beweis dafür ist, dass durch diese Einrichtung die Interessen der Betroffenen am besten gewahrt sind.

Hier muss ich noch eines eigentümlichen Umstandes gedenken, welchen Professor F. O. Wolf bei der Beschreibung des Totenmahles erwähnt; er sagt nämlich, dass man in früheren Zeiten auf den Totensarg eine grosse Zinnkanne stellte, aus der sich jeder Ankommende ein Glas Wein einschenkte und mit der Anrede »au revoir!« (auf Wiedersehen!) am Sarge anstiess und das Glas leerte. Es erinnert diese Sitte an manche ähnliche Gepflogenheiten in einigen Teilen Ungarns. Bei den Csángos im Gyimes-Passe ist es Sitte, dass man den Verstorbenen ausgestreckt auf einen erhöhten Platz legt und ihn dann des andern Tags, stets in den Nachmittagsstunden, im Beisein und unter Mitwirkung des Priesters in den Sarg legt, welcher stets aus unangestrichenem weissen Holz verfertigt ist. Darauf setzt man sich auf die Erde um die dort hingesetzten Speisen und betet zusammen, isst dreierlei Speisen und trinkt, weil dort weit und breit kein Wein zu haben ist, zwei Gläser Branntwein, selbst bei den Reichsten nicht mehr. Dies ist das sogenannte »letzte Nachtmahl«, welches sie in der *lieben Gesellschaft des Verblichenen* zum letztenmal verzehren. Am dritten Tage findet die Beerdigung statt, und nach derselben verzehrt man das Totenmahl (tor), von welchem sie sich mit den Worten entfernen: »Gott lasse den Toten ruhen!« [1] Bei den Palóczen hinwieder setzt man bei Gelegenheit des Totenmahles im Trauerhause an jene Stelle des Tisches, wo der Verstorbene zu sitzen pflegte, ebenfalls ein Gedeck, ja sogar Salz in einem Tellerchen, weil man des Glaubens ist, dass der Verstorbene bei Gelegenheit des Totenmahles unter ihnen weilt.[2]

[1] *Orbán* (Beschreibung des Szeklerlandes), II. B., S. 82.

[2] Diesen Gebrauch finden wir beschrieben in der sehr interessanten Abhandlung über die Gebräuche der Palóczen von *Alexander Pintér*. *Ethnographia*, *Budapest* 1891. II. *Jahrg.*, S. 108.

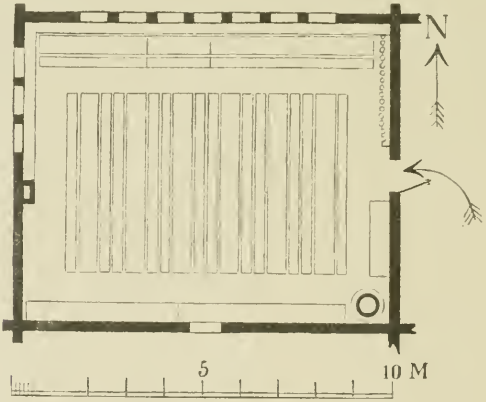
Der Weihbischof, so erzählte man mir, besuchte einst das Eifischthal und berief bei dieser Gelegenheit die Vertreter des Volkes, um ihnen die Ablegung dieser Sitte des Totenmahles anzuempfehlen und sie zu bestimmen, dass sie von den hieraus erwachsenden Ersparnissen lieber das Gehalt der Kapläne aufbessern sollten. Man antwortete ihm einstimmig, dass sie das Gehalt aufbessern, von dieser ererbten alten Sitte aber unter keiner Bedingung abstehen würden. Michael Horváth sagt in seiner kurzen Abhandlung über das Eifischthal, dass die Kantonalregierung am Anfange dieses Jahrhunderts das Totenmahl der Eifischer abgeschafft habe, weil in manchen Fällen das ganze Erbteil daraufging und die Zurückgebliebenen in Elend geraten seien. (!) Was dies anbelangt, so war Horvath sehr irrig berichtet und kannte das Eifischer Volk eben gar nicht. Jeder Eifischer würde sich denjenigen gehörig ansehen, der sich in seine Privatangelegenheiten hineinmengen wollte, zugegeben, dass sich in seinem freien Lande überhaupt jemand fände, der dies unternehmen wollte; anderseits wieder ist der Eifischer zu gerecht, zu besonnen und zu mildherzig, als dass er den Ruin irgend jemandes herbeiführen würde; alle seine Einrichtungen sind viel zu vernünftig und viel zu überlegt, als dass sie jemand zum Schaden gereichen würden.

Wir sagten, dass der Gemeindesaal (chambre communale) den Hinterlassenen des Verstorbenen zur Verfügung gestellt wird, um sich daselbst zu versammeln und das Totenmahl abzuhalten. Es ist daher notwendig, dass auch wir ein wenig in diesen Saal und in das Gemeindehaus (maison communale) blicken.

Der vormalige Herr Pfarrer von Vissoie war so gütig, dem einen »Chef de village« der Gemeinde von Ayer, Herrn Melly in Vissoie, welcher die Schlüssel des Gemeindehauses verwahrt, sagen zu lassen, dass ich den Saal besichtigen wolle. Herr Melly kam nun andern Tags vor dem Begräbnisse Zuffereys in das Hotel, um mich abzuholen.

Das Gemeindehaus steht so ziemlich in der Mitte von Vissoie und wird das Gemeindehaus von Ayer genannt, weil ja

Ayer die Gemeinde ist, zu der auch Vissoie gehört. Von der Strasse gingen wir in ein kleines Seitengässchen, dann links uns wendend über eine Stein- und dann über eine Holztreppe mit etwas altersschwachen Stufen hinauf in den zweiten Stock. Das Gebäude ist sehr alt, das Erdgeschoss aus Stein, das übrige aus Lärchenholz, das durch das Alter schon fast schwarz geworden ist. Die erste Räumlichkeit, die wir hier im zweiten Stocke betraten, war eine Küche mit einem offenen, umfangreichen Steinherde an der linken Seite, auf welchem einst die



üblichen offiziellen Mahlzeiten bei Gelegenheit der Beratungen und Versammlungen bereitet wurden. Aus der Küche kamen wir in den Gemeindesaal, dessen Grundriss zur besseren Übersicht hier beigegeben ist.[1])

[1]) Die Skizze habe ich an Ort und Stelle selbst angefertigt: die Messungen mit dem Meterstabe aber hat Herr Kaplan Salaming später vorgenommen und in der ihm zugeschickten Skizze mit einer Genauigkeit eingetragen, die nichts zu wünschen übriglässt. Diesen Grundriss habe ich dann genau den Massen entsprechend zu Hause ausgearbeitet.

Der Saal ist sehr geräumig (an den sechs langen Tischen in der Mitte allein haben 200 Personen Platz) und hat auf die Gasse (gegen Norden) sieben, in das Gässchen (gegen Westen) hinaus aber drei niedrige Fenster, neben welch letzteren in der Mitte der Wand ein steinerner Schornstein durchführt. Von der Thüre gegen die Gassenfront zu ist in Manneshöhe an der Wand ein mit runden Ausschnitten versehenes Brett befestigt, in welche damals dreizehn mit Deckeln versehene Zinnkrüge von je drei Liter Fassungsraum gesteckt waren und zwar mit der Mündung nach unten, so dass die Deckel hinabhingen. Je ein solcher Krug muss von einem jeden gespendet werden, der zum Gemeindebeamten gewählt wird; seinen Namen ritzt der Spender in den Krug ein.[1]) Wenn schon viele Krüge da sind, so können einige auch wieder weggetragen werden; nur muss immer die erforderliche Anzahl vorhanden sein. In ihnen wird der Wein hereingebracht; denn nicht nur das Totenmahl wird hier abgehalten, sondern auch jede Zusammenkunft zum Zwecke von Verhandlungen über Gemeindeangelegenheiten, der Prüfung der Gemeinderechnungen, der Verwaltung der Stiftungen u. s. w. ist mit einem Weihtrunke verbunden. Die erforderliche Anzahl Holzbecher, über 200 Stück, befindet sich in zwei Körben in der einen Zimmerecke hinter dem grossen runden Steinofen.

Der Ofen ist aus dem schon früher erwähnten Topfsteine aus dem Moirythale gebaut, steht auf steinernem Untersatze und hat einen Durchmesser von 60 Centimetern.

Die ganze übrige Einrichtung des Saales besteht aus Tischen und Bänken. Entlang der nördlichen Gassenwand ist eine unverrückbare Bank, welche an der westlichen Wand ihre Fortsetzung findet und bis zum Schornstein reicht. Ebenfalls an der Gassenwand, vor der Bank stehen ein längerer und zwei kürzere Tische mit ebensolchen Bänken. An diesen Tischen sitzen die

[1]) Es scheint auch dies ein uralter Brauch zu sein; denn wir finden auf den Goldgefässen des Fundes von Nagy-Szent-Miklós in altungarischer Schrift mehrere Eigennamen, wahrscheinlich die der Spender (der Schatz konnte ja ein Nationalgeschenk sein) eingeritzt oder eingeschlagen.

Magistratspersonen, nicht nur die gegenwärtig funktionierenden, sondern auch die gewesenen; beim Totenmahle aber sitzen an dem ersten, dem langen Tische, die Priester; denn alle, auch die Frauen, haben hier sowie in der Kirche gruppenweise ihre eigenen bestimmten Plätze. Senkrecht auf diese drei Tische stehen sechs andere, lange schwere Tische und zwölf Bänke, wo bei den offiziellen Zusammenkünften die stimmfähigen Männer der Gemeinde sitzen.

Von den hölzernen Trinkbechern im Gemeindesaale habe ich noch zu bemerken, dass es auffallend ist, von solchen Bechern in der Geschichte zu lesen und sie auch in Ungarn wiederzufinden. Attila trank bei dem von Priscus beschriebenen Gastmahle aus einem Holzbecher. In Oberungarn ist es vielerorts Gebrauch, bei den Totenmahlen aus Bechern von Birkenholz zu trinken, so z. B. im reformierten Kollegium zu Sáros-Patak.[1])

Aus dem Gemeindesaale führte mich Herr Melly in ein kleines Zimmer, wie er scherzweise bemerkte, in das »Arsenal«; da hingen an der Wand 19 Stück Schiessgewehre, teils mit, teils ohne Bajonnette, teils Steinschloss-, teils Perkussionsgewehre; auf einer Bank lag ein Bündel Schriften mit Familiennamen, die wir bereits kennen. Das Merkwürdigste aber, was mir Herr Melly zeigte, war ein uraltes, hölzernes Thürschloss, das man als Kuriosum hier aufbewahrt.

Alte Gräberfunde im Eifischthale.

Gräberfunde aus dem Altertum hat man seit Menschengedenken nur zwei zu verzeichnen und zwar alle beide in Luc.

Als ich am 9. August 1886 in Gesellschaft des Herrn Peter Pont den Servagos-Stein besichtigt hatte und wir eben

[1]) Diese Mitteilung machte mir ein ehemaliger Frequentant desselben, Herr Paul von Király, gegenwärtig Professor am Pädagogium in Budapest. Die dortige reformierte Gemeinde, welche für die Studierenden ziemlich grosse materielle Opfer

im Begriffe waren, uns von demselben zu entfernen, wies Herr Pont mit dem Finger gegen das südliche Ende von Luc, auf jenes Haus, das seinem Vater gehört hatte und das in den vierziger Jahren erbaut wurde. Sein Vater liess den Keller etwas tiefer graben, und bei dieser Gelegenheit fand man ein ganz gut erhaltenes Menschengerippe und zwischen dessen Knochen ein krugartiges gläsernes Gefäss, das gegenwärtig leider nicht mehr existiert. Ein »Lacrimatorium« d. h. Thränenkrüglein, wie es bei den Römern Sitte war, konnte es der Beschreibung nach nicht sein, sondern es war jedenfalls das Opferglas, das man, alter Sitte gemäss, dem Verstorbenen mit ins Grab gegeben hatte.

Etwas zweifelhafteren Ursprunges ist der zweite Fund, den man vor einigen Jahren machte, als man die Erdarbeiten für das neue Hotel in Luc vornahm. Neben dem (zerspaltenen) Opferstein fand man bei Planierung des Terrains eine Holzkohlenschichte von ovaler Form, deren Länge etwa über zwei Meter betrug, und inmitten welcher zwei Menschenskelette mit ziemlich gut erhaltenen Schädeln lagen, während die andern Knochen so mürbe waren, dass man sie zwischen den Fingern zerreiben konnte; nur bei dem einen war das Knöchelbein des Unterfusses hart. Pont sagte ausdrücklich, dass die Knochen nicht angebrannt waren. Bei diesen Gerippen fand man einige Arm- und Halsspangen aus Bronze, eine ebensolche Kette aus drei runden Gliedern, drei bis vier römische Kaisermünzen aus Kupfer und eine aus Bronze, die aber durch den Zahn der Zeit derart zerfressen waren, dass die Schrift vollkommen unleserlich, der Kopf immerhin aber erkennbar ist. Leider hatte ich kein Stanniol bei mir,

Art der Verzierung auf den Arm- und Halsspangen.

bringt, gewärtigt dagegen von ihnen andere kleine Dienste. vor allem aber, dass sie sich unter der Bürgerschaft bekannt machen. Zum Leichenbegängnis reicherer Bürger wird stets der Sängerchor der Studentenschaft eingeladen. um daselbst zu singen. Nach der Beerdigung schickt man dann Braten, Bäckerei und Wein zur Abhaltung des Totenmahles ins Kollegium. und dieser Wein wird nicht aus Gläsern. sondern aus Holzbechern getrunken.

um von den Münzen einen Abdruck zu nehmen, um sie dann zu Hause durch Vergleichung bestimmen zu können. Die Arm- und Halsringe sind ohne Zweifel aus der Zeit der Völkerwanderung. Das Maximalalter dieses Fundes könnte nach den Münzen sehr leicht bestimmt werden; sie sind noch immer im Besitze des Herrn l'ont.

Überreichung der Erstlings-Alpenprodukte (Prémices) an den Pfarrer.

Wir haben bereits weiter oben erwähnt, dass der Pfarrer von Vissoie oder in dessen Verhinderung sein Vikar einige Tage, nachdem die Herden die Alpweiden bezogen haben, von Alpe zu Alpe geht und den Segen spendet. Dafur gehört ihm die Milch eines Tages, des dritten Tages nach dem Beziehen der Alpweide, von sämtlichen Alpen. Es ist dies eine Abgabe, die der Pfründe zugesichert ist. Aus dieser Milch, welche nicht abgerahmt wird, werden »fette« Käse erzeugt, die man als die Erstlings-Erzeugnisse des Alpweidens »*Prémices*« nennt.

Am vierten Sonntage im August findet die feierliche Übergabe dieser Käse an den Pfarrer statt. Dieser Tag ist ein Festtag für das Thal. Die Hirten bringen an diesem Tage früh morgens den Käse in das Pfarrhaus und frühstücken daselbst. Der Richter und sein Stellvertreter (châtelain und lieutenant) sowie die Schreiber untersuchen die Kase und machen allenfalls ihre Ausstellungen. Hierauf geht man zur Messe. Sämtliche Alpen-Maîtres d. h. Oberhirten, 15 an der Zahl, gehen in Reih und Glied, ein jeder seinen Käse auf der Schulter oder unter dem Arme. Der Maitre der Torrent-Alpe, welcher stets den grössten Käse, cirka 80 Pfund schwer, erzeugt, stellt sich an ihre Spitze, die übrigen folgen, je nach der Grösse

und Schwere ihres Käses; der Hirte der Ponchette-Alpe mit dem kleinsten Käse gegen acht Pfund schwer, beschliesst den Zug. So rangiert, treten sie durch die südliche Pforte in die Kirche und marschieren vor den Hochaltar, zu dessen beiden Seiten auf ihren gewöhnlichen Plätzen die Magistratspersonen im schwarzen, der Weibel im roten Mantel sitzen. Vor dem Altar werden die Käse niedergelegt und den Hirten vom Pfarrer der Segen erteilt. Nach der Messe gehen die Senner in derselben Reihenfolge, jeder mit seinem Käse, dann die Beamten und obrigkeitlichen Personen, 50 bis 60 an der Zahl, durch die nördliche, dem Pfarrhause zugewendete Kirchenthüre in das Pfarrhaus, wo die Übergabe der Käse an den Pfarrer stattfindet; darauf aber steigen sie sämtlich, Oberhirten, Beamte und obrigkeitliche Personen, hinauf in das getäfelte, blau angestrichene Gast- und Wohnzimmer des Pfarrers zum Mittagmahle, setzen sich an die schweren Nussbaumtische, laben sich an dem feurigen Vin de glacier und verspeisen mit gutem Appetite das lang entbehrte Schaf-, Rind- und Schweinefleisch.

Bei dem Mahle werden drei Reden gehalten. Die erste Rede hält der Oberhirt von der *Torrent-Alpe*; denn diese Alpe ist die »*Königin*« aller Alpweiden des Thales wegen des Reichtumes an Futter, während die *Lée-Alpe* das würzigste Gras hat.[1]) Der Oberhirt der Torrentalpe sagt in seiner Rede, dass er das Möglichste gethan habe, um guten Käse zu erzeugen;

[1]) Darum sagt das Sprichwort:

»*Torren ly reina,*
Sorreboi ly bella,
Ly Lée pourte la flour.

(Torrent la reine, Sorrebois la belle, La Lée porte la fleur, d. h. Torrent die Königin, Sorrebois die Schöne, Lée trägt die Blume). Die Lée-Alpe betreffend hängten jedoch diejenigen, die dort kein Weiderecht haben, den ironischen Zusatz an:

»*Fo le avalenze e le coliours*«

(pour les avalenches et les couloirs, d. h. für Lauinen und Steinschläge), was sagen will, dass die würzigen Blumen der Lée-Alpe nicht für die Kühe, sondern für die (sie wegreissenden) Lauinen und Steinschläge wachsen.

wenn er aber doch nicht so ist, wie er sein sollte, so wolle der Herr Pfarrer Nachsicht haben.[1])

Die zweite Rede hält der Richter (juge, hier aber noch immer châtelain genannt).

Die dritte Rede hält der Pfarrer, der sich für die Gabe bedankt.

Wir dürften nicht irren, wenn wir auch in dieser mit kirchlicher Ceremonie verquickten Übergabe der Käse ein altes rituelles, nun dem christlichen Glauben angepasstes Überbleibsel aus grauer Vorzeit erblicken.

Dies sind die Sitten und Gebräuche, wie wir sie im Eifischthale allseits und von allen heute noch befolgt finden, weil auch die später eingewanderten wenigen Italiener sich den hunnischen Ureinwohnern vollkommen assimiliert haben.

Die Grundzüge dieser Gebräuche sind, wie wir aus den angestellten Vergleichen gesehen haben, die alten, nämlich die von den hunnischen Voreltern ererbten, aber manche ihrer Nuancen sind bereits verloren gegangen; denn schon in Maltens »Bibliothek der neuesten Weltkunde«[2]) werden jenem alten Manne aus Vissoie, welchen der damalige Pfarrer dem anonymen Reisenden zuliebe, der bei ihm zu Gaste war, ebenfalls zu Tische geladen hatte, folgende Worte in den Mund gelegt: »Seit der Christianisierung sind die meisten unserer alten Gebräuche verschwunden, und diejenigen, welche bei Geburten, Hochzeiten, Todesfällen, den Frühlings- und Herbstfeierlichkeiten noch vorhanden sind, verlieren von Jahr zu Jahr mehr von ihrem ursprünglichen Gehalte, so zwar, dass auch diese jenen kaum mehr ähnlich sind, die ich in meiner Jugend gesehen habe.«

[1]) Bei einer Gelegenheit sagte er scherzweise umgekehrt, wenn er seine Schuldigkeit auf der Alpe auch nicht gar so getreu erfüllt habe, so werde er sie hier bei der gut besetzten Tafel um so treulicher erfüllen.

[2]) Ich kenne, wie schon erwähnt, die in Maltens Weltkunde enthaltene Abhandlung über die Eifischer nur aus dem ungarischen Auszuge in der Zeitschrift *Tudománytár* IV. und V. *Band* aus den Jahren 1834 und 1835.

Also auch gänzlich verschwunden sind manche Gebräuche der Eifischer, darunter auch die Frühjahrs- und Herbstfeierlichkeiten, die wir ja doch auch in Ungarn finden!

Ja, die »moderne Civilisation« macht die guten alten Sitten und Gebräuche verschwinden und mit ihnen, in sehr vielen Fällen, auch die Einfachheit, die Biederkeit und Lauterkeit des Volkes.

Geisterwelt und Sagen.

Die Neigung zum Glauben an eine Geister- und Feenwelt war im ungarischen Volke so siemlich lebendig und ist eben noch ein Andenken an den alten Glauben; aber im allgemeinen ist zu bemerken, dass sich der Aberglaube beim ungarischen, daher auch beim hunnischen Volke nicht bis zur Blindgläubigkeit verhärtet hat, sondern sich mehr wie ein Spiel des Gemütes äussert.

Wir wollen hier in aller Kürze zusammenfassen, was in dem Werke »Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild« so schön und klar geschildert ist,[1]) teils um die notwendigen Vergleiche selbst anstellen zu können, teils um demjenigen Eifischer, der diesen Artikel noch weitläufiger behandeln wollte, den leitenden Faden zum Vergleich in die Hände zu geben.

Im Ungarischen ist der alte Name der Fee »*bába*«; daher die Benennung des Regenbogens »*bába bukra*« (Band der Fee). Daher stammt auch das Wort »*déli báb*« für die Fata Morgana, welche nach der Volkssage aus der Liebe der Sonne und des Meeres entsteht, gehindert durch den Vater: die Puszta (Heide, männlich gedacht). Das Kind dieser heissen Liebe ist die Erscheinung, welche das Meer nachahmt und zur Sonne emporsteigt. In Ungarn hatte Csallóköz (die Insel Schütt) mit ihrem

[1]) *Ungarn, I. Band, 1888, S. 326—332.*

alten Namen »*tündérkert*« (Feengarten), den Ruf als Feenheimat. Da kämmten Feenmädchen ihr goldenes Haar und liessen dessen Fäden in den Strom fallen; noch jetzt leben dort Leute von Goldwäscherei. Das Wort *Septem Castra* (Siebenbürgen) selbst gründet sich auf die von Feen errichteten sieben Burgen: Arany, Déva, Kecskekő, Firtos, Tartód, Torja und Bálványos. Hier war der goldene Garten der Feen; hier suchte der Königssohn Argyrus seine goldlockige Ilona.

Einen Gegensatz zu den Feen bildet Frau *Eisenmase* (vasorrú bába), die Verkörperung des Bösen und Schrecklichen.

Eine gewaltige Macht ist in den Volksmärchen der *Drache*, der vom Volke Jungfrauen zum Opfer heischt. Gewöhnlich hat er sieben Köpfe, dabei aber menschliche Hände, mit denen er centnerschwere Keulen schleudert, bis ihm endlich der Königssohn mit seinen gefeiten Waffen alle sieben Köpfe abhaut und so das geplagte Volk von ihm befreit.

Ein Gespenst niedrigeren Ranges ist der »*lidércz*« (auf der Insel Schütt »*iglicz*«) oder Kobold, der in Gestalt eines redenden Huhnes erscheint und dem Hause Geld zuträgt; jedoch heisst auch der in den Mooren tanzende Irrwisch »*lidércz*«.

Auch *Riesen* erwähnt die Volkssage neben den Feen; sie erschrecken durch unbändige Körperkraft. Da sind der »*Fanyövő*« (Baumausraufer), der »*Vasgyúró*« (Eisenkneter), der »*Kőmorzsoló*« (Steinbröckler). Ihr Beruf ist, sich von den sagenhaften Helden mit Hülfe der Feen besiegen zu lassen. Noch grösser als die Macht der Riesen ist aber die des »*máknyi makk-ember*« (mohngrossen Eichelmännchens), der gewissermassen die Nemesis darstellt.

Unter die Figuren der magyarischen Volkssagen gehört ferner der *Vogel Greif*, der das Gold und das edle Gestein hütet, dem Helden Drachentöter aber aus Dank, weil dieser ihm die Eier gegen den Drachen beschützt hat, dienstbar wird und ihn auf seinem Rücken aus der Tiefe der Drachenschlucht hinaustragt.

Die originellste Figur der magyarischen Volkssage ist aber der »*Táltos*«. Ursprünglich bezeichnete dieses Wort den heid-

nischen Opferpriester, im Volksmund aber ist es zum Namen irgend eines wunderkräftigen Rosses geworden (wiewohl man es nebenher auch auf den Menschen angewendet findet). Das Ross Táltos lebt elend auf dem Misthaufen und sieht einer Schindmähre gleich; aber der Wunderheld erkennt es trotzdem und wählt sich kein anderes aus einem ganzen Stall von Pferden. Er füttert die elende Mähre mit gluhenden Kohlen, und da verwandelt sich der Táltos plötzlich in einen goldmähnigen Hengst, der bald fünf, bald wieder nur drei Füsse hat; bald fehlt ihm ein Kinnbacken, bald tritt er dreiköpfig auf; er trägt seinen Reiter durch die Luft, schnaubt dessen Feinde im Kampfe mit Feuer an, versteht Menschenrede und spricht nach Menschenart, er prophezeit und erteilt Ratschläge.

Feen- und Menschenwelt verknüpft der Begriff des »*garabonczás*«, eine volkstümliche Gestalt in zerfetztem, aufgeschlitztem Mantel, die Mütze rings mit Federn besteckt; der Mantel heisst »*felleghajtó*« (Wolkentreiber), und der ihn trägt, ist der Hagel- und Sturmbringer. In der alten Heidenzeit mögen die Garabonczen [1]) die schriftkundigen Zauberpriester des magyarischen Volkes gewesen sein; als das Christentum erstarkt war, entwürdigten sie sich zu fahrenden Gauklern (trufatores, ioculatores), welche singend von Dorf zu Dorf zogen. Der Volksglaube schreibt ihnen wohlthätige und rachsüchtige Neigungen zu. Der zerlumpte Geselle bedankt sich für empfangene Almosen mit dem Spruch: »Gabst du, wirst auch geben; hast du gehabt, hast und wirst du haben« und erweist sich dem Landwirt hülfreich; wo man ihm Brot, Milch oder Eier mit einem »Nichts da« versagt hat, antwortet er: »Nun, dann sei auch nichts da!« und eine Stunde später wird der Landstrich von Hagel und Sturm verwüstet. Seine Wissenschaft aber steckt in dem Büchlein, das er im Schnappsack führt. Mit dessen Hilfe vermag er den Drachen aus dem Sumpfe »herauszulesen«, zäumt ihn auf, besteigt ihn und lässt sich um ein Land weiter tragen.

[1]) Vergessen wir nicht, dass die buddhistischen Priester Bonzen heissen.

In Ungarn spielt der berüchtigte Szegediner Hexenprozess, in dem wir die ganze Schauermäre der Phantasie eines aberglaubischen Zeitalters so recht zum System zusammengefasst finden: wie die Hexen sich dem Teufel zuschworen, wie sie mit ihm auf dem Blocksberg tanzten u. s. w. Heute glaubt das kernmagyarische Volk an keine *Hexen* mehr.

Von den Volkssagen und Märchen der Eifischer hat man noch nicht viel gesammelt. Bischof Michael Horváth war meines Wissens der erste, der, als er im Jahre 1853 einige Tage hier weilte, seine Aufmerksamkeit denselben zuwendete und uns einige »mythologische« Namen, so nennt er sie, aufgezeichnet hat.[1]) Als ersten nennt er:

Gargantoa, einen Riesen, der, mit dem einen Fusse auf dem einen, mit dem andern Fusse auf dem andern Berge stehend, aus dem Bache trinkt und dabei ganze Tannenstämme verschlingt. Dieser Riese entspricht so ziemlich dem »Baumausraufer« der ungarischen Märchen.

Ladonna ist ebenfalls ein böser Geist, welcher nachts, aber nur bei Mondenschein in den Bergen herumgeht und diejenigen Menschen, die er dort vorfindet, durchprügelt.

Kurtatzawasch, ein Nachtgeist, der durch jede Spalte des Hauses einzudringen vermag und die Menchen zu springen und zu tanzen zwingt, bis sie halbohnmächtig vor Ermüdung niedersinken.

Follaton pflegt sich nachts in solche Häuser hineinzustehlen, wo ein säugendes Knäblein ist. Follaton saugt es und, indem er sich auf dasselbe legt, erdrückt er es.

Tupil ist ein böser Geist, welcher die schlafenden Menschen quält. Von ihm giebt es die folgende Sage. Ein alter Soldat, welcher im Eifischthale wohnte, nahm seinen Säbel stets zu sich ins Bett, um sich gegen Tupil, im Falle dieser ihm etwas an-

[1]) *Kisebb történelmi munkák* (kleinere geschichtliche Werke). S. 459 bis 460.

haben sollte, verteidigen zu können. In einer Nacht hörte er ihn in seinem Zimmer herumschlarfen, ergriff seinen Säbel, sprang auf und versetzte dem Gespenste einen derartigen Hieb, dass es sofort mit einem Geräusche zusammenbrach, als wäre es eine starke Kuh. Aber wie gross war sein Erstaunen, als er Licht angezündet hatte und sah, dass das, was er für ein Ungeheuer gehalten, der Leber einer Kuh ähnlich war.

Manche Märchen und Volkssagen der Eifischer beziehen sich auf den Kampf des Menschen mit den Naturkräften. Ein solches Märchen ist folgendes. Zwei Schwestern hatten jede einen Geliebten, von denen sie an einem Frühlingsabende überrascht wurden, als sie gerade gewisse Kräuter kochten. Böses ahnend, versteckten sich die zwei Männer unter das Bett, um zu sehen, was weiter geschehen werde. Hier vernahmen sie nun, dass die Schwestern dieses Kräuterwasser in der Morgendämmerung auf das Feld zu schütten gedächten, um Frost zu erzeugen. Hiedurch überzeugt, dass die Schwestern Hexen seien, wollten sie von ihnen das Thal befreien; als sie daher merkten, dass die Schwestern eingeschlafen waren, krochen sie hervor und schütteten das zum Schaden anderer bereitete Zauberwasser auf die Schwestern, die dann im Augenblicke erfroren.

Anziehender und zugleich lehrreich sind jene Märchen der Eifischer, von welchen einige Herr Joachim Peter nach den Erzählungen seines Grossvaters und anderer alter Leute niedergeschrieben und mir im Jahre 1887 übersendet hat; denn es ist in ihnen von der Einwanderung ins Thal, von den alten heidnischen Opfern, von wirklich stattgefundenen Naturereignissen und entschwundenen Ortsnamen die Rede. Herr Joachim Peter bemerkt in seinem Briefe, dass er beim Niederschreiben die Einfachheit des Stiles, in welchem ihm diese Märchen erzählt worden waren, beibehalten habe;[1]) daher auch wir beim Übersetzen die Originalität vor Augen hielten. Die erhaltenen Sagen sind die folgenden.

[1]) »Dans la rédaction j'y ai conservé l'idée primitive: plus légendaire que naturelle.« *Ayer, 23 février 1887.*

I.

Nach einer alten Sage,[1]) so behaupten viele Ältere meines Ortes (Ayer), wurde das Thal von Anniviers von drei Männern, welche von der Seite von Italien her kamen, entdeckt und ursprünglich bevölkert. Sie kamen wahrscheinlich vom Val Tournanche her über den Zmuttgletscher und über den Pass von Durand. Sie liessen sich zuerst in dem südlichsten Teile des Thales nieder; dann allmählich in die unteren Teile sich verbreitend, rückten sie hernach in die Ebene von Sierre vor. Diese Behauptung entbehrt nicht aller Gewissheit. In der That, je weiter man in dem Thale aufwärtssteigt, desto mehr altertümliche Gegenstände bemerkt man. Die Gebäude und die Weiler sind viel altertümlicher, ihre Form nicht so neu. Es giebt da viele altertümliche Monumente und Druidensteine. Der Boden zeigt eine lange und alte Kultur; jetzt ist sie erschöpft. Der ganze Boden des äussersten Südens wurde sehr fleissig nutzbar gemacht, und von diesen abgelegenen Gegenden hört man sehr viele und alte Geschichten. Hier folgt die eine, die *Geschichte von Riborrey und der Alpitetta.*

Die Alpitetta ist gegenwärtig eine kleine Alpe, Einwohnern von Salquenen gehörig, einem Dorfe auf dem rechten Ufer des Rhoneflusses. Sie hat vom Fusse an eine Höhe von 2260 Metern und ist am östlichen Thalabhang im Innersten des Anniviersthales gelegen. Am Fusse dehnt sich der grosse Durandgletscher aus; gegenüber befindet sich die gefrorne Masse des Moming und darüber das Weisshorn mit seinen Gletschern. Dies ist die letzte, von ewigem Schnee umgrenzte Rasenfläche. Dessenungeachtet lebte ehemals auf der Alpitetta ein Witwer mit seiner einzigen Tochter; er hiess Riborrey. Seine gewöhnliche Beschäftigung war Ackerbau. Er besass zahlreiche Herden, welche er auf den Weiden

[2]) Bei dieser Sage bemerkt Herr Joachim Peter folgendes: »L'histoire de l'Alpitetta que vous me demandez ne figure sur aucun manuscrit que je connaisse en Anniviers. Mais je crois qu'elle fait partie des légendes de la Suisse romande que je n'ai jamais lues. C'est pourquoi, je vous la transmet telle que me l'ont racontée autrefois mon aïeul et d'autres anciens de ma localité.« *Ayer 23 février 1887.*

der Alpe gleichen Namens nährte. Er wohnte daselbst das ganze Jahr hindurch. Der Ertrag vom Vieh und die Erzeugnisse des Bodens genügten reichlich seinen Bedürfnissen und seiner Haushaltung.

Es ist zu bemerken, dass damals die Zeiten besser und die Natur viel günstiger war. Riborrey sah nie Eis bei seinem Brunnen, nie, das ganze Jahr hindurch, Schnee oder Reste von Lauinen in diesen hohen Gegenden, welche jetzt sehr rauh sind. Riborrey betrieb dort mit Erfolg den Landbau und pflanzte Weinreben. Man bezeichnet noch den Ort, wo der Garten sich befand und wo man den letzten Weinstock zog. Die Ernten waren immer reichlich, und die Scheunen füllten sich mit reichen Vorräten. Alles gedieh vollkommen. Auch Vater und Tochter lebten glücklich und ruhig in dieser friedlichen Lage.

Sie verkehrten mit niemand als mit dem Müller von Cotademeya und dem Besitzer der Lée-Alpe, ihrem Gegenüber, wo sie ihr Brot backen liessen. Ihre Gewohnheiten waren rauh und ihre Sitten einfach, aber rein.

Zum Gottesdienst begab sich Riborrey gewöhnlich auf den Kuh-Felsen (roc de la vache), wo man sich zu den Opfern versammelte, welche in Morasse oder Venège gefeiert wurden. Manchmal wohnten sie in letzteren Orten dem öffentlichen Gottesdienste bei. Dort offenbarte sich die Geradheit und Lauterkeit seiner Gesinnung durch Wunder. So geschah es einst, dass während der Opfer die Strahlen der Sonne seinen Mantel aus grobem Wollstoff emporhoben und schwebend in der Luft erhielten. Eines Tages sah er einen Teufel, wie er die Fehler und Verirrungen der Getreuen auf eine Ziegenhaut aufzeichnete. Das Pergament war bald angefüllt. Um Raum zu gewinnen, wollte der Dämon die Haut ausdehnen, indem er dieselbe auf der einen Seite mit den Zähnen, auf der andern mit den Krallen packte. Aber die Zähne blieben in der Haut stecken, und der Teufel stiess in seinem Zorne mit den Hörnern gegen die Mauer. Welch abscheuliches Gesicht er schnitt! Riborrey hatte ein Lächeln, und alsbald sank der Mantel. Um seinen Fehler zu

sühnen, opferte er dem Herrn, man sagt, eine junge Kuh und einen Bock. Der letztere entschlüpfte den Händen des Opferpriesters und lief in der Richtung des Besso (ein Felsberg), wo er fortan im Zustande der Wildheit fortlebte. Man hält ihn für den Stammvater der Steinböcke, welche man ehemals in dieser Höhe antraf, und von welchen der letzte durch den Beamten[1]) Cotter erlegt wurde, welcher wohl vor dem letzten Jahrhundert gelebt hat.

Unterdes schwanden die Jahre im Fluge. Riborrey nahte dem Alter, während seine Tochter in den Jahren stand, in denen Mädchen Träumen nachhängen. Aber sie widmete sich ganz der Wohlfahrt ihres Vaters.

Gleichwohl fühlte dieser immer mehr die Schwächen seines hohen Alters und fasste den Entschluss, die Alpitetta zu verlassen, um sich gemächlich in der Rhone-Ebene niederzulassen. Immer aber zögerte er, diesen Entschluss auszuführen, indem er sich nicht entschliessen konnte, seinem Geburtsort Lebewohl zu sagen, wo er so lange glücklich gelebt hatte.

Trotzdem rief er eines Abends im Herbst seine Tochter und sagte: »Die Zeiten haben sich geändert, die Jahre vergehen. Sieh, am Fusse des Moncerna ein Schneefeld, welches die Sonne des Sommers nicht schwinden machen konnte; dies ist ein Zeichen, dass wir fortziehen müssen.« Einige Tage darnach fand man das Wasser im Becken gefroren: dies war das Zeichen zur Abreise. Alsbald machten sie sich auf den Weg mit allem, was sie besassen, und siedelten sich im alten Siders an, wohin sie ihre ungeheuren Reichtümer überführten. Die Alpitetta wurde dem Landesherrn geschenkt.

Riborrey hatte es indessen zu bereuen, sich in Siders niedergelassen zu haben. Dort gab es andere Sitten und Gebräuche; die Bevölkerung war sehr verdorben. Die Tochter, die nun keine Wolle mehr zu spinnen und keine Herde mehr zu hüten hatte, dachte mit Sehnsucht an die Süssigkeiten eines weniger

[1]) Im französischen Texte heisst es »officier«: Cotter konnte mithin auch Offizier gewesen sein.

einsamen Lebens und unterhielt alsbald Beziehungen mit einem jungen Manne von Siders. Als der Vater davon Kunde erhielt, widersetzte er sich energisch diesem Verhältnisse. Er zog einen robusten Anniviarden als Gemahl seiner geliebten Tochter allen andern vor. Aber ein Anniviarde kam nicht, und diese nahm ihre alten Beziehungen von ehemals wieder auf. Nun aber nahmen die beiden Liebenden, um die Wachsamkeit des Vaters zu täuschen, ihre Zuflucht zur List. Die Liebe ist ebenso erfinderisch als blind. Sie beschlossen, sich falsche Schlüssel zu verschaffen, mit deren Hülfe der Liebhaber nach Belieben in das Gemach seiner Geliebten Einlass fand. In dieser Absicht machte eines Tages die Tochter, als Riborrey Brot bereitete, zwei Abdrücke von den Schlüsseln in ein Stück Brot, welches sie ihrem Zukünftigen übermittelte, um daraus für ihr Übereinkommen Nutzen zu ziehen. Dieser Betrug wurde entdeckt. Der Vater verfluchte im Anfalle des Zornes seine Tochter, welche sich in eine scheussliche Schlange verwandelte. In diesem Zustand sah man sie immer das Haus ihres Vaters umkreisen, der bald darnach aus Kränkung starb. Sie hütete sorgsam die Schätze, welche sie hätte erben sollen, und erwartete, dass jemand sie erlösen komme. Die Bedingungen der Erlösung waren folgende: zwischen zwölf und ein Uhr in der Christnacht sollte sich ein junger Mann dreimal von dem verfluchten Mädchen umarmen lassen, welches sich das erste Mal in der Gestalt einer Schlange zeigte, das zweite Mal als schreckliche Kröte, das dritte Mal als schrecklicher Drache. Derjenige, dem es gelang, sie zu erlösen, sollte sich der Schätze Riborreys erfreuen und die Tochter heiraten, welche, wie man sich wohl denken kann, wieder die Schönheit und Anmut ihres ursprünglichen Wesens annehmen sollte.

Mehrere versuchten, sie zu erlösen, aber keinem gelang es. Man versichert, dass vor nicht gar langer Zeit ein gewisser Revilloud von Siders den Versuch machte; es fehlte ihm im letzten Augenblicke der Mut, die Bedingungen zu erfüllen. Das Ungeheuer gelangte auf seine Knie, so dass schon der Schnurr-

bart die Gestalt berührte. Er schauderte und warf diese ungestüm von sich. Die Schlange sagte, indem sie sich zurückzog: »Niemals werden die Revillouds glücklich sein.« Und in der That, ihre Nachkommen sind im Elend bis jetzt.

Seitdem zeigte sich das verfluchte Mädchen nicht mehr. Es zieht vor, das Ende seiner Qual abzuwarten, und kümmert sich nicht mehr, erlöst zu werden.

II.

Gegenwärtig existiert das alte Siders nur mehr dem Namen nach. Die Stadt wurde vernichtet, wie eine alte Sage uns berichtet, zur Strafe für die Gottlosigkeit ihrer Bewohner, und zwar auf folgende Art.

Ein Armer kam an einem Winterabend in Siders an. Es war kalt, die Erde mit Schnee bedeckt. Die Bevölkerung ergab sich der Freude und Schwelgerei. Der Dürftige flehte die Barmherzigkeit an. Er wurde aber misshandelt und halb sterbend am Wege liegen gelassen; aber ein Weib hob ihn auf, nahm ihn in ihr Haus auf und pflegte ihn dortselbst.

Diese gute That fand ihre Belohnung. Der Fremde, ein wenig hergestellt, sagte zu seiner Wirtin: »Brave Frau, Ihr waret mitleidig; ehe ich fortgehe, will ich Euch eine Warnung geben. In dieser Nacht werdet Ihr im Orte grossen Lärm hören, hütet Euch aber wohl nachzusehen, und es wird Euch nichts geschehen.« Er ging, und die Frau blieb in Ungewissheit zurück. In der Nacht indessen erwachte sie über herzzerreissendes Geschrei voll schrecklicher Herzensangst. Die Neugierde bewog sie, ein Auge an das Fenster zu legen. Sogleich brannte ihr ein Flammchen dasselbe aus. Des Morgens welch ein Schauspiel! Die Stadt war verschwunden, um an ihrer Stelle den Seen von Gerunden Platz zu machen, welche man noch heutigen Tages sieht. [1])

[1]) Diese Sage mahnt uns an die Rachsucht des Garabonczás der ungarischen Volkssagen.

III.

Im Laufe meiner Erzählung erwähnte ich eines Ortes genannt Venège. Man suche denselben ja nicht auf der Karte, er existiert nicht mehr. Er verschwand gänzlich in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung unter einem grossen Bergsturz, welchen man drei Kilometer aufwärts vom Dorfe Ayer bemerkt, zu welchem er gehörte; dort, sagt man, sei der Platz. Ganz nahe daneben sieht man auch die Überreste eines Schlosses des Barons Coor. Eine sagenhafte Geschichte berichtet über die Zerstörung folgendes.

Die Hexe Ravazeo verliess den Cruiha, um auf den Zamplan bei Mission zu gehen. Sie ging durch Venège, gefolgt nach Art eines Hundes von einem bläulichen Fuchs. Die Bevölkerung des Dorfes stürzte sich, entsetzt über die Alte, auf den Begleiter ihres Lebens. Die Hexe verfluchte das Dorf, lud eine ihrer in diesem Orte verheirateten Töchter ein, sich zurückzuziehen und hurtig zu ihr zu kommen. Diese traf in aller Eile ihre Vorkehrungen zur Abreise und wusch ihre Wäsche am St. Thomas-Tage.

Die Obrigkeiten des Dorfes verboten ihr, an einem Feiertag zu arbeiten. Aber die Frau antwortete ihnen: »Bouïa bouieray, Thomâ tommeray, Villa feindray« (meine Wäsche wird fertig gewaschen, am St. Thomas Tage wird es schief gehen, das Dorf wird vernichtet werden). Hierauf nahm sie alles, was sie besass, und ging fort. An demselben Abend setzte sich der Fehola (Berg) in Bewegung und bedeckte Venège einige hundert Fuss hoch mit Felsen, Kies und verschiedenen Trümmern. Die Einwohner retteten sich zum Teil, aber ihre Habe wurde unter dem Schutt begraben. Die Schatzgräber behaupten, dass sich grosse Schätze unter diesem Schutte befinden. Abenteurer gruben unter einem Steine, welcher einen Schatz bergen sollte, und fanden, wie man sagt, einen alten Topf, welchen sie nicht herausheben konnten, so gefüllt war er mit alten Schätzen. Während sie sich anstrengten, sich desselben zu bemächtigen,

sagte ihnen eine Grabesstimme: »Rührt nicht daran, dieses Gut gehört den Erben des Marguet Blanc!« Bestürzt machten sich die Sucher mit leeren Händen davon. Diese Gegend heisst »*Pirra de l'aula*« (Fels des Topfes). Auch andere Sagen knüpfen sich an diese Ruinen.

IV.

Morasse, eine andere vorher erwähnte Gegend, bewahrt auch alte Überlieferungen. Obgleich sie jetzt im Gegensatze zu früher bedeutend rauher ist, besitzt sie doch noch einige Häuser, welche im Winter bewohnt sind. Man zeigt dort das Pfarrhaus. Eine kleine Gesellschaft von Männern, welche alljährlich manche Lustbarkeiten veranstaltet, ruft die alten Erinnerungen zurück

Morasse ist auf dem linken Ufer der Navisence gelegen, am Rande der Gougra, eines Wildbaches, welcher von Moiry kommt, wo sich die Alpe von Torrent befindet, von welcher hier eine traurige Geschichte folgt.

Die Torrent-Alpe ernährte zahlreiche Herden. Es giebt da fette Weiden ohne jede holzige Pflanze. In einer Epoche, die unserer Zeit ziemlich weit vorausliegt, verwaltete diese Alpe ein halbes Dutzend fleissiger Männer, die von beiläufig hundert Melkkühen allen nur möglichen Nutzen zogen. Jeder von ihnen hatte seine bestimmte Arbeit. Der älteste, der »*maître*«, machte Käse, der Kuhhirt, der »*villy*«, mit dem Hirtenjungen, »*dolin*«, hütete die Herden; der Ziegenkäse, sowie die Butter wurden von dem Hirten, »*pâto*«, gemacht, unterstützt von der Magd, »*micye*«; der Knecht, »*viget*«, schaffte das Holz und Futter. Die Magd spielte den Dudelsack, dessen fröhlicher Schall das Herz ihrer guten Herrin, eines arbeitsamen Mädchens von Grimenz, erheiterten.

An einem der Hundstage verliess der Oberhirte, »*ménestrier*«, seine Kameraden, um im Dorfe einige Weisen aufzuspielen. Während seiner Abwesenheit kam eine Räuberbande aus der Gegend von Aosta, stürzte sich auf die Erzeugnisse der Alpe

und nahm alles, was es da gab, nachdem man die Hüter auf folgende Weise getötet hatte. Der Käsemacher ward in eine Käseform gedrückt und mit grossen Steinen beschwert; dem Kuhhirten trieb man seinen Schäferstab in den Hals bis in den Bauch; in einen grossen Kessel, gefüllt mit kochender Molke, steckte man den Berciter des Ziegenkäses; der Knecht ward an die Füsse eines bösen Maultieres gebunden, und der zweite Schäfer in einem nahen Teiche ertränkt. Die Magd hatte Kaltblütigkeit genug, um die Blöde zu spielen. Sie klatschte Beifall, gab ihre Genugthuung mit Zeichen und wildem Gelächter zu erkennen und half den Missethätern ihre Arbeit vollenden; diese zogen sich endlich zurück, ohne ihr Böses zuzufügen. Alsbald beeilte sie sich, dem Dorfe mit ihrem Instrumente Alarmzeichen zu geben. Ihre Herrin verstand dieses Zeichen der Not, verbreitete die Nachricht in Grimenz, und alsbald eilte eine Schar bis zu den Zähnen bewaffneter Männer ihr zu Hülfe. Die Magd stellte sich an ihre Spitze. Sie verfolgten die Diebe und holten sie ein, bevor dieselben noch den dritten Pass überstiegen hatten, und führten sie alle nach Grimenz. Man trug die Leichname der Gemordeten bis zu dem Druidenstein, wohin die Greise, Weiber und Kinder in Prozession entgegenkamen. Seitdem wurde dieser Felsblock der »Stein der Märtyrer« genannt.[1]) Der Körper des Hirtenjungen wurde zu dieser Zeit nicht gefunden, aber das folgende Jahr, am Tage des Beziehens der Alpe, erstand der Junge aus dem Teiche, ganz gerüstet, seinen Dienst als zweiter Schäfer wieder anzutreten. Er hatte sich dort auf fünf Jahre verdungen und kam treulich immer wieder, um die drei Sommer abzudienen, welche noch rückständig waren. Er

[1]) Mit der »Pierre des Martyres« muss es aber jedenfalls eine andere Bewandtnis haben, über die jedoch sowie auch über die der Druidensteine mit den Fussstapfen nichts bekannt ist. Herr Joachim Peter schreibt in seinem Briefe vom 23. Februar 1887 über den Märtyrerstein folgendes: »Au sujet de la pierre druidique de Grimenz on ne connait aucune anecdote particulière. Celle de Torrent que vous trouverez ci-joint s'y rapporte seulement sur un point.«

erfüllte gewissenhaft sein Tagewerk, ohne aufzuhören, die erste Hälfte seiner Zeit mit Singen, die andere Hälfte mit Weinen zu verbringen. Jedesmal am Tage des Hineinstürzens versenkte er sich in den Teich, welcher heute noch den Namen »*l'étang du dolin*« (Teich des Hirtenjungen) führt.

Gewiss machen die hier mitgeteilten Sagen und Märchen den allergeringsten Teil des vorhandenen derartigen Schatzes aus. Es wird demnach die Sache eines Eifischers selbst sein, alles Vorhandene zu sammeln, da man gegen ihn gewiss weniger zurückhaltend ist als gegen Fremde; kommt es ja auch anderwärts nicht selten vor, dass das Volk so manches, wahre Schätze des Wissens, verheimlicht, weil es fürchtet, für unwissend gehalten, ausgelacht oder verhöhnt zu werden. Aber dies soll kein Grund sein, irgend etwas zu verheimlichen, was für die Volkskunde und Geschichte manchmal von unschätzbarem Werte ist. So wollen wir denn hoffen, dass eine vollständige Sammlung der überlieferten Sagenschätze des Eifischthales nicht lange auf sich warten lässt.

Ornamentik.

Der Anfang, der Born und die Schafferin alles Schönen ist die unveränderliche, ewige, in ihren Gesetzen so erhabene Natur. Die den Menschen umgebenden Naturschönheiten, die einen bleibenderen Eindruck übenden Wunderwerke des Weltalls zwingen ihn, zu schaffen und den Schöpfer nachzuahmen.

Wie so manche andere Völker, haben auch die Ungarn ihre eigene Ornamentik, welche in den individuellen Eigenschaften der Nation wurzelt und seit vielen Jahrhunderten keine Änderung erlitten hat.

Obwohl man die Existenz der hunnisch-ungarischen Ornamentik mit greifbaren Beweisen über das XVI. Jahrhundert zurück nur mit wenigen Objekten nachweisen kann,[1]) so kann man doch mit Bestimmtheit behaupten, dass diese Ornamentik nicht die Erfindung des XVI. und XVII. Jahrhunderts ist, sondern dass die stilisierte Rose, Nelke und Tulpe der Ungarn stets in der traditionellen Weise vorhanden war und im Geiste der ungarischen Urzeit angewendet wurde Die Grabfunde in der alten und neuen Heimat, ferner die in vielen Beziehungen verwandte Ornamentik der Perser, Inder und anderer orientalischer Völker liefern hinlangliche Beweise für das hohe Alter der ungarischen Ornamentik. Wir finden gewisse Verzierungen des geschnitzten und bemalten Szekler Hausthores auch auf den Felsentempeln in Indien, und die stilisierte Rose des ungarischen Szûrs treffen wir auch in der Stickerei des Kalmückengewandes an; ein Nexus, der wohl nicht einer Verbindung mit der Neuzeit zugeschrieben werden kann.

Der Gesamteindruck der ungarischen Ornamentik ist orientalisch und, obwohl selbständig, so ist doch der persische, byzantinische, ja sogar indische Nexus unverkennbar. Freilich ist die Form nicht dieselbe, auch mangelt bei jenen die stilisierte pfauenaugartige Rose; aber die zusammengedrängte Zeichnung, die Sträusseanordnung, das Aufeinanderhäufen kleiner und grosser Blumen, der lockere organische Zusammenhang ist, wie in Ungarn, so auch dort zu finden.

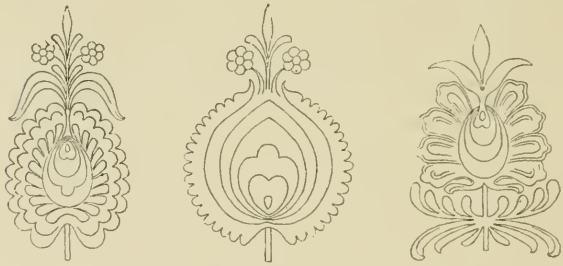
Und doch ist die Individualität der ungarischen Ornamentik ausschliesslich ungarisch; sie ist dem Ungarn eingefleischt, sie ist Blut aus seinem Blute, Fleisch aus seinem Fleische, sie ist von niemand geborgt und ist sein ausschliessliches Eigentum. Musterbücher, Zeichnungen giebt es nicht, und dennoch finden wir überall denselben Sinn, überall denselben Charakter. Jener Geist, welcher die Hand des Hirten im ungarischen Niederlande beim Schnitzen und Bemalen seiner langen Flöte leitet, leitet

[1]) Die Geschichte (Priscus) aber berichtet schon von dergleichen, indem sie sagt, dass auf dem Holzpalaste Attilas Haut-Reliefs angebracht waren.

auch die Hand des Meisters ähnlicher Erzeugnisse oben am Fusse der Karpathen, und derselbe Geist und Charakter, welcher sich in den Gewandstickereien im äussersten Osten des Landes offenbart, ist auch denen im äussersten Westen aufgedrückt.

Die Hauptmotive der ungarischen Ornamentik sind Blumengestalten, welche unmittelbar der Natur entnommen sind; denn die Typen, obwohl strenge stilisiert, sind leicht zu erkennen.

In der Ornamentik der Szekler, ferner in einigen westlichen Strichen des Landes, dort, wo schwarze Ungarn wohnen, ist der Tulpe der erste, der vornehmste Platz eingeräumt; ist sie ja doch derselben Heimat entsprossen wie die schwarzen Hunnen



selbst: den blutroten Tulpenfeldern der Krim und des Pontusgebietes. Es ist also nicht zu wundern, dass der Tulpe auch in den Volksliedern dieser Völkerzweige häufiger gedacht wird als irgend einer andern Blume. Bei den Árpád'schen, d. h. den eigentlichen Magyaren dagegen ist die Rose die Lieblingsblume; sie hat den ersten Rang in der Ornamentik und im Volksliede. Sie ist die Blume der alten Heimat; denn wir finden sie bei den damaligen Nachbarn, den Persern, ebenfalls hochgeschätzt.

Die Hauptzierde des ungarischen Szûrs ist die Kombination des Pfauenauges und der stilisierten Rose. Diese Kombination ist ungarische Erfindung, weil sie in keinem andern bekannten Stile anzutreffen ist, und wo sie vorkommt, ist sie eben nur von

den Ungarn entlehnt, weil sie bei diesen der natürlichen Rose und dem Pfauenauge viel ähnlicher ist als bei jenen.[1])

Die andern in der Ornamentik der beiden (schwarzen und weissen) ungarischen Volkerhälften anzutreffenden Blumen sind: die Nelke, die Kornblume und Herbstrose, das Maiblümchen, der Rosmarin, das Veilchen und das Vergissmeinnicht; aber diese sind im Vergleiche zur Tulpe und Rose viel seltener und spielen stets eine untergeordnetere Rolle.

In den Volksliedern sind alle diese Blumen unzähligemal verewigt. Umgekehrt wieder ist jede Blume des Volksliedes in der volkstumlichen Ornamentik vertreten, und eben nur diese, d. h. jede beim Volke beliebte Blume, ist gleichförmig aufzufinden in der Seele des Volkes, in den Kundgebungen seines Geistes: in seinen Liedern ebenso wie in seiner Ornamentik. Und gerade dies ist es, was dem ungarischen Stile den nationalen Charakter, den ungarischen Typus, aufdrückt.

Die ungarische Ornamentik wird vom Volke gehandhabt und ausgeführt; wissenschaftlich befassten sich mit ihr nur sehr wenige. Unter diese gehört Professor *Josef Huszka*.[2]) Seine Bemühungen verdienen die vollste Anerkennung. Er bereiste ganz Ungarn der Quere und der Länge nach, sammelte und kopierte mit Eifer. Der zweite, der sich mit dem Studium der

[1]) In den ungarischen Gräbern der Heidenzeit ist die Rose sehr häufig anzutreffen; unter solchen Grabfunden liefern die zu Pilin aufgedeckten Gräber die meisten der bei den Ungarn der Eroberungsepoche modern gewesenen Gestalten der Rose auf den metallenen Gewand- oder Pferdegeschirrzieraten.

[2]) Seine bisher erschienenen Werke und Abhandlungen, welche uns in diesem Abschnitte als Leitfaden dienten, sind: »*Magyar diszitö styl*« (Ungarische Ornamentik), *Budapest* 1885. in fol. Es ist ein Prachtwerk mit vielen Figuren im Texte und 45 Tabellen. — »*Teremtsünk igazán magyar müipart!*« (Schaffen wir eine wahrhaft ungarische Kunstindustrie!), *Sepsi-Szent-György 1890 in 8°*, ein kleineres Werkchen mit vielen Abbildungen. — »*Hazai ornamentikánk eredete és nemzetisége*« (Ursprung und Nationalität unserer vaterländischen Ornamentik) abgedruckt im »*A magyar mérnök- és épitészegylet közlönye*« (Organ des ungarischen Ingenieur- und Architektenvereins), *Budapest 1891* und *1892, Band XXV, Heft III* und *Band XXVI, Heft VII.* — »*A székely háza*«, *Budapest 1895*, ein Prachtwerk mit vielen Abbildungen.

ungarischen Ornamentik, aber speciell nur mit der Geschirrmalerei befasst, ist Universitätsprofessor *Vincenz Wartha*. Durch die Vergleichung der ungarländischen Geschirrmalerei mit jener des Auslandes ist er zu dem Schlusse gekommen, dass auf den Töpferwaren der südwestlichen Schweiz manche solche Eigentümlichkeiten zu finden sind, welche man nirgends sonst als eben nur dort und in Ungarn antrifft.[1]) Hieher können wir noch die Zeichnenprofessoren *Josef Pentschy* und *Ludwig Szentgyörgyi* zählen, welche derzeit eine altungarische Stickmustersammlung herausgeben.[2])

Das mehr philosophische Werkchen des *Dr. Ladislaus Réthy* über den ungarischen Stil gehört nicht in die Kategorie der früher genannten Werke, weil es uns über die Hauptsachen, über die Beschaffenheit des ungarischen Stiles, über sein Vorhandensein oder Nichtvorhandensein in tiefem Dunkel lässt.

Die drei Hauptgruppen der volkstümlichen Ornamentik sind: die gestickten Kleidungsstücke, dann die bemalten Möbel, die geschnitzten und bemalten Hausthore der Szekler und die Töpferwaren.

Aber auch auf den minutiösesten Dingen und Geräten finden wir diese Ornamentik, auf der Flöte, auf dem Hacken- und Streithammerstiel des Landmannes, auf dem Tabaksbeutel, auf dem Messerhefte aus Bockshorn, auf dem Joche der Ochsen u. s. w. Alles ist künstlich geschnitzt und bemalt.

Hinsichtlich der ungarischen Ornamentik liefern die gestickten Kleider das reichste Material. Obgleich im Eifischthale nichts mehr dieser Art sich vorfindet, so müssen wir den ungarischen Kleiderschmuck, wenn auch nur oberflächlich, dennoch kennen lernen, weil er in enger Beziehung zu den andern Gegenständen steht.

[1]) Ich weiss nicht, ob der Herr Professor damals, als er diese seine Erfahrung kundgab, schon Kenntnis hatte, dass es im Kanton Wallis Hunnenniederlassungen giebt; hatte er noch keine Kenntnis von ihrem Vorhandensein, so macht diese Entdeckung seinem Scharfblick um so mehr Ehre.

[2]) »*Kalotaszegi varrottas album*« (Album der Stickereien von Kalotaszeg) erscheint eben jetzt zu Klausenburg in 20 Lieferungen in 4°.

Auf dem Szûr, Suba (Lodenmantel), Ködmön (Pelzwams), Hemdachseln, Schürzen, Polsterüberziehen finden wir den unverfalschten, durch uralte Gepflogenheit festgestellten Typus der Ornamentik, sowohl hinsichtlich der einzelnen Elemente derselben, als auch hinsichtlich des Gesamtausdruckes, der Anordnung und Individualität. Die miteinander verquickten Gestalten des Pfauenauges und der Rose, die schmalen Blätter des Rosmarins, die regelmässigen Rosettchen der Herbstrose oder des Massliebchens, dann die Nelke und die Tulpe sind ihre Bestandteile. Die Verbindung ist straussartig.[1]) Bei den Bandverzierungen finden wir den Stengel wellenartig geschlängelt, manchmal auch mäanderartig wechselnd. Zwischen die grossen Blumen, welche den Kern des Strausses bilden, sind die kleineren Blumen gewissermassen hineingesteckt, denn ihre Stengel stehen mit dem eigentlichen Strausse in keiner organischen Verbindung.

Der gestickte Szûr und Suba sind die Evangelien der ungarischen Ornamentik. Auf grossen, leeren Flächen sind die spitzenartigen Einsäumungen und auf gewissen Stellen die Blumensträusse angebracht, bei welchen wegen des reichen, üppigen Blumenschmuckes der Grund, das Tuch oder Leder, gar nicht zu sehen ist. Den Saum finden wir an den Rändern und an dem Zusammenstosse der einzelnen Teile.

Die Ornamentik des ungarischen Volkes kann ferner, in zweiter Linie, auf seinen bemalten Möbeln, auf seinen geschnitzten und bemalten Hausgeräten, seinen Grabkreuzen, auf den lanzenartigen Grabhölzern der Szekler und auf deren Hausthoren beobachtet werden. Bei den Verzierungen der bemalten Möbel sind die Hauptgrundzüge der aufwärtsstrebende Blumenschmuck, der Vogel, der Krug, das Gartengeschirr oder der Blumenkorb. Unter den Schnitzwerken stehen die Szekler Hausthore und die lanzenartigen Grabhölzer hinsichtlich ihrer Formenschönheit obenan. Die inneren Stabglieder der halbkreis- oder hufeisen-

[1]) Die straussartige Anordnung der Blumen ist auch bei den Persern und bei den Slaven heimisch. Die Verwandtschaft, der Ureinfluss ist eben bis in die Urzeit auf viele und viele Jahrhunderte zurückzuverfolgen.

formigen, oben mit Taubenschlägen abschliessenden Thorbogen der Szekler Hausthore sind auf den Thür- und Fensteröffnungen der indischen Felsentempel wiederzufinden. Das äussere Ende dieser Stäbe bilden die herabhängenden Rosen der um den Thorbogen sich schlingenden Guirlande. Die mässig hohe, lebhaft bemalte Reliefverzierung der Thorpfeiler bilden die Rose, die Tulpe, die Nelke und das Maiblümchen. Der ganze Bau ist ausgesprochen morgenländisch.

Die schlanken Hausflursäulen haben stets zwei Kapitäler; ober dem unteren Kelche befindet sich ein grösserer, an die byzantinischen Säulenkapitäler mahnender Kelch. Auch das Muster dieser ganz sassanidischen Säulenkapitäler dürfen wir nicht im Westen suchen.

Das Material der Volksornamentik können wir endlich in dritter Linie auf den Erzeugnissen der ungarischen Töpferindustrie, auf den Krügen, Schüsseln, Tellern und Humpen studieren.

Selbst der primitivste Mensch hatte schon Töpfergeschirr notwendig, und so ist denn auch bei den Hunnen und Ungarn eine derartige uralte Industrie vorauszusetzen, welche sich selbständig entwickelt hat, obwohl von dieser gebrechlichen Ware nur hie und da in den Grabfunden etwas zum Vorschein kommt. Sonst kann das Alter des vorhandenen Geschirres im allgemeinen nicht über das XVII. Jahrhundert zurückgeführt werden.

Die Anordnung der Blumen auf dem Geschirre ist ebenfalls straussartig. Den Blumenschmuck der heutigen ungarischen Töpferindustrie kann man getrost unter das Material des nationalen Stiles reihen, weil er die Schaffung ein und desselben Geistes und ein und desselben Sinnes ist, wie alles übrige der ungarischen Ornamentik.

Der Ursprung, der Ausgangspunkt dieser drei Hauptgruppen der volkstümlichen Ornamentik war verschieden, und doch ist ihr Typus ein und derselbe: Ein straussartig zusammengestellter, mit Vögeln und andern Tieren und mit Blumenvasen gezierter Blumenschmuck ist, mit wenigen Worten ausgedrückt, der

Gegenstand des volkstümlichen Stiles, zu welchem die Lieblingsblumen des ungarischen Volkes das Material liefern.

Zu bemerken ist, dass der Blumenschmuck bei den verzierten Objekten nur an gewissen Stellen angebracht wird. So sehen wir ihn z. B. beim Szûr an der Stelle der Seitentasche, an den Enden der Ärmel, rückwärts ganz unten beim Schlitze und in den zwei unteren Ecken des herabhängenden langen Kragens, beim Suba an den Achseln und an dem Zusammenstosse des Ober- und Unterteiles. Diese Anordnung ist im allgemeinen eine Eigentümlichkeit des orientalischen Stiles, weil die detailliert ausgearbeiteten, strotzenden Verzierungen stets nur an gewissen, kleineren Stellen (namentlich um Öffnungen, Thüren, Fenster) auf grossen, glatten Oberflächen angebracht werden, um gewissermassen das Interesse auf diese dekorierten Punkte hinzulenken. Ein vielfenstriges, mit gezierten Gesimsen, Säulen und Streben gegliedertes Gebäude würde dem Geiste des ungarischen Stiles nicht entsprechen, auch wenn es über und über mit Tulpen und pfauenaugartigen Rosen bedeckt wäre.

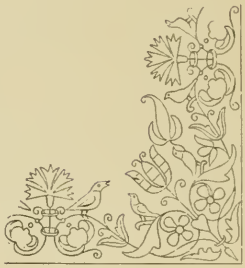
Sämtliche Nationalitäten Ungarns haben den ungarischen Stil angenommen, mitunter auch daran verdorben, indem sie ihm das Schwungvolle, das Leben nahmen und Steifheit und Charakterlosigkeit an seine Stelle setzten.

Und nun gehen wir auf die Ornamentik der Eifischer über.

Gestickte Kleidungsstücke giebt es daselbst nicht mehr; dass aber solche einst auch hier gäng und gäbe waren, können wir daraus entnehmen, dass die schwarze und dunkelgraue Farbe, die Farbe der Vorfahren, noch immer die Lieblingsfarbe ist, und weil ja die gestickten Kleidungsstücke beim hunnisch-magyarischen Volksstamme heute noch allgemein verbreitet sind. Das Verzieren der Kleidungsstücke kam wahrscheinlich ausser Übung, als die Mittel hiezu während ihrer vielhundertjährigen Abgeschiedenheit karge waren und diese Sitte dann vollkommen in Vergessenheit geriet.

Was das Töpfergeschirr anbelangt, glaube ich kaum, dass ein solches im Thale jetzt noch erzeugt wird. Die Teller und

PROBEN UNGARISCHER ORNAMENTIK.



PROBEN UNGARISCHER ORNAMENTIK.

Schüsseln, die ich zu Gesichte bekam, waren weiss, ohne Zierde; das andere Geschirr aber ist durch das dauerhaftere Blechgeschirr verdrängt worden; die Krüge, die sich in jedem Haushalte finden, sind von Zinn und werden, soviel ich weiss, ausserhalb des Thales erzeugt. Altes, bemaltes Töpfergeschirr mochte vor einem halben Jahrhundert noch vorhanden gewesen sein, aber da besuchte ein Antiquitätenhändler das Thal und kaufte daselbst alle alten Waffen, *Gefässe* und Münzen zusammen und machte auch die letzten noch vorhandenen derartigen Reste verschwinden.[1]) Nichtsdestoweniger haben wir die sichersten Anhaltspunkte, dass durch die verschiedenen, im Kanton Wallis befindlichen Hunnenniederlassungen noch viele Jahrhunderte nach ihrer Einwanderung Töpfergeschirr erzeugt und die Art ihrer Blumenverzierungen auch auf die übrigen nichthunnischen Teile des Unterwallis vererbt worden ist. Die Wahrnehmung über so manche Analogien auf den bemalten Tellern, Schüsseln und Krügen der südwestlichen Schweiz und jenen in Ungarn hat, wie schon gesagt, Professor Vincenz Wartha nachgewiesen. Ich selbst habe in Martigny, einem Städtchen, das in nächster Nähe von einigen andern Hunnenniederlassungen liegt, in den kleineren Gasthäusern, wo bloss das einheimische Volk verkehrt, so manches mit Blumensträusschen bemalte Töpfergeschirr gesehen, ihm aber leider nicht die gehörige Aufmerksamkeit gewidmet. Unter anderem fiel mir die Malerei jener kleineren Tellerchen auf, die man dort als Untersatz für die Weingläser giebt. Gemalte Blumen zierten auch diese Tellerchen, und auf ihrer Mitte ist gewöhnlich ein zum Trinken einladender Spruch zu lesen, als:

»Plus je bois.
Plus je crois.
Que de la terre
Je suis le roi.«

(Je mehr ich trinke, desto mehr glaube ich der König der Welt zu sein.)

[1]) »Toutes les vieilles armes, *vases*, monnaies ont été vendues par les communes à un brocanteur étranger. il y a une cinquantaine d'années.« *A. Bagnoud in einem Briefe aus dem Jahre 1885*

Oder:

»Vive le vin,
Vive l'amour,
Aimons bien.
Buvons toujours.«

(Es lebe der Wein, es lebe die Liebe; lieben wir gut, trinken wir immer.)

Auch dies ist ja eine Eigentümlichkeit, die man in Ungarn sehr häufig auf den Trinkkrügen, namentlich älteren Ursprunges, antrifft, und die beiläufig so lauten, wie die in Gasthäusern an der Wand angebrachten Sprüche, die bald eigene Dichtung des Wirtes, bald einem oder dem andern der Dichter entnommen sind und lauten:

»Wer kein Liebchen hat, der trinke Wein, und er wird glauben, dass jedes Mädchen in Liebe für ihn entbrennt«, oder:

»Es trinke Wein, wer Kummer hat, und der Kummer wird ihn flugs verlassen.«

Wenn also schon in Martigny so manches dieser Art zu finden ist, um wie viel eher musste dies ehemals im Eifischthale selbst der Fall gewesen sein.

Ungeachtet dessen, dass so viele Gegenstände der Ornamentik schon verschwunden sind, finden wir im Eifischthale doch noch reichliche Fundgruben für das Studium der hunnischen Ornamentik, aus welchen wir den sicheren Schluss ziehen können, dass sie mit der ungarischen identisch war und ist. Diese Fundgruben sind die zahlreichen Kapellen, so manche Teile der Häuser aussen und innen, die Friedhofkreuze und einiges Hausgeräte.

Die Hauptmotive der Ornamentik im Eifischthale sind ebenfalls Blumen. Die Hauptblume ist auch dort, wie bei allen übrigen Abkömmlingen der schwarzen Hunnen, die Tulpe, welche überall auf den kleinen Kapellen, auf den Grabkreuzen und in den Kirchen, hie und da auch auf den Häusern zu finden ist.

Es giebt im Eifischthale unzählige kleine Kapellen, die eben nur eine Nische haben, in welcher sich das Heiligenbild befindet.

Auf beiden Seiten der Nische sieht man ein Gartengeschirr gemalt, mitunter auch ein krugartiges Gefäss, welchem eine Tulpe[1]) und eine andere Blume entspriesst; aber den ersten Rang behauptet stets unverkennbar die Tulpe; das andere Blümchen nimmt den zweiten Rang ein und schmiegt sich bescheiden an jene. Die Tulpe ist beinahe in allen mir bekannten derartigen Darstellungen feuer- oder purpurrot.

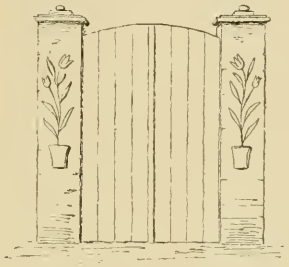
Hier eine derartige Malerei von der kleinen Kapelle in Mission,[2]) dann von jener in Mayeux.[3])

[1]) So nennt man sie, obwohl man sie auch für eine Feuerlilie halten könnte.

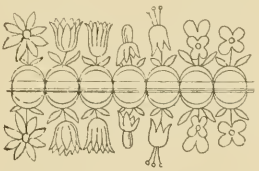
[2]) Der Stengel der Blumen ist blaugrün. die Blätter einfarbig grün. die Tulpe und die andere Blume feuerrot.

[3]) Das karminrote Geschirr steht auf bräunlicher Fläche: Stengel und Blätter sind grün, die Tulpen feuerrot, die kleine sternartige Blume ist blau mit gelbem Mittelpunkt.

Derartige in Geschirren stehende Tulpen finden wir in Ungarn in grosser Menge als Seitenverzierungen der Bodenfenster im Giebelfelde der Häuser und an Thor- und Thürpfeilern, namentlich im Szeklergebiete. Die nebenstehende Zeichnung stellt das Thor und die steinernen Thorpfeiler des Pfarrhofes in Csekefalva (Komitat Udvarhely) dar, auf welchen sowohl das Geschirr als auch die Blume erhaben in Stein ausgehauen sind, während in der zweiten Zeichnung die Blumen auf das weissgetünchte Giebelfeld eines Hauses, ebenfalls in Csekefalva, gemalt sind.



Eine charakteristische, grössere Malerei befindet sich im Innern der Kapelle in Mayeux hinter dem Altare und auf dem Gewölbe. Das Gewölbe ist ein Kreuzgewölbe und hat acht sich kreuzende Rippen, sogenannte Gurten, an denen entlang auf jeder ihrer Seiten verschiedene Blumen auf folgende Weise aneinandergereiht sind. Unter den Blumen erblicken wir ausser der Tulpe, dem Veilchen und der Herbstrose noch andere, wahrscheinlich Alpenblumen, die also in der ungarischen Ornamentik nicht heimisch und daher neuere Errungenschaften sind. Und dennoch machen diese Blumen, von denen die meisten nicht ganz, sondern nur ihr Rand, die Kontur-



linien, gemalt sind, den Eindruck der Seidenstickerei auf dem ungarischen Suba. Ganz nach ungarischem Geschmacke aber ist die Malerei auf der Hinterwand, ober dem Altare in ebenderselben Kapelle. In dieser Malerei behauptet die Tulpe, wie auch sonst überall, den ersten Rang; denn sie ist dreimal vertreten, und alle drei Blüten stehen obenan, während die Nelken

und die andern Blumen sich an sie anschmiegen.[1]) In Grementz zeigt das hinter der Kirche stehende Rektoratshaus auf seiner Stirnwand aus Holz eine höchst interessante Verzierung ein-

geschnitzt: einem Geschirr entspriessen Tulpen nach beiden Seiten sich ausbreitend; die Tulpen sind weiss bemalt. Dieser Tulpenschmuck nimmt beinahe die ganze Breite des Hauses ein.

Die Ornamentik der Eifischer können wir ferner auf den

[1]) Die Tulpen sind feuerrot, gelb und weiss gesprenkelt. die Nelken gelblich. die andern zwei Blumen gelb.

Grabkreuzen der Friedhöfe von Vissoie und Luc studieren; sie entspricht in allen ihren Teilen, sowohl was Malerei als auch Schnitzerei anbelangt, dem ungarischen Geschmacke. Die gewöhnlichste Form ist die von Figur 1 und 2. Die Farbe der Kreuze ist meistens rot, sehr häufig aber auch schwarz. Bei den roten ist die Farbe der Blumen meist ihre natürliche, bei den schwarzen aber ganz weiss; und der Stengel ist, wie bei allen ungarischen Bandverzierungen, wellenartig geschlängelt. Die Umrisse der Kreuzarme sind tulpenförmig mit kleineren Zusätzen. Eine seltenere Form der Kreuze ist die, wie wir sie in Figur 3 zeigen. Hier finden wir in der Schnitzerei die Tulpenform deutlich ausgeprägt, ja sogar die einzelnen Blätter der Blume durch Einkerbung markiert. Den sonst in der Mitte der Kreuze befindlichen Stern sehen wir hier auf den Enden der Kreuzarme. Ferner habe ich in Vissoie ein sehr schön geschnitztes unangestrichenes Kreuz angetroffen, dessen Arme von Blättern gebildet werden, an deren Ende je eine Rose sich befindet (Figur 4). Zwei sehr schön geschnitzte und mit grellen Farben bemalte Kreuze sind in Figur 5 und 6 dargestellt. Dies sind jedoch die einzigen zwei derartigen Ausnahmen, die ich sah. Bei Figur 5 finden wir ausgesprochen indische Motive;[1] bei Figur 6 aber sind die vier fächerartigen Zierden um den Mittelpunkt bemerkenswert, weil wir dieselben sehr häufig auch auf den Pfeilern der Szekler Hausthore finden; sie sind nach Professor Huszka nichts anderes als die stilisierte Palme, welche eine sehr häufig vorkommende Zierde von Gebäudeteilen im Oriente war und noch ist. Die Hunnen brachten diese Palmenverzierung aus der alten Heimat mit; in der neuen geriet dann der Ursprung der Verzierung in Vergessenheit und erhielt später, immer mehr und mehr stilisiert, seine gegenwärtige Gestalt.[2] Alle diese Kreuze befinden sich auf dem Friedhofe

[1] Dies ist die Ansicht des Herrn Professors Huszka, des gründlichsten Kenners dieser Ornamentiken.

[2] In der Zeitschrift *»A magyar mérnök-és építészegylet közlönye«* (Organ des ungarischen Ingenieur- und Architektenvereins), *Budapest, 1892, XXVI. Band, VII. Heft.* S. 201—207.

Fig. 1.

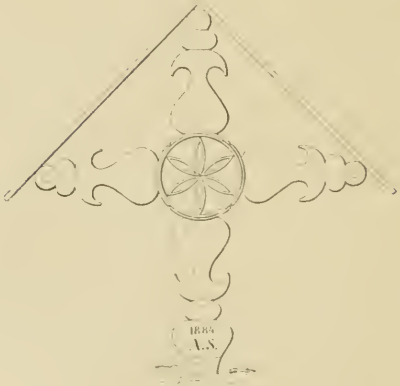


Fig. 2.

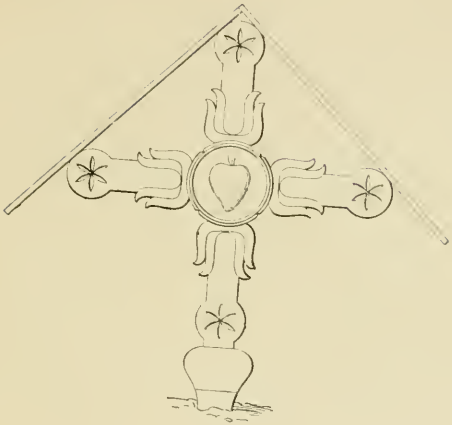


Fig. 3.

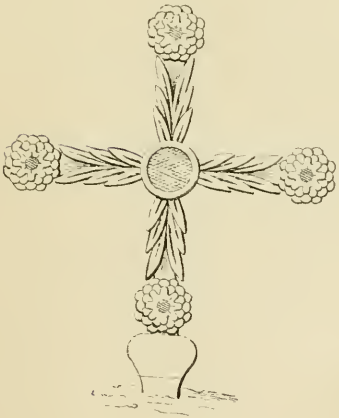


Fig. 4.

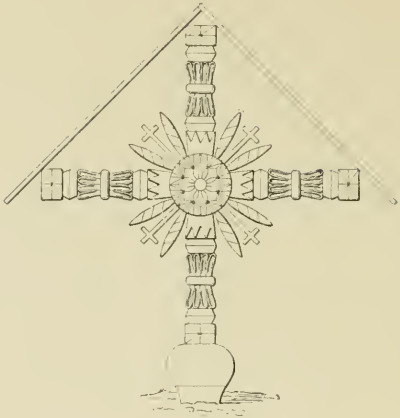


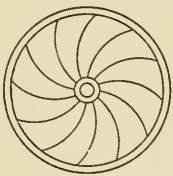
Fig. 5.

Fig. 6.

von Vissoie, aber die von Luc haben ganz genau solche Formen, wie die beiden zuerst besprochenen (Figur 1 und 2).

Aufschriften haben diese Grabkreuze nicht, sondern ganz unten nur die Anfangsbuchstaben des Namens des Verstorbenen und höchstens noch das Jahr des Ablebens. Viele Kreuze finden wir aber auch ohne diese Buchstaben. [1])

Den Mittelpunkt der Kreuze ziert, wie wir gesehen haben, ein Herz, am gewöhnlichsten aber eine stern- oder windrädchenartige Figur. Beide sind in allen Fällen plastisch geschnitzt und bemalt; jedes Schäufelchen des Windrades hat thatsächlich jene schräge Fläche gegen das nächstfolgende Schäufelchen, wie es bei einem Windrade z. B. bei den alten Radventilatoren der



Gasthauslokalitäten der Fall ist. Die Schäufelchen sind korrespondierend angebracht, je vier und vier, gleichfarbig; es sind daher bei einem Rade mit sechzehn Schäufelchen viererlei Farben vertreten. Bei schwarzen Kreuzen, deren Blumenschmuck weiss gemalt ist, sind die Schäufelchen abwechselnd schwarz und weiss.

Ich habe einen beträchtlichen Teil Europas bereist; aber nirgends habe ich diese Figuren, namentlich das windradartige

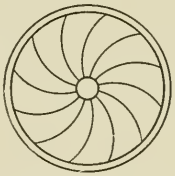
[1]) Auf dem Friedhofe in Vissoie giebt es nur ein einziges Grabdenkmal aus Stein; dasselbe führt folgende Aufschrift:

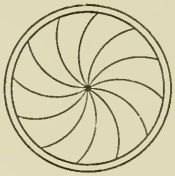
A la mémoire
des trois frères Rouaz
Mathias, Pierre, Theodule
Célibataires.
R. I. P.

Décédés en 1875.

Le village de Grimentz
par reconnaissance.

(teils mit, teils ohne Nabe), anderswo angetroffen, als in Ungarn und in den Schweizer Hunnenniederlassungen. Im Eifischthale finden wir sie auf den Grabkreuzen und in der Mitte des Zimmerdecken-Querbalkens; in Ungarn finden wir sie auf den prachtvoll geschnitzten und bemalten Thorpfeilern der Szekler Häuser neben dem Spruche der Bewillkommnung im Namen Gottes; wir finden diese Figuren ferner auf dem Querbalken der Zimmerdecke, von wo sie da und dort durch das Jesus- oder durch das Marienmonogramm verdrängt worden sind; wir finden diese Figuren auch an den Seitenwänden der Kinderwiegen, dann, aber eben nur das windradähnliche Gebilde, als knopfförmige Verzierung aus Metall auf den Brustschnüren der ungarischen Kleidungsstücke.





Schon aus der Stelle, an welcher diese zwei Gebilde angebracht sind, kann man schliessen, dass man ihnen eine gewisse Heiligkeit, eine talismanartige Kraft zuschrieb, durch welche man das Haus gegen böse Geister, das Wiegenkind gegen Behexung, den Mann, der es auf der Brust trug, gegen die Waffen des Feindes gefeit wähnte. In dieser Annahme bestärkt uns der Umstand, dass man den Thorpfosten in Ungarn »*kapubálvány*« (Thorgötze) nennt; ferner nennen die Palóczen die eine der beiden den Querbalken stützenden Säulen »*bálvány*« (Götze);[1] eine gewisse Schirmkraft mutet ferner der Landmann in ganz Ungarn, jetzt vielleicht schon unbewusst, diesem Querbalken, namentlich dessen mittlerem Teile, wo eines dieser Zeichen

[1] Bei den Palóczen wird der Querbalken durch zwei runde Säulen gestützt, deren eine unmittelbar neben der den Ofen umgebenden Bank, »*szap*« genannt, steht und »*bódog anya*« (glückliche Mutter) heisst; die zweite, mehr in der Mitte des Zimmers stehende, heisst »*bálvány*« (Götze).

angebracht ist, zu, indem er in die Intervalle der oberen Balken sein Bargeld und andere Wertsachen, sein Gebetbuch, die Bibel und die Briefe seiner Lieben legt. Dieser Querbalken im Dorfwirtshause ist auch der Zeuge der Herausforderung zum Gottesgericht, zum Zweikampf, indem der beschimpfte oder gekränkte Bursche seine kleine, langstielige Hacke in denselben hineinhaut, wo sie mit der vorderen, längeren Spitze stecken bleibt und

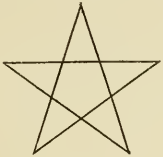


Fig. 1.

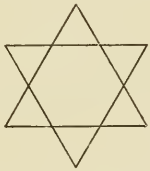


Fig. 2.

von wo sie dann der Geforderte zum Zeichen der Annahme des Kampfes herausnimmt.[1])

Diese Figuren mussten demnach bei Hunnen und Ungarn dieselbe oder noch eine wichtigere Bedeutung haben als bei den altgermanischen Völkern der Trudenfuss (Figur 1), bei den Mohammedanern das »Mihr Sulejman« (Siegel Salamons) (Figur 2), bei den Juden das »Mogen Dowid«, d. i. das Zeichen Dawids, (Figur 2), bei den Christen das Jesus- und das Marienmono-

IHS M

gramm oder das Kreuz. Und in der That, mit diesen Rädchen, ob nun sternartig, ob als Windrad oder gar als einfaches Wagen-

[1]) Dieses sonderbare Duell war namentlich jenseit der Donau, in den Komitaten Somogy, Zala, Veszprém gebräuchlich, wo jeder Landmann eine kleine Hacke, »*balaska*« (spr. balaschka), als Waffe trägt. Die Kämpfer setzten sich auf den Erdboden, einander gegenüber, in einer Entfernung von 10 bis 20 Schritten, und warfen die Hacke mit grosser Geschicklichkeit gegeneinander, aber so, dass sie, man könnte sagen, räderschlagend auf dem Boden dem Gegner zuhüpfte. Man nannte diesen Kampf von der Hacke »*balaskálás*« (spr. balaschkálāsch) oder auch »*barkozálás*« (spr. barkotzālāsch). Einen solchen Kampf

rad,[1]) hat es seine eigene Bewandtnis. Diese Gebilde stammen aus der Urzeit und sind identisch mit dem Tschakrakultus der Buddhisten, von deren Religion und Geheimwissenschaften so manches auch bei den Persern und bei dem hunnisch-magyarischen Volke heimisch war. *Tschakra* heissen bei den Buddhisten Indiens, *Tschark* bei den Persern, diese radartigen Gebilde, d. i. »Feuerrad der Gerechtigkeit« oder »des Gesetzes«. Sein Kultus war bei diesen Völkern allgemein und hochgehalten, war es doch nichts anderes als das Sinnbild des Feuergottes, der Sonne. Auch in Indien finden wir das Tschakra auf verschiedene Art abgebildet. Auf der Meisselung im Phrabatkloster in Siam[2]) hat es die Gestalt von Figur 1, auf einem Tafelchen von Sippara[3]) die von Figur 2 und auf einer Skulptur zu

Fig. 1.

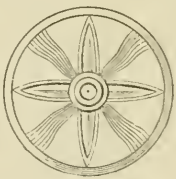


Fig. 2.

Fig. 3.

Santschi, die »Verehrung des Rades des Gesetzes«,[4]) hat es die Gestalt von Figur 3. In Venedig auf den zwei freistehenden

selbst sah ich nie, wohl aber einmal das Opfer desselben: den Verwundeten in seinem Blute liegend, als ich in den sechziger Jahren durch Apáti nach Szigetvár fuhr. Der Kampfplatz war die Wiese ausser Apáti. Dergleichen Kämpfe sind, wenn nicht ganz abgekommen, doch schon sehr selten.

[1]) In dieser Gestalt traf ich es, erhaben gemeisselt, auf der Stirnwand von Steinhäusern im Plattenseegebiete, so unter andern in Siófok im Komitate Veszprém.

[2]) »*Sphinx*«, *Monatschrift für Seelen- und Geistesleben* (herausgegeben von Dr. iur. *Hübbe-Schleiden* in Neuhausen bei München, Verlag von C. A. Schwetschke in Braunschweig), *Band VII* und *Band XII* (hier S. 88).

[3]) *(Nach Perrot.) Allgemeine Weltgeschichte von Th. Flathe, G. F. Hertzberg, Ferd. Justi, von Pflugk-Hartung, W. Philippsen. Das Altertum, I. Teil* (Geschichte der orientalischen Völker, von F. Justi). *Berlin, 1884, S. 137.*

[4]) *(Nach Fergusson.) Ebendort, Das Altertum, I. Teil.* (Geschichte der orientalischen Völker, von Ferd. Justi). *Berlin, 1884. S. 502.*

viereckigen Säulen *(Pili acritani)* neben der Markuskirche, welche aus dem Oriente stammen und auf welchen, plastisch gemeisselt, altungarische Buchstaben zu schauen sind, finden wir das Tschakra in den Variationen von Figur 4, 5 und 6, teils lose ohne jedwede Verbindung mit dem Blätterschmucke, zwischen diesen hineingesteckt, teils statt Blumenköpfen auf beblätterten Stengeln.[1])

Da wo man diese symbolischen Zeichen im Eifischthale und in Ungarn einst im vollen Bewusstsein ihrer Bedeutung angebracht hatte, da bringt man sie heute nur mehr aus alter Gewohnheit, ohne Kenntnis ihres einstigen Zweckes an.

Eine Kombination von sieben solchen Sterngebilden finden wir auf dem Querbalken des ersten grossen Zimmers des Erdgeschosses im Hause der Heiligengeist-Bruderschaft in Vissoie

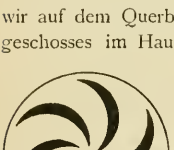


Fig. 4.

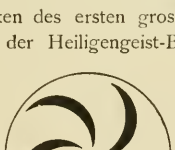


Fig. 5.

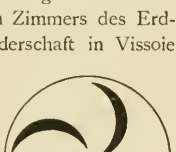


Fig. 6.

meisterhaft eingemeisselt. Die zwei gekreuzten Beile (Fig. 7) können möglicherweise auf die Zimmermannskunst deuten, und die kombinierten Sterngebilde (Fig. 8) könnten ohne jede Bezugnahme ausgestemmt worden sein, damit der Eifischer Meister (denn auf fremde Handwerker und Arbeiter war man nie angewiesen) seine Kunstfertigkeit verewige. Aber die Beile können möglicherweise auch das Sinnbild der richterlichen Macht sein, weil daselbst alljährlich das »sacrificium profane« (wie es die Szeklerchronik nennt) d. h. die Nationalversammlungen abgehalten wurden, bei welchen stets auch Recht gesprochen und ausgeübt

[1]) Kurze Berichte über das Tschakra finden wir in der *»Sphinx«* (Monatschrift für Seelen- und Geistesleben), herausgegeben von Dr. iur. *Hübbe-Schleiden, Braunschweig, im VII.* und *im XIV. Bande* (Juli-Heft des Jahres 1892, S. 88.)

worden ist (vgl. S. 300. u. 340). Auch die Sterngebilde können als Sinnbilder längst vergangener Zeiten, obzwar schon unbewusst und nur mehr aus altem Gebrauche, eingehauen gelten; denn diese Figuren werden durch zweimal sieben ineinandergreifende und solcherweise sich gegenseitig ergänzende Sterne gebildet, und aus zweimal sieben Stämmen bestand, wie wir wissen, auch die hunnisch-magyarische Nation, nämlich aus sieben schwarzen und aus sieben weissen Stämmen.[1])

Wir wollen uns nicht beirren lassen, wenn vielleicht manche ob dieser Annahme verächtlich die Achsel zucken, weil wir

Fig. 7.

Fig. 8.

wissen, dass alles, was man im Eifischthale an Gebräuchen und Sitten findet, althergebracht ist. Und wenn wir uns in Ungarn ein wenig umsehen, so finden wir für diese Sternkombination so manche Analogie, z. B. in der Kirche zu Földvár im Kronstädter Komitat, wo auf dem nun ober der Thüre des nördlichen Seitenschiffes eingemauerten Schlusssteine des Kirchengewölbes (jetzt hat die Kirche nur eine Holzdecke) ein Wappen eingemeisselt ist, welches dem Gebilde im Bruderschaftshause in Vissoie ganz ähnlich ist, nur dass bei jenem die Sterne nicht ineinandergreifen (Fig. 9).[2]) Zu den Analogien dürfen wir ferner auch den

[1]) Aus eben diesem Grunde sind wir versucht, auch bei jenen Windrädchen des Eifischthales, wo schwarze und weisse Schäufelchen abwechseln, eine Beziehung auf die schwarzen und weissen Stämme vorauszusetzen, bei jenen aber, welche vielfarbig sind, dass sie einst die zweimal sieben regelrechten Stammesfarben trugen.

[2]) *Blasius Orbán* in seiner Beschreibung des Szeklerlandes. Das Wappen soll nach den Forschungen eines gewissen Kurz, welchen Baron Orbán citiert, aus dem Jahre 1471 stammen.

anderswo vielleicht gar nicht vorkommenden Stern mit sieben Strahlen rechnen, da Sterne doch stets mit fünf, sechs oder acht Strahlen dargestellt werden. Zwei Sternenfiguren mit je sieben strahlenartigen Auslaufern habe ich auf der Holzfüllung der Oberlichte eines Hausthores in der Botosgasse zu Székely-Udvarhely entdeckt (Fig. 10). Auch für die Einfassung der Sternkombinationen im Hause der Heiligengeist-Bruderschaft haben wir Analogien in untenstehenden zwei Figuren, welche ich im Thale des Gagybaches im Komitate Udvarhely als Zierden in den Ecken der Thorpfeiler angetroffen habe (Fig. 1 u. 2).

Fig. 9.

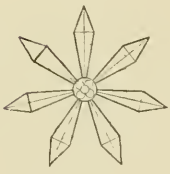


Fig. 10.

Wie in Ungarn, so ist es auch im Eifischthale gebräuchlich, der einfachsten Sache durch Anbringung einer, wenn auch noch so geringen Zierde ein gefälligeres Aussehen zu geben und ihr mit selber zugleich die Eintönigkeit zu nehmen. So finden wir den Rand am Ende der Wandbalken der Häuser neben der Verzapfung zierlich gekerbt (Fig. 3—5).

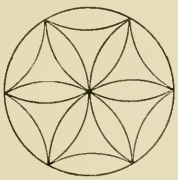
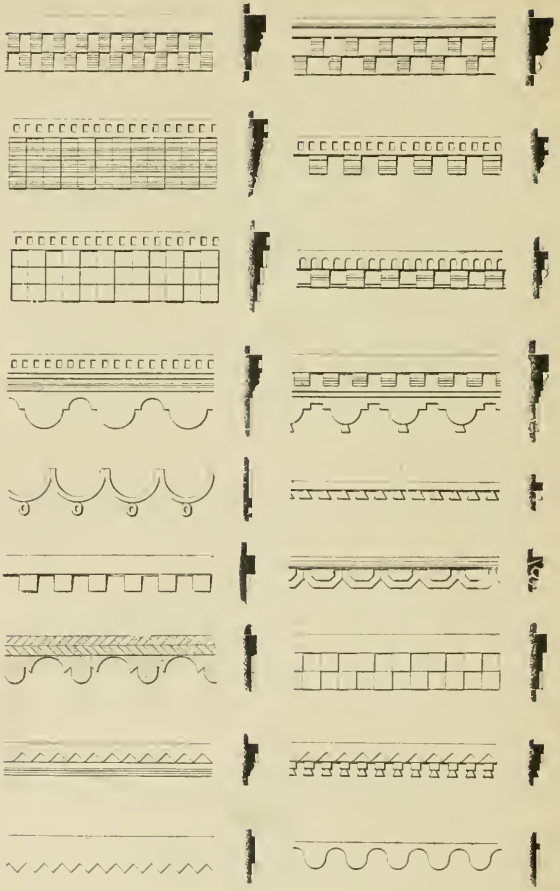


Fig. 1.

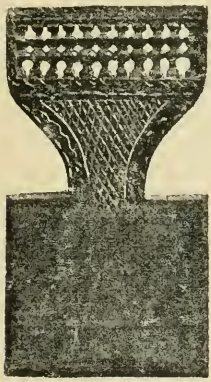
Fig. 2.

Um der Stirnwand des Holzhauses die Eintönigkeit zu benehmen, hat man an einem der Balken ober den Fenstern des Erdgeschosses, hie und da auch an einem ober den Fenstern des ersten Stockes ganz niedliche, gesimsartige Verzierungen ausgestemmt. Obwohl dies nichts Typisches, ausschliesslich Hunnisches ist, wollen wir dennoch einige Proben vorzeigen.

Fig. 3—5.



Äusserst zierliche und charakteristische Werke der Holzschnitzerei sind die plastisch geschnitzten, und mit Ölfarben bunt bemalten oder mit Wachsfarbe gebeizten »*Palettes à chandelles*« (Plättchen zum Aufwickeln von Wachskerzchen), die mir

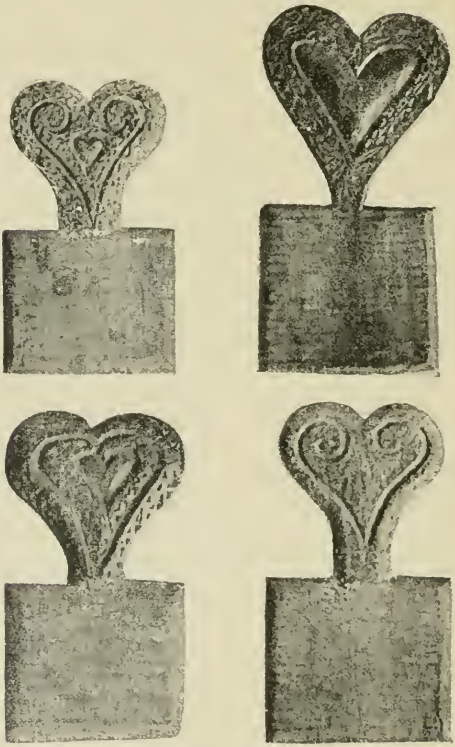


in der Kirche bei Gelegenheit des Begräbnisses des Basil Zufferey sofort in die Augen stachen. Die hier abgebildeten sechs Stück war Herr Joachim Peter so gefällig, mir im Dezember 1891 zu schicken. [1])

Der geschnitzte und bemalte Teil ist der Handgriff, auf den platten Teil aber werden die Wachsstöcke aufgewickelt. Am wichtigsten für uns sind die vier Stücke, deren Handhabe eine

[1]) Es sind die grossmütigen Spenden der Marie Epiney (Zordonna), Epiney Marie Rever (Ayer), Simon Theytaz (Ayer), Philomena Gnoss (Ayer), Euphemia Solioz (Vissoie) und Peter Epiney (St. Jean).

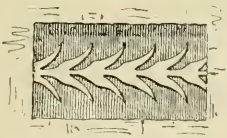
Herzform hat, weil sowohl diese selbst, als auch die Art ihrer Einfassung ausgesprochen ungarischen Stiles ist.



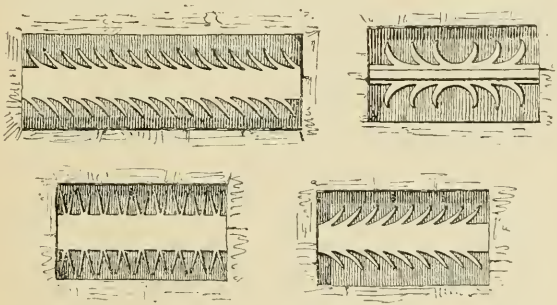
Es mögen wohl noch viele ähnliche andere Schätze im Eifischthale zu finden sein, welche aber meinen Augen, der ich nicht soviel in Privatwohnungen herumkommen konnte, verborgen

blieben. Diese auszuforschen und bekannt zu machen, möge ebenfalls Sache eines gebürtigen Eifischers sein.

Zum Schlusse besehen wir uns noch die Kellerlöcher — ja die Kellerlöcher, denn auch diese dürfen unserer Aufmerksamkeit nicht entgehen. Wir finden dort eine Vorrichtung, welche Katzen, von denen ich, nebenbei gesagt, im ganzen Thale keine einzige gesehen habe, und andern Tieren das Eindringen in die Keller unmöglich macht. Es ist dies eine horizontal eingemauerte Eisenleiste, von welcher auf- und abwärts zahn- oder eigentlich mehr blattartige Spitzen auslaufen.



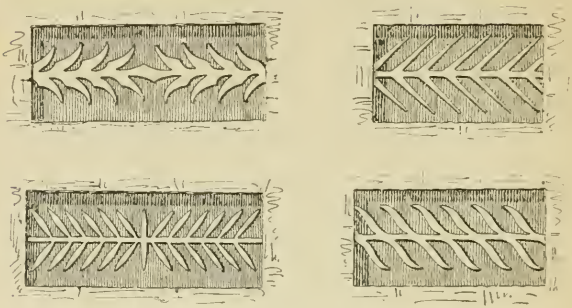
Derartige Vorrichtungen habe ich wieder nur im Szeklergebiete, speciell in Maros-Vásárhely,[1]) und zwar in folgenden Formen gefunden:



und in Pinkafő, an der westlichen Grenze Ungarns, auf dem

[1]) An den Kellerlöchern im Hause Nr. 3. der Kazinczygasse, dann an den Kellerlöchern des Gebäudes der Teleky-Bibliothek und noch bei andern Häusern.

ehemaligen Wachgebiete, wo einst ebenfalls schwarze Hunnen (Bissenen) wohnten, in folgenden Formen:[1])



Ich glaube nicht zu irren, indem ich die Vermutung ausspreche, dass auch in dieser Analogie ein Nexus aus uralten Zeiten obwalte,[2]) weil doch überall anderwärts der allgemeine Schutz der Kellerfenster ein gewöhnliches Gitter ist.

Schlusswort.

Das interessante Völkchen von Eifisch ist also ein aus grauer Vorzeit frisch und lebendig gebliebenes Restchen, das die von so vielen mit gewissen Tendenzen schief beleuchteten Tugenden seiner hunnischen Vorfahren treu und sorgsam bis auf den heutigen Tag überliefert hat.

[1]) Unter andern bei den Kellerlöchern des Rathauses und der Gendarmeriekaserne.

[2]) Dass nicht alle Ungarn und Hunnen Nomaden waren, sondern feste Wohnsitze, ja grosse Städte hatten, das setzen die Autoren ausser allen Zweifel.

Das Eifischer Volk ist stolz auf seine Abstammung und stolz auf sein heutiges freies, unabhängiges Vaterland. Seine Lebensweise steht weder mit dem guten Anstande noch mit den guten Sitten der Neuzeit im Gegensatz. Das Volk ist nüchtern, arbeitsam, sparsam, bescheiden, zugleich aber über die Massen gastfreundlich und zuvorkommend, ohne dabei seiner Würde etwas zu vergeben. Es ist vor Krankheiten, welche den Bewohnern des Rhonethales so arg zusetzen, verschont. Skrofeln, Kropf und Kretinismus, dieser Fluch so mancher Gegenden des Wallis, sind ihm fremd. Daran mag auch wohl nicht geringen Anteil die Thätigkeit der Frauen haben, die sich auch den härtesten Arbeiten nicht entziehen. Allem Ungemach der Elemente und des Wetters von zartester Jugend an ausgesetzt, entwickeln sich die Kinder kräftig und vorteilhaft. Dieses Volk kennt kein Elend; es ist reich, weil es sich mit wenigem begnügt; das Elend, welches andere Völker bedrückt, kennt es nur dem Namen nach.

Wenn nun die Eifischer ihren materiellen Wohlstand mit der Armut ihrer Nachbarn im Rhonethal vergleichen, welch letztere der Fremdenverkehr nicht eben bereichert hat, kann man da noch staunen, wenn sie sich so fest an ihre alten Gepflogenheiten anklammern und jede Neuerung mit Misstrauen aufnehmen? Möge man über die Achtung und Pietät, mit welcher sie an den alten Sitten und Gebräuchen festhalten, spotten: das brave Völklein lasse sich ja nicht beirren!

Zum Schlusse muss ich dankend jener Herren gedenken, die mir bei dieser Arbeit stets hülfreich und bereitwillig zur Seite standen. Der eine ist der vormalige Herr Pfarrer von Vissoie, der zwar nicht im Eifischthale geboren, [1]) jedoch über sieben Jahre (von 1880—1887) Pfarrer in Vissoie war und nun Professor der Kirchengeschichte im Seminar zu Sion ist. Er sammelte und schickte mir unzählige, wertvolle Daten, die bisher gänzlich unbekannt waren; er forschte nach Büchern, schickte

[1]) Herr Bagnoud ist unten im Rhonethale, in Lens (spr. Len ohne Nasal) geboren.

mir dieselben oder besorgte aus ihnen Abschriften; von ihm habe ich die liebliche Legende der Bekehrung erhalten, als sie im Druck noch nicht erschienen war. Nachdem ich zu Hause alles Gesammelte zu einem Ganzen zusammengefügt hatte, zeigten sich so manche Lücken, die unbedingt ausgefüllt werden mussten. Drei Bogen zugleich schickte ich ihm einst, mit Fragen vollbeschrieben, nicht weniger als ein halbes Hundert an Zahl, und ungeachtet dieser Menge beantwortete sie der Herr Pfarrer mit seltener Genauigkeit und Ausführlichkeit und versicherte diesmal sowie in jedem seiner spätern Briefe, dass ich getrost schreiben möge, wenn ich noch Auskunft brauche; denn er werde stets und mit Vergnügen all das beitragen, was zur Lösung dieser Frage dienlich sei. Ein anderer thätiger Forscher und Berichterstatter war Herr Salaming, damaliger Kaplan in Vissoie, jetzt Pfarrer in Chandolin. Er ist ein Kind des Thales und daher in allem gut versiert; er sammelte emsig fremdartig klingende Wörter und Redensarten und opferte mir und der Sache manche Stunde, als wir die ganze Liste der Familien- und Ortsnamen durchgingen, damit ich die Aussprache derselben mit eigenen Ohren hören und mit deutscher oder, wo die Laute derselben nicht ausreichten, mit ungarischer Orthographie niederschreiben könne. Herrn Joachim Peter, einem der jetzigen Deputierten im Grossen Rate (Landtag), der lebendigen Chronik des Thales, verdanke ich eine Wörtersammlung und die Volkssagen. Auch er versicherte, dass er stets mit grösstem Vergnügen alles beschaffen werde, was mir angenehm und seinem Vaterlande, »seinem geliebten Thale«, nützlich wäre. In seiner Dienstfertigkeit war er so recht durchdrungen von dem Spruche Ovids: »Et pius est patriæ facta referre labor.« Zu nicht geringem Danke bin ich auch Herrn Rektor Felly und dem Präsidenten von Luc, Herrn Peter Pont, verpflichtet; beide teilten mir verschiedene, höchst wichtige Daten mit, die auf so manche Umstände ein beleuchtendes Licht werfen. Mit solch kräftiger Unterstützung war es mir denn nicht schwer, alles das zusammenzubringen, was ich gesammelt und aufgearbeitet habe; es ist genug, um

u wissen und überzeugt zu sein, dass dieses interessante Völkchen natsächlich ein Rest der schwarzen Hunnen ist. Dieser Fall iene uns auch in Hinkunft als Beispiel, dass wir stets mehr en Überlieferungen und der Geschichte eines Volkes, als den ophismen und Klügeleien eines Bücherwurmes und Doktrinärs lauben mögen.

Aber mit diesem Buche möge die Litteratur des Eifischthales icht abgeschlossen und beendigt sein. Allenfallsige Irrtümer esselben müssen berichtigt, manche von mir nur kurz angeeutete Dinge ausführlicher behandelt werden; das Patois der Eifischer müssen wir genau kennen, nicht minder dessen vorandene Lieder; ebenso muss die dem Eifischer Liede allein igentümliche Melodie aufgezeichnet und dieses Völkchens Sagen urch alles noch Vorhandene ergänzt werden; die schon gänzlich rloschenen Sitten müssen nach den vorhandenen Überlieferungen benfalls aufgezeichnet, die noch vorfindlichen, ihrer Ursprungchkeit aber zum Teil schon entkleideten auch in der Art bechrieben werden, wie sie einst wirklich ausgeübt wurden; mit inem Worte, es muss alles noch Erfassliche ausgeforscht, gesammelt und erklärt werden, denn nichts ist hier so geringfügig, lass es nicht aufgezeichnet zu werden verdiente. Alles dieses ann jedoch nur ein Eifischer selbst zustande bringen, weil er llein die hiezu erforderliche Musse und Gelegenheit, sowie die nerlässlich notwendige Kenntnis des Patois hat; er kennt jeden Winkel seines Thales und weiss, von wo alles das herzuholen ist. Seine kundige Hand wird dann alle jene kleinen Bruchstücke ls Ergänzung und prächtige Zierden in jenes Gebäude einfügen, las ich mich bemüht habe aufzubauen. In einem solchen Werke verde auch ich meinen besten Lohn finden.

Und nun sage ich meinen freundlichen Lesern ein herzliches Lebewohl, füge jedoch bei: Auf Wiedersehen, so Gott will, in len andern, von Hunnen und Mauren bewohnten Thälern der Schweiz und Ober-Italiens!

Anmerkungen und Berichtigungen.

Das N neben dem Pfeile in den Grundrissen und neben den Opfersteinen bedeutet *Norden*.

Im Wallis sagt man wohl allenthalben der Rhone oder der Rhodan, aber in den übrigen Teilen der Schweiz überall die Rhone.

Die Accentuierung der gedehnt auszusprechenden Vokale in den ungarischen Wörtern ist überall der Regel entsprechend mit Ausnahme des langen, mit zwei Strichen zu bezeichnenden *ő* und *ű*, für welches wir überall *ô* und *û* gesetzt haben, weil diese dem an den kaum merklichen Unterschied von Punkten und Strichen nicht gewöhnten Auge des Deutschen auffälliger sind.

Seite 7, Zeile 9 v. u. nach »*Ungria nigra*« ist einzuschalten: (Schwarzungarn).
» 10, » 2 v. u. statt: *Erdy* soll es heissen: *Érdy*.
» 24, » 7 v. u. » : *Türken* » » » : *Turken*.
» 30, » 14 v. o. » : *Anniviers, — deutsch Eifischthales* soll es heissen: *Anniviers-, deutsch Eifischthales*.
» 40, » 2 v. o. » : *Humage* soll es heissen: *Humagne*.
» 46, » 6 v. u. » : *Humage* » » : *Humagne*.
» 59, » 9 v. u. » : *Schoten* » » » : *Früchte*.
» 65, » 4 v. u. » : *der* » » » : *des*.
» 160, » 7 v. o. » : *Wuardo* » » » : *Wuardou*.
» 184, » 19 v. o. » : *Jakob* » » » : *Jakab*.

Verlag: Art. Institut Orell Füssli, Zurich.

Professor Reuleaux

6te Original-Ausgabe des Schweizerischen Robinson

von **J. D. Wyss,**
neu durchgearbeitet und herausgegeben von Prof. Dr. **F. Reuleaux**, in Berlin
Mit farbigem Titelbild und 170 Holzschnitten nach neuen Originalzeichnungen von Kunstmaler W. Kuhnert in Berlin, und einer Karte.

Zwei elegante Bände in gross Oktav. Preis 10 Mk.

Der „Schweizer. Robinson" ist und bleibt das Buch der Bücher für die Jugend. Dafür spricht schon die Thatsache, dass ein Mann von der Bedeutung des Hrn. Prof. Reuleaux, dem dieses Werk in seiner Jugend eine reiche Quelle der Anregung, Belehrung und Charakterbildung gewesen ist, in seinen alten Jahren den Verleger zu einer neuen Ausgabe ermunterte und sich auf dessen Drängen entschloss, das Buch durchzuarbeiten und neu auferstehen zu lassen, um dasselbe der deutschen Nation zu erhalten.

Armlos. Eine Erzählung für junge Mädchen von B. From. Eleg. Leinenband, Mk. 2. 50.

Die Heldin der Geschichte ist eine Malerin, die, ohne Arme geboren, dem Trieb ihres Herzens folgt, Malerin zu werden, und mit Mut und Energie all die Schwierigkeiten überwindet, welche ihr Gebrechen und ihre Armut ihr entgegenstellen. Sie erreicht ihren Zweck und beweist neben dieser ihrer Beharrlichkeit eine solche Anhänglichkeit an ihre Eltern, Geschwister und Wohlthäter und eine Menge so vortrefflicher Eigenschaften, dass wir sie lieben und achten müssen.

Wanderungen durch das heilige Land von Professor Dr. K. Furrer, Pfarrer am St. Peter in Zürich. Mit 162 Illustrationen und 3 Karten. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Eleg. geb. 10 Mk.

*** Die Schilderungen sind durchaus lebendig und ansprechend, daher auch anschaulich und fesselnd. Die Ausstattung ist die beim Art. Institut Orell Füssli gewohnte, brillante.

(Evangelisch-reformierte Blätter, Prag.)

Davos in Wort und Bild

unter besonderem Hinweis auf eine naturgemässe Heilung der Lungenschwindsucht, dargestellt von Pfr. Fr. Hissbach. 68 S. 8° mit 3 Illustrationen. Elegant gebunden Preis: 2 Mk.

Von vornherein ein Buch, das voll und ganz hält, was es in seinem Titel verspricht. Es erweitet sich zu einer grossen Gemeinschaft der Lungenkranken und giebt ihr jeden nur wünschenswerten Aufschluss über diesen mit Recht zum Weltruf gelangten Lungenkurort.

Aber was von ganz besonderem Interesse für jeden Brustleidenden sein muss, ist im ersten Teil die Abhandlung über die naturgemässe Heilung der Lungenschwindsucht. Beim Lesen derselben zwingt sich uns die Erkenntnis auf, so und nicht anders ist eine erfolgreiche Bekämpfung dieser tückischen Krankheit möglich. Hier wird in der That ein Weg eröffnet, der, wie kein anderer, zur Heilung führen muss, wenn überhaupt solche noch zu erreichen ist.

Soeben ist erschienen:

Durch Schwaben.

Württembergische Wanderbilder,
herausgegeben von Professor Dr. J. Hartmann und andern. 508 S. 8° mit 157 Abbildungen. Elegant in Ganzleinwand gebunden. Preis 6 Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 27 05 06 012 4